GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Welt.Raum.Körper : Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum

Würmann, Carsten; Schuegraf, Martina; Smykalia, Sandra; Poppitz, Angela (Hrsg.)

2007

https://doi.org/10.25595/1089

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

. Würmann, Carsten; Schuegraf, Martina; Smykalia, Sandra; Poppitz, Angela (Hrsg.): *Welt.Raum.Körper : Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum*. Bielefeld: transcript Verlag, 2007. DOI: https://doi.org/10.25595/1089.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

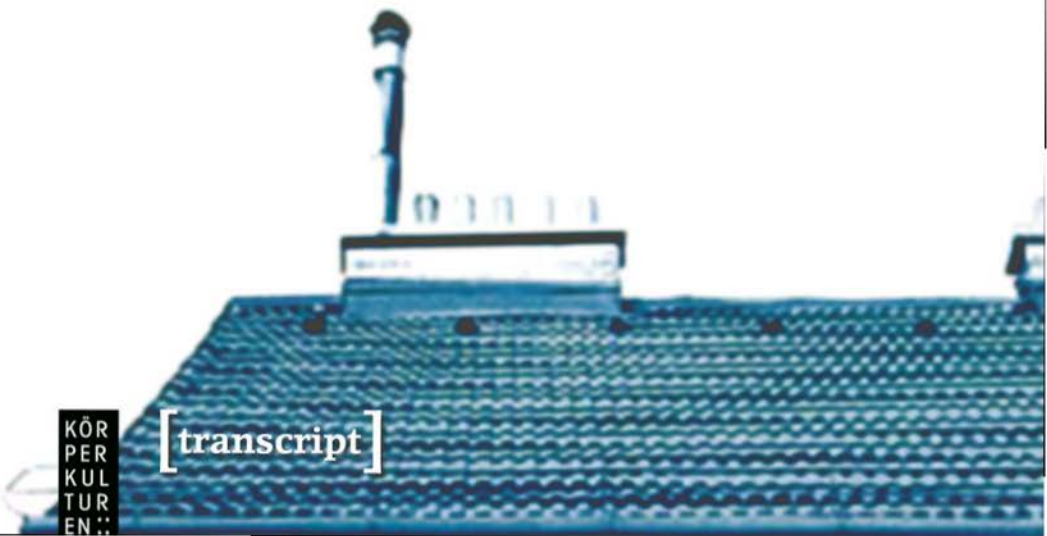
FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Carsten Würmann, Martina Schuegraf,
Sandra Smykalla, Angela Poppitz (Hg.)

Welt.Raum.Körper

Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum



[transcript]

KÖR
PER
KUL
TUR
EN

Welt.Raum.Körper

Carsten Würmann, Martina Schuegraf, Sandra Smykalla,
Angela Poppitz (Hg.)

Welt.Raum.Körper

Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum

[transcript]

Gedruckt mit Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: © Christa Zauner
Lektorat: Carsten Würmann, Martina Schuegraf, Sandra Smykalla, Angela Poppitz
Satz: Carsten Würmann
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-89942-757-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

Welt. Raum. Körper. Transformationen und Entgrenzungen 9
CARSTEN WÜRMANN, MARTINA SCHUEGRAF, SANDRA SMYKALLA, ANGELA POPPITZ

PRODUKTION UND ANEIGNUNG SOZIALER RÄUME

Grenzverschiebungen. Zur Neukonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozess 15
MARKUS SCHROER

Exklusion und Embodiment: Formen sozialen Ausschlusses im modernen Kapitalismus 37
STEFAN THOMAS

Ortswahl und Ortseffekte – Funktion und Aneignung sozialer Räume unter mittellosen jungen Erwachsenen in Asmara/Eritrea 57
MAGNUS TREIBER

Mobiles Arbeiten im Zug. Räumliche Entgrenzungen von Arbeitsalltag und Bahnabteil 69
ANGELA POPPITZ

MEDIALE INSZENIERUNGEN VON KÖRPER

Weltraum-Körper. Die Inszenierung von weiblichen Captains und Action Girls in Science-Fiction-Fernsehserien 87
NADJA SENNEWALD

Gezeichnete Darsteller und animierte Stars. Körperinszenierungen zwischen Animation und Live Action 105
SEBASTIAN RICHTER

Körper-Performance und mediale Präsentation:
Zur Inszenierung von Körper im Videoclip 125
MARTINA SCHUEGRAF

FIGURATIONEN VON RAUM UND KÖRPER

Genetische Kolonisation als Flexibilisierung – warum
die Genetisierung der Zeugung keine Medikalisierung ist 139
BETTINA BOCK VON WÜLFINGEN

Bilder von Körper, Raum und Welt 159
ANITA JANZEN

Welt – Raum – Körper – Bild 169
SILKE HELMERDIG

Zahlenkörper – Funktionenräume – unendliche Welten.
Einfälle eines Mathematikers zu Raum und Körper 173
TORSTEN STEIDTEN

KONSTRUKTIONEN VON KULTUR UND IDENTITÄT

Frauen als Fremd*körper*.
Neun Thesen zur kulturellen und sexuellen Geographie
in der Kopftuch-Debatte 179
MANFRED SING

Regionen als nationale Identifikationsräume
im europäischen Integrationsprozess 201
MARCUS HOPPE

›The Informer's Unsafe Tongue‹:
Körperliche und soziale Züchtigung in Irland
im frühen 19. Jahrhundert 219
CLEMENS KÖRTE

NARRATIVE RÄUME – POLITISCHE KÖRPER

»AAAAHHHHH!«
Von Sprachkörpern, postdramatischem Theater und den
Schreiwettbewerben der Restsubjekte in René Polleschs
Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr 237
THOMAS ERNST

Empire, Terror und bedrohte Leiblichkeit in Conan Doyles frühen Sherlock Holmes-Erzählungen *A Study in Scarlet* (1887) und *The Sign of the Four* (1889) 255
ANSGAR WARNER

Adornos Urgeschichte der Subjektivität oder: Der Aufstieg und Fall des Individuums 271
HELMUT HEIT

Autorinnen und Autoren 291

Herausgeberinnen und Herausgeber 297

Danksagung

Dieser Band entstand als Fortsetzung einer Tagung, die unter dem Titel »weltr@um.koerper – Globalisierung, Technisierung, Sexualisierung von Raum und Körper« von den Promovierenden der Hans-Böckler-Stiftung 2004 in Bad Bevensen veranstaltet wurde. Er knüpft an die dort gehaltenen Vorträge und Diskussionen an. Ein herzliches Dankeschön gebührt der damaligen Vorbereitungsgruppe, allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für die anregenden Diskussionen und die konstruktive Gesprächsatmosphäre und insbesondere denen, die sich mit ihren Beiträgen an diesem Band beteiligt haben. Ein großer Dank gilt – last, not least – der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung, ohne deren großzügige Unterstützung weder die Tagung noch dieser Band möglich gewesen wäre.

Carsten Würmann, Martina Schuegraf, Sandra Smykalla, Angela Poppitz

Welt. Raum. Körper.
Transformationen und Entgrenzungen

CARSTEN WÜRMANN, MARTINA SCHUEGRAF, SANDRA SMYKALLA, ANGELA POPPITZ

Das Phänomen und die Bedeutung von sich wandelnden, sich verschiebenden, sich entgrenzenden, gar verschwindenden oder auch sich neu formierenden Räumen sind in den letzten Jahren zunehmend ins Interesse der Forschung gerückt. So ist in den Kulturwissenschaften bereits von einem »topographical turn« und in den Geschichts-, Sozial- und Medienwissenschaften von einem »spatial turn« die Rede. (Vgl. Dünne 2004) Körper, die sich schaffen und geschaffen werden, sich verändern und vergehen, sind als Konstrukt ihrer Kontexte ebenfalls schon seit längerem ins wissenschaftliche Blickfeld getreten. So verweist etwa der »performative turn« auf die Herstellung und Konstruiertheit von Darstellungs- und Aufführungsprozessen. Mit der Fokussierung auf performative Inszenierungen werden immer auch Körper und ihre Präsentationen in den Blick genommen.

Bis vor einigen Jahren war es vor allem der Physik, Geographie und Raumplanung vorbehalten, sich schwerpunktmäßig mit Räumen und deren Auswirkungen auf das soziale Verhalten von Individuen zu beschäftigen. (Sturm 1999) In anderen Disziplinen blieb Raum als Thema und analytische Kategorie lange ausgeblendet. Das Bild vom Raum als einem Behälter, einer Art Schachtel, die Dinge und Lebewesen enthält, entstand in der Antike und hat sich als Vorstellung des Alltagsverständnisses über Jahrhunderte hinweg erhalten: Der Alltagsraum spannt sich dreidimensional auf, ist nominal berechenbar und mit Gegenständen gestaltbar. Analog zu diesem Raum stellt sich das traditionelle Körperbild dar: Der Körper erscheint als dreidimensional, nach außen abgeschlossen; er kann mit etwas aus- bzw. angefüllt werden. Damit wird ein technisches Körperbild konstruiert, das sich durch klare Grenzen auszeichnet und von räumlicher Behälterstatur ist. (Löw 2001)

Inzwischen gilt es als Status quo der Forschung, dass Raum und Körper durch vieldeutige Wahrnehmungen und komplexe Bedingungen konstituiert werden und es deshalb nicht *den* Raum oder *den* Körper gibt. So wurde z.B. durch die Sozialwissenschaften thematisiert, dass Raum als soziales Konstrukt nicht nur die Bedingung, sondern auch ein Ergebnis menschlichen Handelns ist; kultur- und medientheoretische Ansätze betonten die Bedeutung der kulturellen Produktionsweisen von Räumen und Körpern.

Mittlerweile verweisen kultur-, sozial- und geisteswissenschaftliche Erkenntnisse auf flexibilisierte und pluralisierte Vorstellungen von Körper, Raum und Zeit. Untersucht wird deshalb derzeit nicht nur, wie sich Räume von einer messbaren Umgebung hin zu einem Bestandteil sozialen Austausches wandeln oder welche Bedeutungen sich in kulturelle Körperbilder einschreiben, im Fokus der Betrachtung steht vor allem die wechselseitige Bedingung der Konstitution von Raum und Körper. Sichtbar gemacht werden gleichzeitige und widersprüchliche Phänomene der Entgrenzung und Begrenzung bzw. der Verkörperung und Entkörperung, aber auch Durchkreuzungen und Verschiebungen in der Verräumlichung von Körpern und der Verkörperung von Räumen. Analytisch in den Blick genommen werden dabei Macht-, Ungleichheits- und Ausgrenzungsverhältnisse und die Möglichkeiten ihrer Veränderung, Verschiebung und Auflösung.

Vor allem im Kontext von Globalisierung werden die Privatisierung öffentlicher Räume, die Technisierung und Virtualisierung von Körper und Raum, die Hybridisierung von Orten sowie die Ent- und Re-Sexualisierung von Körpern problematisiert. Wie sich Subjekte entwerfen und wie sie leben (können), hängt maßgeblich von gesellschaftlichen Bedingungen und Diskursen ab, die Grenzen wie auch Möglichkeiten ihrer Lebensweisen und Existenz bedingen. Dualistische Trennungsschemata wie Mann-Frau, Inländerin-Ausländer, Natur-Kultur, Privatheit-Öffentlichkeit etc. markieren dabei ausgehandelte Grenzlinien, die zu überschreiten als riskant erscheinen. Im Zuge des Wandels von politischen, geographischen, kulturellen und ökonomischen Verhältnissen stehen diese Grenzlinien in Frage.

Dieser Band spiegelt nicht nur unterschiedliche disziplinäre Zugriffe, sondern auch die Vielfalt der erkenntnistheoretischen und empirischen Herangehensweisen aktueller Auseinandersetzungen mit Raum und Körper wider. Dabei vereint die hier versammelten Beiträge ein kritisch-fragender Zugang auf Prozesse der Verräumlichung und Verkörperung und eine Bewertung ihrer Effekte aus gesellschaftskritischer Sicht.

Im ersten Teil des Bandes werden Produktionen und Aneignungen sozialer Räume in globaler und lokaler Perspektive untersucht. MARKUS SCHROER widerspricht dabei in seinem Beitrag sowohl denen, die von Deterritorialisierung und Entgrenzung ausgehen und das Verschwinden des Raums postulieren, wie auch jenen, die von einer Renaissance des Raums sprechen,

die sich in der Wiederkehr bzw. Wiederentdeckung des Lokalen, des Regionalen und der Orte zeige. Indem er die »Spezifizierung« und »Diversifizierung« von transnationalen und virtuellen Räumen sowie Global Cities nachzeichnet, belegt er seine These, dass wir es aktuell mit einer Verschränkung von Enträumlichungs- und Verräumlichungsprozessen, mit Entgrenzung *und* Begrenzung, Deterritorialisierung *und* Reterritorialisierung zu tun haben. STEFAN THOMAS geht der Frage nach, wie Formen sozialen Ausschlusses im modernen Kapitalismus funktionieren. Mit den Konzepten von Exklusion und Embodiment zeigt er am Beispiel des Berliner Szenetreffpunktes *Bahnhof Zoo* als einem »paradigmatischen Ort des sozialen Abseits«, dass die Ausgrenzung der von Armut Betroffenen von einem Subjektivierungsprozess getragen wird. Die Betroffenen internalisieren die sozialen Benachteiligungen und reproduzieren damit ihren sozialen Ausschluss auch noch selbst. Auf besondere sozialräumliche Ausgrenzungsstrategien in Form von städtischer Segregation kann so weitgehend verzichtet werden. Nicht die Unterwerfung der Subjekte, sondern ihre Selbstbehauptungsmöglichkeiten unter widrigen Umständen veranschaulicht MARKUS TREIBER. Er greift dabei auf die Ergebnisse seiner Feldforschungen in Asmara, Eritrea, zurück und beschreibt Raumaneignungsstrategien junger Erwachsener, die sich trotz materieller Not, rigider moralischer Vorstellungen und eines allgegenwärtigen autoritär-militaristischen Machtapparates ihren Ort nicht lediglich passiv und zwangsweise zuweisen lassen, sondern ihn aktiv – manchmal sogar fast trotzig – im Rahmen gegebener Möglichkeiten auszuwählen und zu gestalten suchen. Die Effekte der räumlichen Entgrenzung im Alltag von Berufspendlerinnen und -pendlern untersucht ANGELA POPPITZ am Beispiel von Bahnreisenden. Die technischen Möglichkeiten zur Arbeit im Zug verändern nicht nur die Organisationsform der Arbeit und verschieben so die Grenzen zwischen Heim und Arbeitsplatz, sie verwandeln auch den Charakter des Zugabteils, das von einem ›klassischen Zwischenort‹ des Reisens und des Übergangs zu einem Bereich des Arbeitens wie des privaten Lebens wird.

Die Beiträge des zweiten Teils diskutieren die Inszenierungen von Körpern in medialen und digitalen Räumen. NADJA SENNEWALD analysiert die »Heldennarration« von weiblichen Captains und Action Girls in Science-Fiction-Serien und verweist auf Verschiebungen der Geschlechterinszenierungen, die trotz Tendenzen zur Retraditionalisierung Widerstände gegen normative Vergeschlechtlichung demonstrieren. SEBASTIAN RICHTER beschäftigt sich mit Veränderungen in der Ästhetik hybrider Bewegungsbilder in den Filmgattungen Live Action und Animationsfilm und erläutert daran seine These, dass der Schauspielerkörper durch die Digitalisierung der Filmproduktion immer mehr zu einem Teil der Animation wird und an »Integrität« einbüßt. MARTINA SCHUEGRAF zeigt anhand der Körperinszenierungen von Stars im Musikmedienkontext den performativen Charakter von Körperkon-

struktionen auf. Dabei geht sie davon aus, dass zur Inszenierung als performativem Akt nicht nur die oder der (Körper-)Performende, sondern auch die Zuschauenden gehören, da erst durch ihre Anerkennung der Körper-Performance die Aufführung zu einer glaubwürdigen Inszenierung wird.

Den Figurationen von Raum und Körper nähern sich die Beiträge des dritten Teils in bildlicher Form sowie aus diskurstheoretischer und mathematischer Perspektive. BETTINA BOCK VON WÜLFINGEN untersucht den ›Expertendiskurs‹ in deutschen Printmedien zur Expansion »Neuer Gen- und Reproduktionstechnologien« und arbeitet heraus, welche diskursiven Stränge und Metaphern hier miteinander kombiniert werden und so einen neuen Raum des Vorstellbaren eröffnen, der die Idee einer generellen Laborzeugung als möglich erscheinen lässt. Sie stellt heraus, wie eine Zunahme von Biomaterial und genetischer Information metaphorisch wie physisch neue und nicht zuletzt kommerzielle Räume entfaltet. Der Sichtbarkeit von Raum und Körper in ihren Prozessen der Verschiebungen und Veränderungen widmen sich die Arbeiten von CHRISTA ZAUNER, MICHAELA GÖLTL und SILKE HELMERDIG. Vorgestellt von ANITA JANZEN und ergänzt um Überlegungen von SILKE HELMERDIG, präsentieren sie künstlerische und fotografische Auseinandersetzungen mit Welt, Raum und Körper. TORSTEN STEIDTENS Beitrag erinnert daran, dass Körpern und Räumen in der Mathematik eine ganz eigene Bedeutung zukommt, die aber andererseits durch die Praxis, mit ihnen Prozesse zu simulieren, Auswirkungen auf die Körper und Räume in den anderen Wissenschaften und Lebenswelten der Menschen haben können.

Die Konstruktion von Kultur und Identität nimmt der vierte Teil in den Blick. MANFRED SING untersucht die seit Mitte der 1990er Jahre in deutschen Medien geführte Debatte um das Tragen von Kopftüchern moslemischer Lehrerinnen im deutschen Schuldienst. Er demonstriert an leitkulturellen und multikulturellen, feministischen und islamischen, juristischen und akademischen Äußerungen zum Kopftuch, wie Frauen islamischen Glaubens zu Fremdkörpern in europäischen Gesellschaften stilisiert werden. Obgleich die Europäische Union den Nationalstaat allmählich abzulösen scheint, macht MARCUS HOPPE deutlich, dass dies mit gegenläufigen Tendenzen einher geht und Regionen in diesem europäischen Integrationsprozess zu neuen Nationen stilisiert werden. In Schottland, Wales und Norditalien versuchen nationalistische Parteien, die entstandenen Möglichkeitsstrukturen innerhalb der Europäischen Union zu nutzen, um neue nationale Identifikationsräume zu schaffen. CLEMENS KÖRTE zeigt am historischen Beispiel der körperlichen und sozialen Züchtigung derjenigen, die im Irland des frühen 19. Jahrhunderts in den Verdacht gerieten, mit der englischen Herrschaft zusammenzuarbeiteten, wie Menschen aus einer als sozialer Körper verstandenen bäuerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen wurden; sei es, indem sie zum Wegzug, zur Emigration gezwungen oder in Einzelfällen auch umgebracht wurden.

Der letzte Teil eröffnet schließlich Perspektiven auf narrative Räume, die als Kontexte, Orte oder öffentliche Räume der Politisierung von Körper fungieren und hierdurch ihre je spezifische Konstruiertheit sichtbar werden lassen. THOMAS ERNST führt vor, wie der ontologische Dualismus von Körper und Geist im »politischen Theater« radikalisiert und zu überwinden gesucht wird. Am Beispiel des Theaterstücks *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr* von René Pollesch thematisiert er die veränderten Arbeitsverhältnisse und die daraus resultierenden modifizierten Körperzurichtungen. ANSGAR WARNER liest die beiden ersten Sherlock Holmes-Erzählungen *A Study in Scarlet* und *The Sign of the Four* als Auseinandersetzungen des englischen Imperiums mit seiner Rolle in der von ihm geschaffenen globalen Welt. Während Dr. Watson und Sherlock Holmes Verbrechen aufklären, die genau in diesem Spannungsverhältnis stehen, verkörpern sie als Kriegskrüppel und Kokainkonsument zugleich selbst die zweifache Bedrohung des Empires: die physische Überlastung durch Gewalteinwirkung von außen sowie den körperlichen Verfall, der durch die Einführung ›fremder‹ Stoffe verursacht wird. Zu guter Letzt problematisiert HELMUT HEIT den Aufstieg und Fall des Individuums aus der Sicht Theodor W. Adornos. Er zeichnet nach, dass die zentralen Überlegungen Adornos zum historischen Wandel des Subjekts sich dabei nicht auf die modernisierungstheoretische Frage nach der Konstruktion personaler Identität konzentrieren, sondern auf die Möglichkeiten eines vernunftbegabten und zur Kritik fähigen Subjekts im Sinne Kants. Dies führt ihn zu der Frage, inwiefern Kants Postulat der »Aufklärung als Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit« in der Weiterführung durch Adorno noch ihre Aktualität besitzt.

Literatur

Dünne, Jürgen (2004): Forschungsüberblick Raumtheorie, www.raumtheorie.lmu.de/Forschungsbericht4.pdf (8.9. 2007).

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften, Opladen: Leske und Budrich.

Grenzverschiebungen. Zur Neukonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozess

MARKUS SCHROER

Globalisierung – dieses Schlüsselwort sozialwissenschaftlicher Debatten seit den 1990er Jahren – hat die Raumthematik wieder auf die Tagungsordnung gesetzt. Dabei stehen sich zwei Positionen gegenüber, die scheinbar einander ausschließende Standpunkte vertreten. Während die eine Seite von Deterritorialisierung und Entgrenzung ausgeht und das Verschwinden des Raums postuliert, gehen andere von einer Renaissance des Raums aus, die sich in der Wiederkehr bzw. Wiederentdeckung des Lokalen, des Regionalen und der Orte zeige. Meine These, die es im Folgenden zu entfalten gilt, lautet, dass wir es weder mit einem Ende des Raums noch mit einer Wiederkehr des Raums zu tun haben, sondern mit einer Verschränkung von Enträumlichungs- und Verräumlichungsprozessen, mit Entgrenzung und Begrenzung, Deterritorialisierung und Reterritorialisierung. Was wir beobachten können, ist nicht die zunehmende Irrelevanz oder Relevanz des Raums, sondern eine Krise der bewährten Raumvorstellungen. (Schroer 2006)

Anders aber als gängige Vorstellungen es nahelegen, die von einer restlosen Ablösung alter Ordnungen durch neue ausgehen, sehe ich jedoch keine neue Raumordnung entstehen, die die alte gänzlich ablösen würde. Was empirisch zu beobachten ist, ist vielmehr die Gleichzeitigkeit verschiedener Raumordnungsmodelle. Während wir es auf der einen Seite mit der viel thematisierten Entstehung neuer Räume zu tun haben, die das alte nationalstaatliche Containermodell unterlaufen und neue Formen des Politischen hervorbringen, haben wir es auf der anderen Seite mit der nur mangelhaft thematisierten Beharrlichkeit bzw. Wiederbelebung des Containermodells zu tun. Entscheidend scheint mir jedoch gerade die Gleichzeitigkeit beider Raummodelle in Theorie und Praxis, aus der sich zahlreiche Konflikte der Gegenwart ergeben.

Das Containermodell dabei steht für die seit der Antike bekannte Vorstellung vom Raum als Behälter, in dem Dinge und Menschen aufgenommen

werden können und ihren festen Platz haben. Die Übertragung der Vorstellung vom Behälterraum in die Sozialwissenschaften hat zu der fatalen Annahme geführt, dass soziale mit politischen und ökonomischen Räumen zusammenfallen und an den jeweiligen territorialen Grenzen der Staaten enden.

Diesem substantialistischen bzw. absolutistischen Raummodell steht spätestens mit Einsteins Relativitätstheorie ein relationales Raummodell gegenüber, demzufolge Raum als »relationale Ordnung körperlicher Objekte« verstanden wird. (Vgl. Läpple 1991: 189ff.; Löw 2001; Jammer 1960) Nach diesem Verständnis lassen sich Raum und ein wie immer gearteter Inhalt des Raums nicht voneinander trennen. Raum und körperliche Objekte sind vielmehr untrennbar aufeinander bezogen. So wichtig dieser Wandel innerhalb des sozialwissenschaftlichen Raumverständnisses auch ist, darf er nicht zu der Vorstellung führen, als wäre damit die Containerauffassung vollständig ad acta gelegt. Ein epistemologischer Wandel zieht nicht automatisch einen empirischen Wandel nach sich. Zwar können in der Tat neue Raumkonfigurationen beobachtet werden, die sich dem Containermodell nicht länger fügen. Der transnationale Raum mag hier ebenso als Beispiel dienen wie der virtuelle Raum. Ihnen stehen aber Räume gegenüber, die weiterhin als Container modelliert werden. Gerade dort, wo das Bedürfnis nach eindeutigen Grenzziehungen und klaren Unterscheidungen von *hier* und *dort*, *eigen* und *fremd* vorherrschen, ist die Containervorstellung durchaus noch lebendig. Neu konstituierte Nationalstaaten können hier ebenso als Beispiel dienen wie die Vorstellung von der »Festung Europa« oder den *gated communties*, die in allen Metropolen der Welt vorzufinden sind.

Deterritorialisierung und das Ende des Nationalstaats

Globalisierung steht für die Nachricht, dass die Grenzen fallen. Globalisierung meint die Ausweitung und Intensivierung von Kommunikationsbeziehungen über nationale Grenzen hinweg. Der weltweite Austausch von Geld, Dienstleistungen, Technologien, Waren, Kapital, Menschen und Informationen nimmt zu und entzieht sich zunehmend der Steuerung und Gestaltung durch den Nationalstaat. Der Nationalstaat wird von Entwicklungen erfasst, die er weder ausgelöst hat noch zu steuern oder zu kontrollieren vermag. Der Staat ist nicht mehr länger der *gate keeper*, sondern ein Einfallstor für globale Entwicklungen jedweder Art. Auslöser dieser Entwicklung sind mehrere Faktoren, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Weltweite wirtschaftliche Verflechtung

Am augenfälligsten zeigt sich Globalisierung hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Seite: Zwar gibt es Zweifel an der Neuigkeit internationaler wirtschaftlicher Verflechtung, da es schon lange einen weltweiten Handel gibt, der über nationalstaatliche Grenzen hinausweist, und es bereits einmal Zeiten gegeben hat, in dem der globale Handel womöglich ausgeprägter funktionierte als derzeit. (Vgl. Brock 1998: 275f.) Die geographische Ausdehnung und die Zunahme der Interaktionsdichte des internationalen Handels sowie die globale Vernetzung der Finanzmärkte leiten jedoch ein Stadium ein, das die bisherige Rolle der Nationalstaaten in bisher unbekanntem Ausmaß entscheidend verändert. Wirtschaftliche Aktivitäten lösen sich in einem Ausmaß von nationalstaatlichen Rahmen, das Nationalökonomien zu Geisterökonomien werden lässt. Insofern haben wir es nicht nur mit einer rein quantitativen, sondern auch mit einer qualitativen Veränderung zu tun.

Auffällig an der Diskussion über diese Entwicklung ist, dass nicht in den sich globalisierenden Wirtschaftsbeziehungen selbst das eigentliche Problem ausgemacht wird, sondern in der zunehmenden Entkopplung von Wirtschaft und Politik. Denn die Politik vermag der Wirtschaft auf ihrem Weg nicht zu folgen. Während die Wirtschaft ihre territorialen Fesseln ablegt, verharrt die Politik weiterhin auf territorialer Grundlage. Wirtschaftsunternehmen entziehen sich zunehmend den staatlich gesetzten Rahmenbedingungen eines Landes (etwa dem Zugriff der Steuerbehörden), um in ein anderes auszuweichen, in dem die Bedingungen günstiger erscheinen. Oder aber sie streuen ihre Aktivitäten über verschiedene Länder hinweg: Sie können ihren Einkauf dort tätigen, wo Arbeitskräfte und Rohmaterial am billigsten zu haben sind, sie können dort verkaufen, wo sich die höchsten Preise und damit die größten Gewinne erzielen lassen, und schließlich können sie dort versteuern, wo die Steuern am niedrigsten sind. Die nach wie vor im nationalstaatlichen Rahmen gefesselte Politik dagegen muss diesem Treiben hilflos zusehen, da sie über keine globale Einflussmöglichkeiten verfügt. Mit anderen Worten: Die Wirtschaft zieht hinaus ins feindliche Leben und daheim waltet die immobile Politik.

Neue Transport- und Kommunikationsmedien

Einen entscheidenden Anteil an der Unterwanderung nationalstaatlicher Grenzen haben neben der Ökonomie die neuen Transport- und Kommunikationsmedien, die generell als »Raumtöter« angesehen werden. Sie sorgen dafür, dass Raumbarrieren immer einfacher überwunden werden können. Ein Hindernis nach dem anderen wird weggeräumt. Was die Segelschiffe für das 16., 17. und 18. Jahrhundert waren, war für das 19. Jahrhundert die Lokomotive

und für das 20. Jahrhundert das Flugzeug. Zwar hatten auch früher schon Eisenbahn, Dampfschifffahrt und der Telegraph für eine Ausweitung und Intensivierung von Kommunikationsbeziehungen und eine Verdichtung des Verkehrs von Gütern und Personen über nationale Grenzen hinweg gesorgt, die bestehenden Grenzen der Nationalstaaten aber hatten sie unangetastet gelassen. Satellitentechnik, Luftschifffahrt und digitalisierte Kommunikation dagegen verbinden die Nationalstaaten nicht mehr länger nur miteinander, sondern steigern und intensivieren den Kontakt in einem Ausmaß, das den Nationalstaat als Rahmen des Kommunikationsaustausches zunehmend in Frage stellt. (Vgl. Anderson 1998: 179ff.) Es sind nicht mehr länger die Nationalstaaten, die über die Intensität des Austausches zu entscheiden haben oder diese kontrollieren könnten.

Eine entscheidende Funktion der Medien besteht darin, dass sie lokale Ereignisse zu globalen Ereignissen machen, indem sie über sie berichten und damit für eine weltweite Verbreitung der Geschehnisse sorgen: »Man kann im Prinzip und jeden Tag auch das sehen, was anderswo geschieht, und zwar nahezu gleichzeitig, jedenfalls unabhängig von der Zeit, die man benötigen würde, um an den Ort des Geschehens zu reisen. Optisch und akustisch (und in diesem Sinne dann auch: privat) werden Räume dadurch von überallher einsichtig.« (Luhmann 2000: 220) Wo immer auf der Welt man sich befinden mag: Überall erreichen einen die Nachrichten darüber, was in weit entfernten Gegenden, auf der anderen Seite des Globus, gerade geschieht. Nahezu ungeschützt sieht man sich einer Flut von Bildern ausgesetzt, die in den verschiedenen Gegenden der Welt empfangen werden können. Umweltkatastrophen, Regierungsstürze, Politikerrücktritte, Terroranschläge, Weltmeisterschaften, Olympische Spiele, Finanzskandale, Filmfestspiele, der Tod von Lady Di oder die Zerstörung des World Trade Centers in New York am 11. September 2001 – all dies findet weltöffentlich statt, d.h.: Es gibt kaum mehr einen *time-lag* zwischen dem lokalen Ereignis und der anschließenden Berichterstattung darüber. Wir sind vielmehr alle stets live dabei, wenn etwas Berichtenswertes geschieht. Informationen kennen keine Grenzen und dringen selbst dorthin, wo sie alles andere als willkommen geheißen werden. Selbst wenn einige Staaten den von ihnen unkontrollierten Zufluss an Informationen aufzuhalten versuchten (und einige versuchen das durchaus): In letzter Konsequenz müssen sie zur Kenntnis nehmen, dass sich Informationen nicht aufhalten lassen.

Die Folgen dieses Entgrenzungsprozesses sind kaum zu unterschätzen: »Die Vorstellung, an einem abgeschlossenen, abschließbaren Ort zu leben, wird überall erfahrbar fiktiv.« (Beck 1997: 132) Während es vor noch gar nicht so langer Zeit passieren konnte, dass man arm war, ohne es zu wissen, weil die meisten Leute, die man zu Gesicht bekam, ebenfalls arm waren, erkennen heutige Arme »ihre eigene Armut in jeder Fernsehshow und in jedem Werbespot.« (Meyrowitz 1998: 185) Was im Zeitalter der Globalisierung zu-

genommen hat, ist die *Sichtbarkeit der Lebenslagen* und damit ihre Vergleichbarkeit: Es ist durchaus möglich, dass mittels dieser durch die Medien geschaffenen Transparenz und Nähe Unzufriedenheit verstärkt, Revolten in Gang gesetzt und Migrationen ausgelöst werden.

Migration

Die Steuerung von Einwanderungsprozessen wird oft als Kriterium genannt, um zu entscheiden, ob wir es weiterhin mit souveränen Nationalstaaten zu tun haben. (Vgl. Sassen 1998) Angesichts immer neuer Migrationswellen stellt sich die Frage, ob Nationalstaaten weiterhin souverän die Bedingungen der Zugehörigkeit festlegen und über Einschluss und Ausschluss entscheiden können. Territorialstaatliche Grenzen symbolisieren den Anspruch des Staates, Grenzüberschreitungen zu kontrollieren. Wie ist es um diese Kontrolle bestellt?

Auf der einen Seite ist eine Veränderung der ethnischen, religiösen und kulturellen Zusammensetzung der Bevölkerung unübersehbar. Trotz teils rigider Einwanderungsregeln und der Verstärkung ihrer Außengrenzen ist es den europäischen Nationalstaaten nicht gelungen, die zunehmende Vermischung ihrer jeweiligen Bevölkerungen auch mit außereuropäischen Kulturen zu verhindern. Ob sie nun wollen oder nicht, ob freiwillig oder unfreiwillig, ob explizit oder eher subkutan – der Zustrom von Migrantinnen und Migranten lässt sich allenfalls geographisch umlenken oder vorübergehend einschränken: Dauerhaft verhindern lässt er sich nicht. Das hat nicht allein mit der Verzweiflung und Opferbereitschaft dieser Menschen zu tun, deren Versuche, die Grenzen zu überschreiten, nicht dauerhaft aufgehalten werden können, sondern auch damit, dass es auf der Seite der Wohlstandsländer kaum ein Interesse an einer vollständigen Abschottung gegenüber ihren Herkunftsländern gibt. Aufgrund des wirtschaftlichen Interesses an billigen Arbeitskräften besteht eher ein Interesse an einem geregelten und kontrollierten Austausch. (Vgl. Rodriguez 2006)

Die Liste der Einflussfaktoren, die für die These vom Ende des Nationalstaats und dem Zusammenbruch der Grenzen angeführt werden, ließe sich – über die Kapital-, Informations- und Migrationsströme hinaus – beliebig erweitern. Abgeleitet wird daraus doch immer wieder nur die *eine* Botschaft: Der Nationalstaat hat keine uneingeschränkte Gewalt mehr über seine eigenen Grenzen. Statt zu agieren, scheint er zunehmend nur noch auf die mehr und mehr von »außen« gesetzten Daten und Erfordernisse zu reagieren. Statt in der Rolle des Entscheiders tritt der Staat mehr und mehr in der Rolle des Betroffenen von Entscheidungen auf, die anderswo, außerhalb seines Einflussbereichs, gefällt werden. Von dieser Entwicklung gleich auf einen »Abschied vom Nationalstaat« (Albrow 1998) zu schließen, schießt zwar über das Ziel

hinaus, aber eine Relativierung seiner bisherigen Souveränität ist unübersehbar.[1]

Bezeichnenderweise wird mit diesem oft beschworenen *Ende des Nationalstaats* der Raum gleich mit verabschiedet. (Vgl. Guéhenno 1996) An beiden allzu plakativen Thesen wird die enge Verbindung sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeiten mit dem Nationalstaatsparadigma schlagend deutlich. Der Nationalstaat ist bisher so eindeutig und selbstverständlich als exklusiver Raum politischer Aktivitäten gedacht worden – Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang vom methodologischen Nationalismus der Sozialwissenschaften (vgl. Beck 1997) –, dass man mit ihm gleich die Kategorie des Raums insgesamt verabschieden zu müssen glaubt:

»Alles verändert sich, wenn sich die Tätigkeit des Menschen aus der räumlichen Bindung löst, wenn die Mobilität von Mensch und Wirtschaft das geographische Netz zerreißt. Die räumliche Solidarität der Territorialgemeinschaft schwindet und wird durch befristete Interessengemeinschaften ersetzt. [...] Der Raum ist nicht länger das zutreffende Kriterium. Wird die Politik eine solche Revolution überleben? Seit ihren Anfängen, seit den griechischen Stadtstaaten, bedeutet Politik, die Kunst, ein Kollektiv von Menschen zu regieren, die durch die Verwurzelung in einem Ort, einer Stadt *(polis)* oder einer Nation definiert werden. Wenn sich die Solidarität nicht mehr geographisch eingrenzen läßt, wenn es keinen Stadtstaat, keine Nation mehr gibt, kann es dann noch Politik geben?« (Guéhenno 1996: 37)

Für Jean-Marie Guéhenno steht fest: »Das Ende der Nation bringt den Tod der Politik mit sich.« (Ebd.: 39)

Reterritorialisierung und die Erfindung neuer Räume

Was die Deterritorialisierungstheorien jedoch übersehen, ist, dass es bei der Situation der Entgrenzung nicht bleibt. Globalisierung als zunehmenden Abbau althergebrachter Grenzen zu verstehen ist nur die eine Seite der Medaille. Hinzu kommt, dass der Abbau der Grenzen an einer Stelle das Errichten von Grenzen an einer anderen Stelle nach sich zieht. Durch die Verlagerung der Grenzen kommt es zu einer Reorganisation des Raums und einer Diversifizierung politischer Räume, die sich neben, unter und über dem Nationalstaat etablieren.

Es ist gerade die Erfahrung der Entgrenzung, der weltweiten kommunikativen Erreichbarkeit und der damit einhergehenden Herausbildung einer Nah-

1 Zu bedenken ist dabei, dass sich die eindeutige Rolle des Nationalstaats als Opfer der Globalisierung nur allzu sehr mit der Selbstdarstellung der Nationalstaaten trifft, die damit von eigenen Versäumnissen bequem ablenken können.

welt, die eine Suche nach Möglichkeiten der Abstandsvergrößerung und der Abschottung nach sich zieht, die neue Grenzen, Mauern und zumindest die Simulation von Entfernung auf den Plan ruft. Mit anderen Worten: Auf die *De*territorialisierung folgt eine *Re*territorialisierung, auf die *Ent*räumlichung eine erneute *Ver*räumlichung. Die Herauslösung von Gütern, Waren, Dienstleistungen, Kapital, Informationen und Menschen aus dem nationalstaatlichen Raum führt nicht zu ihrem frei schwebenden Umhertrudeln, sondern zu ihrer Wiederverankerung in sich neu herausbildenden Räumen.

Dabei lassen sich zwei verschiedene Raummodelle voneinander unterscheiden. Auf der einen Seite haben wir es mit Räumen zu tun, die nach dem traditionellen Modell des Containers gebaut sind. Auf der anderen Seite jedoch entstehen Räume, die diesem Modell nicht mehr entsprechen. Dazu gehören transnationale soziale Räume ebenso wie Global Cities und virtuelle Räume. Die prekäre Lage der Nationalstaaten ergibt sich daraus, dass sie zwischen diese beiden Raumordnungen geraten.

Als Beispiel für die neuen Räume möchte ich die transnationalen, die virtuellen Räume und die Global Cities vorstellen..

Transnationale soziale Räume

Die internationalen Wanderungsströme haben nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ eine neue Dimension erreicht. Bisher hatte man sich Migration als eine ›Umfüllung‹ einiger Menschen von einem Container in den anderen vorgestellt und sich dabei insbesondere für die Veränderungen interessiert, die sich daraus für die Ankunfts- und Herkunftsregion ergeben. Neuerdings sieht man jenseits der Dichotomie von Einwanderungs- und Auswanderungsland einen dritten, transnationalen sozialen Raum entstehen.

Transnationale Migration meint die Herausbildung neuer sozialer Wirklichkeiten, »die die vorherigen sozialen Verflechtungszusammenhänge der Auswanderungsregion wie der Ankunftsregion qualitativ transformieren und sich als neue Sozialräume *zwischen und oberhalb* dieser aufspannen.« (Pries 1998: 63) Einerseits hat sich der Migrant zwar geographisch-räumlich in ein anderes Land begeben, andererseits jedoch hält er intensive kulturelle Bindungen an sein Herkunftsland aufrecht, die ihn im Grunde zum Mitglied zweier Länder werden lassen. Transmigranten führen ein Leben, das sowohl hier als auch dort stattfindet. (Beck 1997: 58)

Als Beispiel für einen solchen transnationalen sozialen Raum kann die Migration an der Grenze zwischen den USA und Mexiko dienen. (Vgl. Pries 1998; Albert 1998; Rodriguez 2006) Was hier entsteht, lässt sich nicht einfach im Sinne des klassischen »Aufbrechens, Ankommens und sich (zumindest in der zweiten Generation) Integrierens in der Ankunftsregion« (Pries 1998: 63) bezeichnen. Die Arbeitsmigranten, die sich hier vom Süden in den Norden auf

den Weg machen, haben die Rückkehr in ihr Herkunftsland nicht nur geplant, sie vollziehen sie auch – allerdings nicht einmalig, sondern in regelmäßigen Abständen. Transnationale Räume sind also Räume, die durch perpetuierende Grenzüberschreitungen entstehen. Viele Migrantinnen und Migranten kehren zu bestimmten Anlässen in ihre ehemaligen Häuser zurück und leben für eine gewisse Zeit wieder in ihren alten sozialen Bezügen.

Umgekehrt reißen während ihres Aufenthalts im Aufnahmeland die Kontakte und Verbindungen zur »Heimatwelt« niemals ab. Die neuen Migranten werden in der Zielregion schon von einem gut ausgebauten Netzwerk von Unterstützungsgruppen empfangen, die bei der Arbeits- und Wohnungssuche ebenso helfen wie bei Behördengängen; es gibt eigene Restaurants und Sportvereine, in denen man unter sich bleiben kann und für die US-amerikanische Autos der heimkehrenden Migranten wird ein Ersatzteilversorgungssystem und das entsprechende Know-how bei Reparaturen eingerichtet.

Ohne die alten und neuen Kommunikationsmedien und ohne die neuen Transportmedien wäre dieser kontinuierliche Austausch an Informationen, Gütern und Personen nicht möglich. (Vgl. Pries 1998: 77) Das Satellitenfernsehen bringt die heimische Welt ebenso ins Haus wie die Zeitung aus der Heimatregion. Auch das Internet und das Telefon ermöglichen die Aufrechterhaltung zahlreicher Brücken in das Ausreiseland. Damit tragen Medien durch die Verbreitung von Nachrichten und Bildern nicht nur zur Steigerung der Begehrlichkeiten bei, die Millionen von Menschen veranlassen, ihre Heimat zu verlassen, um in die reichen Nordländer zu flüchten, sie sorgen auch für eine nicht abreißende Bindung an die verlassene Herkunftsregion und die zurückgelassenen Personen, Traditionen und kulturellen Werte. Medien tragen also zur Entstehung neuer Räume bei, sind nicht nur Raum*überwinder*, sondern auch Raum*gründer*.

Allerdings geht es bei der Erforschung transnationaler sozialer Räume insgesamt nicht um den Nachweis, dass Teile der Herkunftsregion in die Ankunftsregion importiert werden. Vielmehr geht es darum, dass sich durch den intensiven Austausch ein *dritter Raum* herausbildet, der gewissermaßen aus Elementen sowohl des Herkunfts- als auch des Ankunftsraums zusammengesetzt ist und damit etwas Neues darstellt. Weder werden nur einfach die Gebräuche und Lebensgewohnheiten der Herkunftsgesellschaft reproduziert, noch geht es um eine sukzessive Assimilation an den dominanten Lebensstil der Ankunftsgesellschaft.

Es geht vielmehr um die Herausbildung einer hybriden Lebensweise, die bei Essgewohnheiten, Wohnungseinrichtungen und Festivitäten sowohl Versatzstücke aus der Heimat in die neue Welt implementieren als auch Teile der Kultur der Aufnahmegesellschaft aufnehmen. Für die Migranten ergibt sich daraus, dass sie an zwei Welten zugleich teilnehmen, ohne zur einen oder anderen gänzlich dazuzugehören. In beiden Fällen trennen sie nicht abgelegte

oder neu übernommene kulturelle Praktiken von den Bewohnern des Ankunfts- bzw. des Herkunftslandes.

Virtuelle Räume

Der Cyberspace stellt einen weiteren neuen Raum dar, der sich nicht als Raum innerhalb des Nationalstaats verstehen lässt, sondern weit über dessen Grenzen hinausweist. Anders als die Netzenthusiasten der ersten Stunde meinten, haben wir es zwar keineswegs mit einem Raum zu tun, der sich den realen Gegebenheiten völlig entzieht, in dem Verbote, Macht, Zwang usw. nicht mehr vorkommen. Ganz im Gegenteil treffen wir auch im Netz an, was wir aus der »realen« Welt nur allzu gut kennen. Der Cyberspace bietet keine völlig neue Realität an, in der die Gesetze der »realen« Welt keine Gültigkeit mehr hätten. Er ist aber auch kein bloßes Abbild der realen Welt.

Mit dem Datennetz entsteht ein neuer Wahrnehmungs-, Kommunikations- und Handlungsraum, der Erfahrungen ermöglicht und Möglichkeiten bietet, die im realen Raum nicht zur Verfügung stehen. Das betrifft insbesondere die Erleichterung der Kontaktaufnahme zu Kommunikationspartnern auf der ganzen Welt, sofern diese angeschlossen sind und die englische Sprache beherrschen. Welchen Aktivitäten die User im Netz aber auch immer nachgehen mögen, sie finden niemals völlig losgelöst vom geographischen Raum statt und bewegen sich auch keineswegs in einem rechtsfreien Raum. Der virtuelle Raum bleibt mit dem »realen« Raum vielmehr auf vielfältige Weise verbunden. So bedarf es sowohl der Bereitstellung materieller Ressourcen, ohne die eine Reise in das Datennetz nicht möglich ist, als auch des Körpers, der als Bindeglied zwischen »realen« und »virtuellen« Räumen fungiert.

Darüber hinaus wirken reale und virtuelle Räume aufeinander ein und verändern sich gegenseitig. So müssen aufgrund rechtlicher Verfügungen bestimmte, gerade erst eingerichtete Räume im Netz wieder geschlossen werden. Umgekehrt kann die Bereitstellung bestimmter Serviceleistungen im Netz unmittelbaren Einfluss auf das Stadtbild nehmen, etwa wenn durch die Zunahme von Onlinebanking einzelne Filialen geschlossen werden. Freilich handelt es sich in den wenigsten Fällen um einfache Substituierung. Anders als kulturkritische Stimmen argwöhnen, hat das Internet bisher keineswegs zur Verdrängung anderer Medien – etwa des Kinos, des Fernsehens oder des Buchs – geführt. Im Gegenteil dient das Internet oftmals als Vermittler zwischen den Anbietern massenmedialer Produkte und ihren potentiellen Abnehmern. Häufig wird der Netzauftritt von Unternehmen, Hotels, Restaurants, Museen usw. als Entscheidungshilfe benutzt, ob sich ein »realer« Besuch auch wirklich lohnt. Wenn nicht, wird freilich nicht auf eine Reise bzw. einen Besuch vollends verzichtet, sondern ein anderes Ziel angesteuert. Statt die virtuelle Welt wahlweise als willkommene Alternative oder als blasses Abbild

gegen die »reale« Welt auszuspielen, liegt das eigentlich Entscheidende in den Überlappungen und Überschneidungen von realer und virtueller Wirklichkeit, die immer intensiver werden. (Vgl. Schroer 2000)

Global Cities

Die Herausbildung der Global Cities widerspricht der These von der Irrelevanz des Raums und dem Ende der Städte. Entgegen der Vorstellung, dass der Raum der Metropolen für die Wirtschaft zunehmend unwichtiger geworden sei, vertritt Saskia Sassen die These, »dass bedeutende Teile der Informationsökonomie ortsgebunden sind«. (Sassen 1994: 72) Im Zuge der Globalisierung verschwinden die Städte also nicht einfach zugunsten von Finanz-, Waren-, Informations- und Güterströmen, die an keinen Ort mehr gebunden sind. Vielmehr bildet sich ein ganz neuer Stadttypus heraus, der mit den traditionellen Bildern, Strukturen und Funktionen einer Stadt nur noch wenig gemein hat. Zwar haben sich im Zuge der Globalisierung neue globale Finanzmärkte herausgebildet, die sich staatlicher Lenkung weitgehend entziehen, andererseits aber befinden sich diese neuen Zentren nach wie vor innerhalb nationalstaatlicher Räume. Die Global Cities bilden gemeinsam mit anderen Städten ein Netzwerk von Städten, in denen die verstreut agierenden multinationalen Unternehmen verankert sind, ohne deshalb dem Diktat nationalstaatlicher Politik zu unterstehen. Globale Städte sind »strategische Orte« (Sassen 1994: 74), von denen aus die entscheidenden Transaktionen auf den internationalen Finanzmärkten organisiert und kontrolliert werden können. Sie bilden so etwas wie vereinzelte Raumstationen in einer sonst überräumlich agierenden virtuellen Ökonomie. »Je globaler die Wirtschaft wird, desto mehr ballen sich die zentralen Funktionen in globalen Städten. Die extrem dichte Bebauung in den Geschäftsvierteln dieser Städte verleiht dieser Logik räumlichen Ausdruck.« (Ebd.: 76)

Der Hinweis auf die Geschäftsviertel zeigt es schon an: Nicht die gesamte Stadt wird zur globalen Stadt, sondern nur Teile davon. Andere Zonen der Stadt werden dagegen als irrelevant und ihre Bewohner als überflüssig abgehängt. Insofern ist eine Global City immer auch eine »Dual City«, der die Mittelschicht abhanden gekommen ist. Die Entstehung der Global Cities fördern den Gentrifizierungs- und Segregationsprozess, der seit einigen Jahren in Großstädten beobachtet werden kann. Nahezu überschneidungsfrei teilt sich demnach die Großstadt in verschiedene Zonen, in denen sehr verschiedene Lebensstile anzutreffen sind. Die Bewohner dieser unterschiedlichen »Sozio-sphären« leben in derart verschiedenen Welten, dass sie kaum mehr voneinander Notiz nehmen. (Vgl. Albrow 1998) Während die einen von einem Luxusappartement einer globalen Stadt in das nächste wechseln, um zwischendurch ihren Urlaub auf den Malediven zu verbringen, verharren die anderen in

ihrem Elend, der sie an den Ort fesselt. Sassen verspricht sich in dieser Hinsicht von den globalen Städten allerdings einen positiven Effekt:

»Die globale Stadt erweist sich nämlich auch als ein Ort, wo diejenigen, die keine Macht haben, nicht einfach ignoriert werden können. Sie gewinnen auch etwas, und dieses Etwas ist Präsenz. Sie sind sichtbar für die Medien, unübersehbar für Mitmenschen und auch Politiker. Das kann sehr positive Folgen haben – wenn etwa Obdachlose versorgt werden oder Minderheiten sich Gehör verschaffen.« (Sassen 1998: 24)[2]

Dennoch ist kaum zu bezweifeln, dass aus dieser sozialen Polarisierung politische Konflikte entstehen können. Die Spaltung der Weltgesellschaft in die Bewohner des Raums und die Bewohner der Zeit (vgl. Bauman 1997) verdichtet sich in den Global Cities insofern wie in einem Brennglas.

Alle drei hier vorgestellten Räume (der transnationale, der virtuelle und die Global Cities) haben gemeinsam, dass sie sich nicht länger in das Containermodell des Nationalstaats hineinpressen lassen. Sie zeigen, dass wir statt von einem Verschwinden und Irrelevantwerden des Raums von einer Neustrukturierung des Raums und der Erfindung neuer Räume ausgehen müssen. Diese neuen Räume wird man nicht – Länge mal Breite mal Höhe – exakt vermessen können. Auch entziehen sie sich der Eindeutigkeit und Homogenität, mit der der nationalstaatliche Raum bisher gedacht wurde. Sie funktionieren nicht nach einem Entweder-oder, sondern nach einem Sowohl-als-auch: sowohl lokal verortet als auch global angeschlossen, in bestimmten Nationalstaaten verankert, in ihren Aktivität aber weit über sie hinausweisend. Sie sind durch diese Zusammensetzung *hybride Räume*, weil sich in ihnen lokale und globale Bezüge überlappen. Vor allem aber handelt es sich nicht um Räume, die es immer schon »gibt« und die in unterschiedlicher Weise genutzt werden können. Sie werden vielmehr erst durch soziale Operationen und Aktivitäten konstituiert. Ohne Handlungen und Kommunikationen gäbe es sie nicht. *Transnationale Räume* werden durch die Wanderung in Permanenz geschaffen, *virtuelle Räume* entstehen und erhalten sich durch die Kommunikationen der Netzuser, ohne die sie sofort wieder von der Bildfläche verschwinden würden. Es sind Räume, die sich nicht leicht auf Karten einzeichnen lassen. Zwar bedürfen auch sie einer territorialen Verankerung, doch diese Ver-

2 Auch die Untersuchungen Manuel Castells' bestätigen diese These: »Paradoxerweise sind gerade in den Kerngebieten von Verwaltung und Unterhaltung in europäischen Städten wie Frankfurt am Main oder Barcelona die urbanen Randgruppen spürbar. Ihre Allgegenwart auf den lebhaftesten Straßen und an den Knotenpunkten des öffentlichen Verkehrssystems ist eine Überlebensstrategie mit dem Ziel, gesehen zu werden und öffentliche Aufmerksamkeit zu bekommen«. (Castells 2001: 458) Zum Kampf um Sichtbarkeit exkludierter Gruppen vgl. auch Schroer 2001.

ankerung ist es nicht, die den Charakter dieser Räume prägt. Sie entstehen vielmehr als Zwischenräume, als »dritte Räume«, die sich der Dichotomie von *entweder* global *oder* lokal, hier *oder* dort, eng *oder* weit, entziehen, weil sie immer schon beides sind. Sie wachsen mit den Aktivitäten ihrer »Bewohner« und schrumpfen durch deren nachlassende Tätigkeit auch wieder zusammen. Insofern sind ihre Grenzen äußerst dehnbar und nicht ein für allemal festgelegt.

Renaissance des Containermodells?

Neben diesen neuen Räumen, die das Containermodell ebenso unterlaufen und konterkarieren wie die Vorstellung, dass Politik im nationalstaatlichen Rahmen aufgeht, haben wir es nach wie vor jedoch auch mit dem Versuch zu tun, Containerräume zu erhalten oder neu zu konstituieren. Globalisierung, der weltweite Austausch von Waren und Dienstleistungen, die Konfrontation mit dem Fremdem, mit anderen Menschen und Vorstellungen, bringt Strategien der Abgrenzung und Abschottung hervor. Das ruft auf der einen Seite großräumigere Lösungen auf den Plan: Einzelne Staaten tun sich zusammen, um eine über die je eigene Souveränität hinausgehende Instanz über sich anzuerkennen, ihre Binnendifferenzen abzubauen und ihre Außengrenzen zu verstärken (Stichwort »Festung Europa«). So wie einstmals der Nationalstaat an die Stelle frühmoderner Formen sozialer Integration getreten ist, so sei nun die Zeit reif für einen supranationalen Staat, da sich innerhalb der Nationalstaaten die anstehenden Probleme nicht mehr lösen lassen. Alles, was man bisher vom Nationalstaat kannte, soll sich auf den europäischen Raum ausdehnen lassen!

Auf der anderen Seite wird nach kleinräumigen Lösungen gesucht, in denen sich bestimmte Regionen aus dem nationalen Rahmen verabschieden wollen, um selbst einen Nationalstaat zu gründen (Sezessionsbewegungen). Als Antwort auf den Verlust des Nationalstaats gibt es also nicht nur die über ihn hinausgreifenden Supranationalstaatsideen, sondern auch die Renaissance des Regionalen und Lokalen zu beobachten. Die Besinnung auf das Lokale, die als Reaktion auf die Globalisierung zu beobachten ist, gleicht dem Versuch, unter der Welle der Globalisierung hindurch zu tauchen, sich vor den Einflüssen schützen und abschotten zu wollen. Angesichts der Konfrontation mit dem Fernen und Fremden gibt es eine ängstliche Rückbesinnung auf das Nahe, Bekannte und Vertraute. Insofern ruft Globalisierung eine Sehnsucht nach übersichtlichen Gemeinschaften hervor.

Aber auch in diesen beiden Bewegungen erschöpft sich die Frage nach der Zukunft des Raums in meiner Perspektive noch nicht. Vielmehr schlägt die durch die Globalisierung entstandene Verunsicherung der Raumbezüge bis ins scheinbar Private durch und ruft kleinräumige Lösungen jenseits staatlicher

Kontrolle hervor. Gerade angesichts von unklar werdenden staatlichen Grenzen wird die Kontrolle über ein bestimmtes Territorium wichtig. Da das Außen nicht mehr eindeutig angegeben werden kann, Bedrohungen gerade auch von innen kommen, wächst der Bedarf an kontrollierbaren, geschlossenen Kleinräumen.[3] (Vgl. Featherstone 1999: 181) So werden postmoderne Festungen wie die *gated communities* gebaut und der eigene Körper als »Territorium des Selbst« (Goffman 1982: 54ff.) vor Eindringlingen zu schützen versucht.

Festung Europa

Am Beispiel Europas lässt sich sehr genau beobachten, dass der Aufbau der Nationalstaaten als Vorbild dient. So wie einstmals der Nationalstaat an die Stelle frühmoderner Formen sozialer Integration getreten ist, so sei nun die Zeit reif für einen supranationalen Staat, da sich innerhalb der Nationalstaaten die anstehenden Probleme nicht mehr lösen lassen. Alles, was man bisher vom Nationalstaat kannte, soll sich auf den europäischen Raum ausdehnen lassen! Dass der demokratische Prozess bisher nur im nationalstaatlichen Kontext verwirklicht worden ist, verstelle dabei nur den Blick auf die Möglichkeiten demokratischer Politik auch jenseits des Nationalstaats.[4] (Vgl. Habermas 1998: 95) Diese Perspektive schließt ein, dass die Solidarität mit Fremden, die bisher stets nur bis zum nationalen Gartenzaun reichte (vgl. Beck 1998: 14), mit der Konstituierung Europas als supranationalstaatlichem Gebilde am europäischen Gartenzaun endet: »Die bislang auf den Nationalstaat beschränkte staatsbürgerliche Solidarität muß sich auf die Bürger der Union derart ausdehnen, daß beispielsweise Schweden und Portugiesen bereit sind, füreinander einzustehen.« (Habermas 1998: 150) Für alle anderen aber gilt, was man früher oft an Eingängen zu Metzgereigeschäften lesen konnte:

3 Die Einrichtung sogenannter »Panic-Rooms« innerhalb von Wohnungen ist ein Extrem eines um sich greifenden Sicherheitswahns, der durch die Ereignisse des 11. September noch zusätzlich verstärkt worden ist. Panic-Rooms sind Räume, deren Wände aus Stahl sind, in denen sich Notrationen, eine Telefonleitung nach außen und Monitore von Überwachungskameras befinden. Der gleichnamige US-amerikanische Spielfilm von David Fincher erzählt von der Unmöglichkeit absoluter Sicherheit selbst in solch völlig abgeschotteten Räumen.

4 Innerhalb der politischen Globalisierungsdiskussion wird lebhaft diskutiert, ob man die bisherigen Modelle der Demokratie einfach ausdehnen kann oder für verschiedene Räume verschiedene Demokratiemodelle braucht. (Vgl. etwa die Beiträge in Beck 1998) In jedem Fall aber »sind die normativen Vorgaben dieser Demokratiemodelle selbst auf ihre ursprüngliche Verwobenheit mit dem territorialstaatlichen Ordnungsmodell zu durchleuchten.« (Albert 1998: 55) Gerade an diesem Beispiel zeigt sich die Relevanz räumlichen Denkens. Ohne den Bezug auf einen Raum, in dem die Modelle zur Anwendung kommen sollen, bleiben sie letztlich inhaltsleer.

Wir müssen draußen bleiben! Die Verstärkung des inneren Zusammenhalts Europas wird derzeit durch einen umso stärkeren Abschluss nach außen zu erreichen versucht.

Aggressiver Lokalismus

Die Besinnung auf das Lokale, die als Reaktion auf die Globalisierung zu beobachten ist, gleicht dem Versuch, unter der Welle der Globalisierung hindurch zu tauchen, sich vor den Einflüssen schützen und abschotten zu wollen. Angesichts der Konfrontation mit dem Fernen und Fremden gibt es eine ängstliche Rückbesinnung auf das Nahe, Bekannte und Vertraute. Insofern ruft Globalisierung eine Sehnsucht nach übersichtlichen Gemeinschaften hervor, die vom Kommunitarismus leidenschaftlich unterstützt wird. Äußern kann sich diese Abschottungsstrategie in verschiedenster Form. In all diesen Varianten wird freilich auf eine Lokalität, eine Region, eine ursprüngliche Identität Bezug genommen, die es längst nicht mehr gibt, die vielmehr künstlich hergestellt werden soll, dabei oft von Menschen, die gar nicht dort leben, von weitem aber ihren Traum von einer homogenen Gemeinschaft pflegen und finanzieren. (Vgl. Anderson 1998: 182) Die in Europa vorzufindenden Sezessionsbewegungen lehnen nicht nur die über den Nationalstaat oder gar über Europa hinausgreifende Solidarität ab, sie sehen darüber hinaus nicht länger ein, warum etwa der reiche Norden Italiens für das arme Süditalien einstehen soll. Handelt es sich beim Supranationalstaat also schlicht um Containererweiterung, würde es im Falle einer siegreichen Sezessionsbewegung um den Zerfall eines Containers in zwei Container gehen, einer Zellteilung ähnlich.

Private Sicherheitsräume

Wenn es richtig ist, dass der Besitz bzw. die Kontrolle eines Territoriums ein Mittel darstellt, auf Menschen, die sich auf diesem Territorium bewegen, Macht oder Einfluss auszuüben (vgl. Lacoste 1990: 29), dann lässt der Staat es derzeit mehr und mehr zu, dass sich auf seinem Territorium andere Akteure breitmachen, die den öffentlichen in einen privaten Raum verwandeln, über den sie dann die alleinige Verfügungsgewalt haben. Die lückenlose Überziehung des Erdballs mit Staaten wird damit nicht nur von außen, sondern auch von innen her aufgelöst, da Staaten es auf ihrem Gebiet dulden, dass *gated communities* erbaut werden, die sich von der restlichen Bevölkerung abkoppeln und von staatlichen Institutionen zunehmend emanzipieren. Es entstehen Flucht- und Rückzugsräume, in denen sich homogene Gemeinschaften vor der scheinbar unkontrollierbaren Begegnung mit dem Fremden zurückziehen. Die Solidaritätszumutung gegenüber einer ganzen Nation, deren Beständen man

nicht mehr recht traut, reduziert sich auf die Solidaritätsbereitschaft gegenüber überschaubaren, homogenen Gemeinschaften. Die Bürger reagieren auf den als mangelhaft empfundenen Schutz durch den Staat, indem sie sich selbst ein eigenes Territorium sichern und gegen potentielle Eindringlinge verteidigen.[5] Es sind Bestrebungen zu beobachten, in denen sich Individuen ihr eigenes kleines Territorium sichern, auf dem sie allein über Ein- und Ausgänge wachen, in dem sie allein Eintritte zulassen oder verweigern können. Und sei der Raum auch noch so klein: Auf ihm herrscht das individuelle Selbstbestimmungsrecht. Ob das die eigene Wohnung bzw. das eigene Haus ist oder das eigene Auto: Es geht um die Entwicklung von Räumen, die innen so behaglich und multifunktional wie möglich ausgestattet und gegen den Zugriff von außen mehrfach geschützt sind. Als letzter dieser politisch aufgeladenen Räume, an dessen Grenzen jedes Individuum selbst streng über Ab- und Zufuhren zu wachen versucht, lässt sich der eigene Körper auffassen. Was ihn berühren oder gar in ihn eindringen darf, wird angesichts der Warnungen vor dreckiger Luft, unreinem Wasser und verseuchter Ernährung zum Politikum. (Vgl. Schroer 2002)

Zur Zukunft des Nationalstaats: Diesseits und jenseits des Containermodells

Und der Nationalstaat? In der sich neu herausbildenden Raumordnung, die nicht mehr länger von der Durchsetzung eines einheitlichen Prinzips, sondern vom Nebeneinander verschiedener räumlicher Prinzipien geprägt ist, hat auch er nach wie vor seinen Platz. Keineswegs ist er zum Untergang verurteilt. Vielmehr verliert er seinen exklusiven Status als alleinige Instanz des Politischen. Was sich durch die zunehmende Verflechtung tatsächlich abzeichnet, ist eine Auflösung des Alleinvertretungsanspruchs des Staates. Was zunimmt, ist der *relationale* Aspekt staatlicher Politik: Neben dem Nationalstaat betreten andere politische Akteure und Instanzen die politische Bühne, mit denen sich die nationalstaatliche Politik auseinandersetzen muss – soziale Bewegungen, NGO's, Menschenrechtsorganisationen. Neben dem nationalstaatlichen Territorium entstehen neue Räume, etwa der Cyberspace, in dem politische Organisationen außerhalb nationalstaatlicher Kontrolle auftreten und agieren. Die gegenwärtige Lage der Nationalstaaten gleicht damit immer mehr der Situation, in der er sich in seinen Anfängen befand, als er sich ebenfalls einer Reihe von Konkurrenten ausgesetzt sah: den Stadtstaaten, Handelsbünden und Reichen.

5 Angesichts dieser Wagenburgmentalität sah Hans Magnus Enzensberger (1996) vor einigen Jahren bereits bürgerkriegsähnliche Zustände in die großen Städte einziehen. Zu den neuen Abschottungstendenzen vgl. auch Hitzler 1994.

Doch wie so oft, wenn etwas verabschiedet werden soll – die Familie, die Klassen, die Nation – übertreibt man im Nachhinein die Stabilität und Homogenität dieser Institutionen. Im Falle des Nationalstaats reicht es schon aus, sich klarzumachen, dass die Souveränität der Staaten ohnehin nie so grenzenlos war (vgl. Bernauer 2000: 64f.; Brock 2002: 23ff.), wie sie heute oft dargestellt wird, um die gegenwärtigen Souveränitätseinbußen nicht überzubewerten. In vielen Bereichen kann zudem von einem Rückzug des Staates gar keine Rede sein. Noch immer sieht er sich der Aufgabe gegenüber, sich in Bereiche einzumischen und rechtliche Regelungen zu schaffen, die lange Zeit über als Privatangelegenheiten angesehen wurden. (Vgl. Mann 1997: 136) Ob es sich um Gewalt in der Ehe, das Schlagen von Kindern, oder das Rauchen in der Öffentlichkeit handelt, nationalstaatliche Politik ist in keinem dieser Fälle aus der Verantwortung entlassen worden. Darüber hinaus sind die Möglichkeiten der Datenerhebung und -sammlung und die Überwachungsmöglichkeiten des Staates wohl noch nie so entwickelt gewesen wie derzeit. Außerdem gibt es nach wie vor Konflikte, die unter geopolitischen Gesichtspunkten verstanden werden müssen. Neben den neuen, »weicheren« Formen der Politik, ist auch die »harte« Geopolitik erhalten geblieben, die sich zumeist in Kriegen äußert, die am Ende des 20. Jahrhunderts und zu Beginn des 21. Jahrhunderts alles andere als von der politischen Weltbühne verschwunden sind.

Entscheidend ist allerdings, dass es sich bei all diesen, dem Staat weiterhin aufgebürdeten Aufgaben, nicht um Restbestände handelt, die von der Enteignung staatlicher Politik durch transnationale Instanzen gleichsam verschont geblieben sind. Vielmehr handelt es sich auch bei den nach wie vor innerhalb nationaler Grenzen, an bestimmten Orten, also lokal getroffenen Entscheidungen um Entscheidungen, die unter globaler Beobachtung stehen. Auch wenn sie national begrenzt zu sein scheinen: Sie kommen unter globalen Bedingungen zustande und ihre Wirkungen reichen über das eigene Territorium hinaus.

Der Nationalstaat ist also keineswegs am Ende. Jenseits des groben Rasters von kühner Verabschiedung oder tapferer Verteidigung des Nationalstaats besteht die eigentliche Frage darin, ob er seine bisherige Form bewahrt oder sie verändert, ob er sich also weiterhin als Container inszenieren will oder ob er sich dem sich neu herausbildenden Raumgefüge anpasst, in dem er nur noch eine Instanz neben anderen sein wird, denen er nicht mehr gegenübersteht, sondern mit denen er verflochten ist. Hinsichtlich dieser Frage gibt es eine deutliche Diskrepanz zwischen den klassischen Nationalstaaten auf der einen und den zur Gründung anstehenden neuen Nationalstaaten auf der anderen Seite. Während sich erstere allen Widerständen zum Trotz auf dem Weg in eine neue Raumordnung zu befinden scheinen, in der der nationalstaatliche Raum nur noch einer unter vielen politischen Räumen ist, lassen sich gleichzeitig Versuche beobachten, Nationalstaaten nach dem Vorbild der

klassischen Nationalstaaten zu schaffen, wie dies aktuell etwa in Israel geschieht. Hier kommt es nicht nur zu einer Begegnung des 21. mit dem 19. Jahrhundert, sondern auch zu einem Konflikt zweier Raummodelle. Das eine Raummodell besteht aus streng voneinander geschiedenen Nationalstaaten, die als Container über klare Unterscheidungen von innen und außen, zugehörig und fremd usw. verfügen. Wer als dazugehörig anerkannt wird, dem wird ein bestimmter Platz zugewiesen, wer als nicht dazugehörig eingestuft wird, wird als Fremder ausgeschlossen. Das andere Raummodell besteht aus einander überlappenden Räumen, die Mehrfachnutzungen ebenso wie Mehrfachzugehörigkeiten zulassen. In einem politischen Vorschlag zur Lösung des Territorialkonflikts zwischen Israel und Palästina hat sich das neue Raumverständnis womöglich bereits niedergeschlagen. Statt das Land zwischen Israelis und Palästinensern zu teilen, soll es nach der Vorstellung Rabbi Frumans »zwei Staaten auf demselben Territorium geben. Israel in Palästina, Palästina in Israel. Zwei Flaggen, zwei Hymnen, zwei Parlamente, zwei Präsidenten, zwei Regierungen.« (Nach Broder 2000) Damit würde ein politischer Konflikt erstmalig nicht mehr durch die Aufteilung von Land, durch Zonierung und Trennung gelöst, sondern durch die Mehrfachnutzung und Mehrfachcodierung von Raum.

Die tatsächlichen Ereignisse zeigen freilich nicht nur, wie weit wir von der Umsetzung eines solchen Raumkonzepts noch entfernt sind. Sie zeigen darüber hinaus, dass viele der aktuellen politischen, kulturellen und sozialen Konflikte aus der Konfrontation zweier sich widersprechender Raumordnungen quellen. Der Durchsetzung eines Raumbegriffs, der nicht einem radikalen Entweder-oder-Regime den Weg bereitet, sondern ein Sowohl-als-auch ermöglicht, steht die Tatsache der Beharrlichkeit des alten Raumdenkens gegenüber. In zahlreichen aktuellen Konflikten handelt es sich um *Raumnutzungskonflikte*. Bereits eingenommene Räume werden gegen ihre drohende Doppelnutzung im Namen eines Exklusivnutzungsrechts verteidigt. Auch wenn wir das Containermodell noch so oft und beredt verabschieden: Die aktuellen politischen Ereignisse zeigen, dass nach seiner Logik noch immer gehandelt wird. Insofern handelt es sich bei beiden Raumbegriffen nicht einfach um Erfindungen der menschlichen Phantasie, um reine Beschreibungsfolien, die ein wenig Übersicht in eine chronisch unübersichtliche Welt bringen sollen, sondern um Vorstellungen, denen Handlungsrelevanz zukommt.

Resümee

Der Beitrag sollte zeigen, dass die These vom Ende des Raums und der Politik zu kurz greift. Die Deterritorialisierungstheoretiker und Globalisierungsenthusiasten bleiben bei der Nachricht stehen, dass die Grenzen fallen und der Raum an Bedeutung verliert. Sie blenden die Konstituierung neuer Grenzen

und Räume aus. Grenzen verschwinden nicht gänzlich. Vielmehr ändert sich ihr Verlauf und ihre Gestalt. Sie verschwinden an einem Ort nur, um an einem anderen wieder aufzutauchen, verwandeln sich von deutlich sichtbaren in weniger klare, kaum sichtbare und subtile Grenzen. Übersehen wird in der Perspektive der Deterritorialisierungstheorien die Neukonfiguration von Räumen, die sich den alten Koordinaten entziehen. Grenzen und damit auch der Umfang von Räumen sind nicht mehr festgelegt, sondern Gegenstand permanenter Auseinandersetzungen und Prozesse. Ihre Gültigkeit verlieren sie damit jedoch keineswegs. Was wir derzeit erleben, ist nicht das Ende des Raums, sondern eine *Diversifizierung* räumlicher Bezüge. Die Räume und Orte für diverse Aktivitäten sind nicht mehr alternativlos und vorgegeben, sondern werden mehr und mehr zu einer Option. Die Soziologie hat sich immer mit der Veränderung sozialer Beziehungen beschäftigt, die sich durch den Wandel von kleinräumigen, überschaubaren in großräumige, unübersichtliche Zusammenhänge ergibt. Sie hat sich bisher weniger damit beschäftigt, dass die Räume selbst es sind, die sich ändern und nicht mehr nur das, was sich *in* ihnen abspielt.

Wenn geografische Entfernungen immer weniger von Bedeutung sind, steigt die Möglichkeit zur Wahl eines Ortes. Daraus den Schluss zu ziehen, dass er nicht mehr relevant sei, wiederholt ein Argument, das schon in der Individualisierungsdebatte eine große Rolle gespielt hat. (Vgl. Schroer 2001) Wenn etwas zur Wahl steht, scheint es an Wert zu verlieren. Wenn etwas nicht mehr verbindlich vorgegeben ist, ist es nicht mehr von Dauer und deshalb zu vernachlässigen. Doch zwischen der größeren Wählbarkeit von Räumen und ihrer Irrelevanz besteht keinerlei zwingender Zusammenhang. Ganz im Gegenteil gewinnt der Raum durch die Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Räumen an Relevanz. Wirtschaftsunternehmen streiten über den angemessenen Standort, Regierungen, Staaten, Städte unterstreichen die besondere Tauglichkeit ihres Standorts und vielreisende Nomaden vergleichen zwischen den vielen Orten und schärfen den Blick für die Details am Ort und deren Besonderheiten. (Vgl. Harvey 1994: 60, 63; Narr/Schubert 1994) Was sich damit vollzieht, ist eine *Spezialisierung und Diversifizierung des Raums*. Statt von einem Obsoletwerden des Raums auszugehen, gilt es deshalb den Mehrebenencharakter, die Pluralität räumlicher Bezüge in den Blick zu nehmen. Ob für Personen oder für politische und wirtschaftliche Organisationen: Die jeweilige Verortung in Nah- oder Fernräumen ist weder selbstverständlich gegeben noch erfolgt sie als wachsende Ausdehnung in konzentrischen Kreisen, sie ist vielmehr auf allen Ebenen erst herzustellen.

Womit wir es also zu tun haben, ist nicht ein Ende, sondern eine permanente Erfindung und Neuerfindung des Raums. Die weit verbreiteten Thesen über das Ende des Nationalstaats und des Raums verharren in einem Denkschema, nach dem die Ingredienzen einer Epoche durch eine nachfolgende

restlos ersetzt werden. Darin liegt der ganz und gar moderne Charakter dieser Thesen, da Moderne stets auf die Zeit, auf ein stetiges oder impulsives Voranschreiten, auf die Überwindung eines Zeitalters durch ein anderes gesetzt hat. Was es heißt, im Zeitalter des Raums und damit nicht mehr der Diachronie, sondern der Synchronie zu leben (vgl. Foucault 1990), ermisst man daran, dass wir es immer weniger mit einer klaren Ablösung eines Zustands durch einen anderen, sondern mit einem Nebeneinander der verschiedensten Kulturen, Regime, Lebensstile, Werte, Moden usw. zu tun haben, die nicht in einem Behälter namens Nation, Staat oder Weltgesellschaft enthalten sind, sondern selbst Räume hervorbringen – vielfältig miteinander verflochtene, sich überlagernde Räume unterschiedlicher Reichweite und Ausdehnung, die durch keine vereinheitlichende Klammer mehr zusammengehalten werden, sondern nebeneinander existieren. Das räumliche Prinzip des Nebeneinanders hat damit gewissermaßen den Raum selbst erfasst, der nun nicht mehr im Singular, sondern nur noch im Plural zu denken ist.

Literatur

Albert, Matthias (1998): »Entgrenzung und Formierung neuer politischer Räume«. In: Beate Kohler-Koch (Hg.), Regieren in entgrenzten Räumen, Opladen u.a.: Westdeutscher Verlag, S. 49-75.

Albrow, Martin (1998): Abschied vom Nationalstaat. Staat und Gesellschaft im Globalen Zeitalter, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Anderson, Benedict (1998): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Berlin: Ullstein.

Bauman, Zygmunt (1997): »Schwache Staaten«. In: Beck, Ulrich (Hg.), Kinder der Freiheit, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1997): Was ist Globalisierung?, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (Hg.) (1998): Politik der Globalisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Berking, Helmuth (2006): »Global Images. Ordnung und soziale Ungleichheiten in der Welt, in der wir leben« In: Helmuth Berking (Hg.), Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen, Frankfurt/M., New York: Campus-Verlag, S. 66-86.

Bernauer, Thomas (2000): Staaten im Weltmarkt. Zur Handlungsfähigkeit von Staaten trotz wirtschaftlicher Globalisierung, Opladen: Leske und Budrich.

Brock, Lothar (1998): »Die Grenzen der Demokratie. Selbstbestimmung im Kontext des globalen Strukturwandels und des sich wandelnden Verhältnisses von Staat und Markt«. In: Beate Kohler-Koch (Hg.), Regieren in entgrenzten Räumen, Opladen u.a.: Westdeutscher Verlag, S. 271-292.

Brock, Lothar (2002): »›Staatenrecht‹ und ›Menschenrecht‹. Schwierigkeit der Annäherung an eine weltbürgerliche Ordnung«. In: Matthias Lutz-Bachmann/James Bohman (Hg.), Weltstaat oder Staatenwelt? Für und Wider die Idee einer Weltrepublik, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 201-225.

Broder, Henryk M. (2000): »Alles oder nichts«. Der Spiegel 54 H. 52 (25.12.), S. 133.

Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter. Teil 1, Opladen: Leske und Budrich.

Enzensberger, Hans-Magnus (1996): Aussichten auf den Bürgerkrieg, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Featherstone, Mike (1999): »Globale Stadt, Informationstechnologie und Öffentlichkeit«. In: Claudia Rademacher/Markus Schroer/Peter Wiechens (Hg.), Spiel ohne Grenzen? Ambivalenzen der Globalisierung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 169-202.

Foucault, Michel (1990): »Andere Räume«. In: Karlheinz Barck u.a. (Hg.), Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig: Reclam, S. 34-46.

Goffman, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Guéhenno, Jean-Marie (1996): Das Ende der Demokratie, München: Dtv.

Habermas, Jürgen (1997): Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation. Politische Essays, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Harvey, David (1994): »Die Postmoderne und die Verdichtung von Raum und Zeit«. In: Andreas Kuhlmann (Hg.), Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne, Frankfurt/M.: Fischer, S. 48-78.

Hitzler, Ronald (1994): »Mobilisierte Bürger. Über einige Konsequenzen der Politisierung der Gesellschaft«. Ästhetik und Kommunikation 23 H. 85/86, S. 55-62.

Jammer, Max (1960): Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Lacoste, Yves (1990): Geographie und politisches Handeln, Berlin: Wagenbach.

Läpple, Dieter (1991): »Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept«. In: Hartmut Häußermann u.a. (Hg.), Stadt und Raum, Pfaffenweiler: Centaurus, S. 157-207.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2000): Politik der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mann, Michael (1997): »Hat die Globalisierung den Siegeszug des Nationalstaats beendet?«. PROKLA 27 H. 106, S. 113-141.

Meyrowitz, Joshua (1998): »Das generalisierte Anderswo«. In: Ulrich Beck (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 176-191.

Narr, Wolf-Dieter/Schubert, Alexander (1994): Weltökonomie. Die Misere der Politik, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Pries, Ludger (1998): »Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA«. In: Ulrich Beck (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 55-85.

Rodriguez, Nestor (2006): »Die soziale Konstruktion der US-mexikanischen Grenze«. In: Monika Eigmüller/Georg Vobruba (Hg.), Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes, Wiesbaden: VS Verlag, S. 89-111.

Sassen, Saskia (1994): »Wirtschaft und Kultur in der globalisierten Stadt«. In: Bernd Meurer (Hg.), Die Zukunft des Raums, Frankfurt/M., New York: Campus, S. 71-89.

Sassen, Saskia (1997): »Cyber-Segmentierungen. Elektronische Räume und Macht«. In: Stefan Münker/Alexander Roesler (Hg.), Mythos Internet, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 215-235.

Sassen, Saskia (1998): »Zur Einbettung des Globalisierungsprozesses: Der Nationalstaat vor neuen Aufgaben«. Berliner Journal für Soziologie H. 3, S. 345-357.

Schroer, Markus (2000): »Urbanität im Netz. Der Cyberspace als gute Gesellschaft?«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), Gute Gesellschaft? Verhandlungen des 30. Kongresses der DGS in Köln 2000, Opladen: Leske und Budrich, S. 353-363.

Schroer, Markus (2001): Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Schroer, Markus (2002): »Körper und Raum – Grenzverläufe«. Leviathan 31 H. 3, S. 401-416.

Schroer, Markus (2003): »Raumgrenzen in Bewegung. Zur Interpenetration ›realer‹ und ›virtueller‹ Räume«. In: Christiane Funken/Martina Löw (Hg.), Raum – Zeit – Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien, Opladen: Leske und Budrich, S. 213-232.

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Exklusion und Embodiment: Formen sozialen Ausschlusses im modernen Kapitalismus

STEFAN THOMAS

Die Rückkehr der Armut

In der spätmodernen Gesellschaft ist mit der »neuen Armut«, die seit den 1980er Jahren ins Bewusstsein von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit drängt, eine Gefährdung des Sozialen auferstanden, die mit der goldenen Wirtschaftsära der Nachkriegszeit als längst überwunden geglaubt war. Angesichts bedrohlicher sozioökonomischer Konfigurationen, die unter Stichworten wie »neue Unübersichtlichkeit«, »fluide Moderne«, »Risikogesellschaft«, »Neoliberalismus« diskutiert werden, kreist das Damoklesschwert des sozialen Abstiegs mit wachsender Dynamik über den Köpfen der Menschen. Individuelle Lebensläufe sind damit abermals, jedoch in neuen Formen den alten Problemen der sozialen Ungleichheit und der Verarmung unterworfen. Angesichts der kolonialisierenden Landnahme, durch welche die Ökonomie ihre Einfluss-Sphäre über die menschliche Lebenswelt hinweg ausdehnt und das Individuum verstärkt den exzentrischen Zyklen des Marktes unterwirft, stellt sich die Frage, wie soziale Ausschlussprozesse heutzutage funktionieren.

Während im englischsprachigen Raum das Getto zum Paradigma für die Beschreibung und Erklärung städtischer Segregationsprozesse geworden ist, sind, wie gezeigt werden soll, die Einschlussformen der sozial Ausgeschlossenen in Deutschland in geringerem Maße sozialräumlicher Natur. Durch die Entfaltung der Begriffe Exklusion und Embodiment sollen Alternativen zum Ausschlusskonzept qua Getto entworfen und als Leitkategorien der weiteren Untersuchung zugrunde gelegt werden. Die Funktionsformen der Exklusion und des Embodiments werden anhand einer Studie über das soziale Leben am Szenetreffpunkt *Bahnhof Zoo* – als paradigmatischer Ort des sozialen Abseits – beschrieben. Es zeigt sich, dass der Alltag der von Armut Betroffenen von einer Mannigfaltigkeit diskreter Exklusionsformen in Beschlag genom-

men wird, die ein umso wirkmächtigeres Feld der sozialen Ausgrenzung erzeugen. Anhand des Begriffs Embodiment lässt sich dann aufweisen, dass der soziale Ausschluss von einem Subjektivierungsprozess getragen ist, über den soziale Benachteiligungen internalisiert werden. Im Gesamtblick lässt sich erkennen, dass sich auf der Grundlage von Exklusion und Embodiment in äußerst effektiver Weise der soziale Ausschluss reproduziert und dabei auf räumliche Ausgrenzungsstrategien weitgehend verzichtet werden kann.

Eingeschlossen im sozialen Abseits

Angesichts globalisierter Modernisierungsprozesse ist auch die Beschleunigung sozialer Wandlungsprozesse zu beobachten. Herkömmliche Integrationspfade und bewährte Formen der Lebensplanung sind unberechenbar und risikoreich geworden. Pluralisierung und Individualisierung eröffnen dem Einzelnen nicht nur erweiterte Gestaltungsoptionen seiner Lebensführung. (Hradil 1992; Beck 1986) Vor dem Hintergrund der Prekarisierung ehemals durch Wirtschaftsaufschwung und Wohlfahrtsstaat abgesicherter Lebenslagen nehmen auch die Risiken zu, aus der gebotenen Chancenvielfalt der Mittelstandsgesellschaft herauszufallen, in seinen Lebensentwürfen zu scheitern und ins soziale Abseits abzurutschen. (Vgl. Hübinger 1996; Barlösius 2001; Beck 1997) Das Versprechen der sozialen Mobilität, d.h. des persönlichen Aufstiegs, ist mit den neuen Gefährdungen für individuelle Biographieverläufe zynisch geworden. Der soziale Abstieg ist inmitten der Wohlstandsgesellschaft zum realistischen Angst- und Bedrohungsszenario geworden, das nicht mehr allein soziale Randschichten bedrückt. Dennoch sind für das mittelständische Establishment die Gefahren, in verhärtete Armutslagen abzurutschen, weiterhin sehr kalkulierbar. (Paugam 2004: 74) Armut wird von Armut angezogen, was auch bedeutet, dass diejenigen, die schon einmal auf der Stufenleiter sozialer Schichtung hinab geglitten sind, aufgrund von unzureichenden Ressourcen, geringem Status und negativem Prestige auch unten bleiben.

Zygmunt Bauman zeichnet in seinem Buch *Wasted Lives. Modernity and its Outcasts* (2004) die Schattenseiten des globalen Siegeszuges einer unter dem Primat der Ökonomie stehenden Moderne nach. Gerade in der englischsprachigen Literatur wird das gesellschaftliche Außen häufig mit dem urbanen Getto in eins gesetzt. (Wirth 1928; Wilson 1987; Wilson 1996) Besonders die US-amerikanischen Hypergettos der Großstädte, in der soziale Exklusion sich mit rassistischer Segregation zu einem strikten Ausschlussregime vereinigt, werden zu Musterbeispielen neuer Regulationsformen. (Wacquant 1993; Wacquant 2004) Dementsprechend weist Bauman auf einen Paradigmenwechsel in den Ausschlussformen der Überflüssigen hin, weil in der globalisierten und neoliberalen Wirtschaftsordnung auch für den jeweils nächsten ökonomischen Aufschwungzyklus nicht mehr damit zu rechnen ist, dass die

Arbeitskraft der Überzähligen wieder in Wert gesetzt wird. Dem neuzeitlichen Getto wird die sozialräumliche Funktion zugewiesen, innerhalb der kapitalistischen Zentren für eine dauerhafte Befriedung und Bändigung des nicht gebrauchten Überschusses an Arbeitskraft zu sorgen, um das Konflikt- und Problempotential, das aus sozialer Ungleichheit und sozialem Ausschluss wächst, wenn nicht zu entschärfen, so zumindest über den Einschluss in sozialräumliche Peripherien verarmter, sozial entwerteter Stadtgebiete kontrollierbar zu halten. (Kronauer 2002)

Das Exklusions- und Unterschichtsproblem, das in Deutschland ins Scheinwerferlicht der medialen Berichterstattung gerückt ist, scheint wie viele Entwicklungstendenzen moderner Gesellschaften seinen Vorläufer und Wegbereiter in den Vereinigten Staaten zu haben. Besonders in westdeutschen Großstädten sind soziale Segregationsprozesse zu beobachten, in denen sich eine Differenzierung ehemals soziokulturell heterogener Wohnviertel in Richtung einer Homogenisierung sozialer Risiken und Benachteiligung ihrer Bewohnerschaft beobachten lässt. Das soziale Abseits ist im öffentlichen Bewusstsein fest mit eindeutig etikettierten Orten verbunden: verwahrloste Innenstadtviertel, Hochhausgettos, Sozialsiedlungen in degradierten Arbeitervororten, soziale Brennpunkte und subkulturelle Szenetreffpunkte. Angesichts der sozialen Polarisierung wird mancherorts schon von einer stadtteilbezogenen Verslumung gesprochen – wie z.B. mit Blick auf einige Berliner Innenstadtbezirke, in denen sich die sozial abgehängten Verlierer der Gesellschaftsordnung konzentrieren. (Kapphan 2002) Aufgrund der sozialräumlichen Kumulation materieller und sozialer Probleme werden diese vernachlässigten »Stadtteile der Armut« selbst zu Orten sozialen Ausschlusses. (Häußermann/Kapphan 2004; Friedrichs/Blasius 2000)

Bei differenzierter Betrachtung sozialräumlicher Differenzierungsprozesse erweist es sich aber als falsch anzunehmen, dass es sich bei der räumlichen Segregation durch Gettoisierung um eine gesellschaftspolitische Entwicklung handelt, die in gleichem Maße wie in den USA auch die Zustände in Deutschland adäquat beschreiben kann. (Bremer/Gestring 1997) Das wohlfahrtsstaatliche Versorgungsmodell verfolgt eine andere Strategie als eine möglichst effektvolle Einschließung der Überflüssigen und Exkludierten in die desolaten Reservate der Armut. (Bauman 2004) Zwar werden die materiellen Konsequenzen sozialer Ungleichheit hierzulande nicht aufgehoben, dennoch aber soweit ermäßigt, dass Manifestation und Artikulation von Armut, Leiden und Ungerechtigkeit ungesehen und ungehört bleiben kann. Für die aus der Arbeitsgesellschaft Ausgestoßenen wird ein Minimum an materiellen Ressourcen bereitgestellt, um die Versorgung grundlegender Existenzdimensionen abzusichern, vor allem Wohnung, Ernährung, Kleidung, Krankenversicherung. Armut findet sich dann am Beispiel der *working poor*, die trotz Vollerwerbstätigkeit die Familie nicht ernähren können, der allein erziehen-

den Mutter, die ihren Unterhalt über Sozialtransferleistungen sichert, des von einem kümmerlichen Einkommen sein Leben bestreitenden Rentners, der auf die Straße als letztem Betätigungs- und Wirklichkeitsfeld ausweichenden Jugendlichen.

Zur Beantwortung der Frage, wie hierzulande Ausschließungsprozesse angemessen zu konzeptualisieren sind, möchte ich zunächst die beiden analytischen Konzepte der Exklusion und des Embodiments einführen. *Exklusion* als die objektive Wirklichkeit sozialer Ausschließungsprozesse wurde in den 1990er Jahren als ein analytischer Begriff in die europäische Armutsforschung eingeführt, der auf eine sozialstrukturelle Beschreibung sozialer Ausschlussformen zielt. (Silver 1994) Dabei wäre es nun irreführend, wie dies in den mühseligen Versuchen von Seiten der Systemtheorie zu beobachten ist, dieses sich aus dem Französischen herleitende Konzept als komplementären Begriff zur Inklusion zu begreifen. (Vgl. Luhmann 2005: 226ff.; Nassehi 1999; Kronauer 2002: 126ff.) Exklusion ist selbst in strengen Formen der absoluten Armut nicht als Total-Exklusion zu denken. Die Lebensbewältigung des Individuums ist unauflösbar mit dem Lebensgewinnungsprozess der Gesellschaft verbunden. (Castel 2005) Der soziale Ausschluss ist daher viel angemessener über die räumliche Metapher von Zentrum und Peripherie zu begreifen. (Kronauer 2002) Um sich im Zugang zu den ressourcen- und kapitalverdichteten Sozialräumen des gesellschaftlichen Zentrums, die eine hohe Attraktivität aufweisen, zu behaupten, bedarf es auf Seiten des Individuums selbst einer durchsetzungsstarken Ressourcenausstattung. (Bourdieu 1983) Damit bleiben diejenigen von den gesellschaftlichen Zentren ausgeschlossen, die aufgrund unzureichender materieller, ideeller und persönlicher Ressourcen auf den sozialen Konkurrenzfeldern um knappe Güter und Kapitalien nicht mithalten können. Sie werden in Folge eines sich kumulierenden Scheiterns in die Peripherie verdrängt: in prekäre, schlecht bezahlte Arbeitsformen und in Arbeitslosigkeit, in Wohnungen minderer Ausstattung, in ärmliche Wohnquartiere, in soziale Lebensbereiche eingeschränkter Teilhabemöglichkeiten und reduzierter Lebensqualität.

Die verschiedenen Exklusionsbereiche werden üblicherweise in Bezug auf die Strukturdimensionen sozialer Integration operationalisiert. (Alleweldt/ Leuschner 2004: 341f.; Münch 1997; Häußermann/Kronauer/Siebel 2004: 24f.; Engbersen 2004: 102f.) Dies sind:

- *Ökonomische* Exklusion als Ausschluss vom Arbeitsmarkt, damit Verlust von Gratifikationen und Anerkennung, was schließlich das Eintreten von Armut zur Folge hat;
- *räumliche* Exklusion als Verlust von Lebenssphären und als eine Reduzierung auf wenig attraktive Sozialräume, wobei die gravierendste Form die Obdachlosigkeit ist;

- *institutionelle* Exklusion als Ausschluss von den funktional differenzierten Lebensbereichen des gesellschaftlichen Lebensprozesses;
- *soziale* Exklusion als soziale Isolation durch Erosion familiärer und sozialer Netzwerke;
- *kulturelle* Exklusion als Stigmatisierung und Diskriminierung durch Gruppen und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft.

Embodiment als die subjektive Wirklichkeit sozialer Ausschließung verweist auf die leiblichen Subjektivierungsprozesse, über die sich die objektiven Bedeutungsstrukturen der sozialen Welt in die subjektiven Sinnschichten des Bewusstseins übersetzen und einschreiben. »Embodiment refers to the process whereby the individual body is connected into larger networks of meaning at a variety of scales.« (Cresswell 1999: 176) Während die Verhaftetheit der leiblichen Existenz im Modus des In-der-Welt-Seins zumeist im Rückgriff auf Merleau-Ponty (1966) beschrieben wird, werden die Sedimentationen des weltlichen Erfahrungs- und Handlungsfeldes als Sinnstrukturen des Bewusstseinsfeldes über Bourdieus Habitusbegriff (1987) konzeptualisiert. (Charlesworth 2000)

Über unsere leibliche Existenz finden wir uns im Sinne Heideggers (1927) immer schon in der Welt vor, nicht als ein Objekt unter anderen, sondern als genuine, d.h. unüberschreitbare und unhintergehbare Wirklichkeit. Subjektivität ist damit nicht ein Privatismus oder Idiosynkrasie des Bewusstseins, sondern das undurchdringliche Sinngewebe unserer leiblichen Existenz, die jeder Erfahrung voraus liegt. Der Begriff Embodiment hebt nun erstens hervor, dass Subjektivität nicht als körperlose, innermentale Bewusstheit zu begreifen ist, sondern als die sinnliche Erfahrung eines mit der Welt verflochtenen Leibes, der in seiner Alltagspraxis engagiert ist. Es handelt sich also um die *Situierung* des Individuums in der sozialen Situation der gesellschaftlichen Lebens- und Interaktionszusammenhänge. Embodiment meint zweitens die *Subjektivierung* der weltlichen Bedeutungsstrukturen als subjektive Sinnsedimente, dem Wissens- und Erfahrungsschatz, der die Auslegung jeder neuen Erfahrung strukturiert. Subjektivierung ist damit ein Effekt der Internalisierung der Regularitäten der sozialen Ordnung durch Ausbildung einer habituellen Disposition, die als regulierte Aktivität die objektiven Anforderungen des sozialen Feldes widerspiegelt und bestätigt. (Butler 1996: 32) Daher muss das Individuum sich in seinem leiblichen Engagiertsein in der Welt in die soziale Ordnung einpassen, um nicht seinen Ausschluss zu riskieren. Damit lassen sich anhand des Begriffs Embodiment bei der Untersuchung sozialer Ausgrenzung zwei integrierte Prozessebenen der Subjektivierung herausheben: Erstens der körperliche Einschluss des Individuums in das Exklusionspanorama des Alltags und zweitens die Internalisierung der restriktiven Erfahrung sozialen Ausschlusses.

Der Szenetreffpunkt »Bahnhof Zoo« als exemplarischer Ort sozialen Ausschlusses

Forschungsfeld und Methoden

Im Folgenden möchte ich mich auf die Ergebnisse eines Forschungsprojektes, das am Berliner Szenetreffpunkt »Bahnhof Zoo« durchgeführt wurde,[1] beziehen, um hierdurch einen Beitrag zu einem umfassenderen Versuch zu leisten, kontemporäre Formen sozialen Ausschlusses zu analysieren. (Vgl. Thomas 2005) Der prominente Treffpunkt der Bahnhofsgänger eignet sich, so mag man einwenden, nicht unbedingt als exemplarischer Ort, um Normalität und Vielschichtigkeit sozialer Exklusionsprozesse zu beschreiben. Doch die populären Inszenierungen des Treffpunkts sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass es vor allem »gewöhnliche« Probleme wie Armut, Arbeitslosigkeit, der Umgang mit Behörden und Institutionen, soziale Isolation sind, weshalb sich die jungen Menschen der Bahnhofsszene anschließen. Drogenkonsum, Prostitution und Straßenleben sind daher nicht allein Ausdruck einer subkulturell verfassten Lebensform. Blickt man hinter die medialen Fassaden der neonlichten Schattenwelt, dann wird nämlich deutlich, dass der Bahnhof Zoo die Funktion einer Überlebens- und Existenznische übernimmt, in die sich jene Menschen zurückziehen, die den Kampf um Integration in die Institutionen der Gesellschaft längst aufgegeben haben. Die Sichtbarkeit der Armutsproblematik im Fall der Bahnhofsgänger ist vergleichbar mit der Spitze eines Eisbergs. Während die umfassenden sozialen Strukturprobleme, welche die Normalintegration eines größer werdenden Bevölkerungsteils bedrohen, hier in Reinform zu beobachten sind, werden diese von der großen Mehrzahl der von Exklusionstendenzen Betroffenen allein schon aus Scham im Verborgenen gehalten.

Die Untersuchung des sozialen Lebens am Bahnhof Zoo basiert methodisch auf einer ethnographischen Feldstudie, die über den Zeitraum von einem Jahr durchgeführt worden ist. Der Einstieg ins Forschungsfeld wurde maßgeblich über die am Bahnhof Zoo tätigen Streetworker vermittelt. An 2-3 Tagen in der Woche wurde der Szenetreffpunkt ab dem späten Nachmittag, wenn die ersten jungen Menschen dort eintreffen, aufgesucht. Das Untersuchungsfeld wurde auf Jugendliche und junge Erwachsene (bis 27 Jahre) eingegrenzt. Das breit gefächerte Interesse an der Lebenswelt der jungen Menschen findet seine Entsprechung in der Triangulation von Methoden und Daten. (Denzin 1989; Denzin/Lincoln 2005; Lüders 2000) Die teilnehmende Beobachtung eröffnete die Möglichkeit, direkt an den im Alltag relevanten Lebensformen, Handlungsweisen und Routinen zu partizipieren, um einen von

1 Die Studie wurde durch ein Stipendium der Freie Universität Berlin ermöglicht.

der Selbstdarstellung der jungen Menschen unabhängigen Einblick in das alltägliche Leben zu gewinnen. Neben der Beobachtung der alltäglichen Gegebenheiten und Vorfälle sollte die Teilnahme es ermöglichen, mit dem »insider-point-of-view« die spezifischen Sichtweisen und Verständnishorizonte in Erfahrung zu bringen. (Lamnek 2005) Die Daten sollen eine Antwort auf folgende Fragen liefern: »Wie stellt sich die Alltagswelt vom Standpunkt des Akteurs dar?«, »Wie wird ein Ereignis, eine Handlung oder eine besondere Situation vom Informanten beurteilt?« und »Welche Absichten und Ziele werden durch das Handeln in den einzelnen Situationen verfolgt?«. Die Dokumentation der Beobachtungsdaten erfolgte durch die Anfertigung von Beobachtungsprotokollen, die im Anschluss an den Feldaufenthalt geschrieben wurden. Dies wurde mit der Durchführung von leitfadengesteuerten Interviews kombiniert.

Exklusion: Die objektive Seite des sozialen Ausschlusses

Der Bahnhof Zoo ist ein überdeterminierter Ort des sozialen Ausschlusses, an dem die illustren Gesprächsrunden, die Freundeskreise, die ganze Beschäftigtheit, die die jungen Bahnhofsgänger in ihre eigene jugendkulturelle Welt einbindet, nicht über die alltägliche Tristesse, die Selbstzweifel und Enttäuschungen, die alltäglichen Schwierigkeiten hinwegtäuschen können. Im Zentrum der Ausschlussproblematik steht hier die *ökonomische Exklusion*, die sich aus der Arbeitslosigkeit entwickelt. (Kronauer 2002: 108) Die Integration in das gesellschaftliche Leben ist entgegen aller Abgesänge auf die Erwerbsgesellschaft nach wie vor von einem sozialversicherungspflichtigen Anstellungsverhältnis abhängig, das für ausreichend Einkommen, soziale Integration, Anerkennung und eine sinnhafte Tagesbeschäftigung sorgt. Nichts zu tun zu haben bedeutet hier am Bahnhof, weder die Schule zu besuchen, noch eine Ausbildung zu absolvieren, noch an einer Bildungs- und Qualifikationsmaßnahme teilzunehmen, noch eine »normale« Arbeit vorweisen zu können. Wenn jemand einer geregelten Beschäftigung nachgeht, dann wird diese in der Regel dafür genutzt, um von diesem marginalen Ort der Stigmatisierung und Diskriminierung den Absprung zu schaffen.

Freigesetzt von jeder beruflichen Tätigkeit entbehren die jungen Menschen jede erfüllende Zeit- und Sinnstruktur, die über die lose Geselligkeit und Zerstreuung hinausweist. Im Vergleich zu anderen Jugendlichen in ihrem Alter verfügen sie über kein Beschäftigungsfeld, das nicht nur das Alltagsleben inmitten der Gesellschaft verankert, sondern wodurch sich auch alle anderen Tagesbeschäftigungen strukturieren: Einkaufen gehen, Telefonate führen, Ämtergänge erledigen, sich nach der Arbeit verabreden, zum Sport gehen etc. Die Zeit verstreicht in einer leeren Gegenwart, die sich tief in den Alltag eingräbt und es schwer macht, sich aus dieser zu befreien, um in eine erweiterte

Zukunftsperspektive zu treten. Zumindest bleibt den jungen Menschen die Möglichkeit, ab dem Nachmittag, wenn das Leben am Szenetreffpunkt beginnt, wieder zum Bahnhof zu gehen, um dort in den verstreuten Gesprächsrunden bis weit nach Mitternacht zusammenzustehen, sich angeregt zu unterhalten oder gelangweilt darauf zu warten, dass endlich etwas Spannendes passiert.

Arbeitslosigkeit wird, so sehr sie Gegenwart und Zukunft bestimmt, in den Gesprächsrunden, die sich über das Bahnhofsterrain zerstreuen, nur selten zum Thema. Das Gewahrwerden des erlittenen Ausschlusses von der Arbeitswelt ist an das heimliche Eingeständnis gebunden, gescheitert zu sein und den Ansprüchen nicht zu genügen. (Sennett 1998: 159) Und doch setzen alle Aussichten auf ein besseres Leben, d.h. dem Lebensort Straße zu entkommen, den Anschluss an den Arbeitsmarkt voraus. Dazu sagt Karl, 20 Jahre: »Geregeltem Leben? Also dass ich entweder überhaupt keine Drogen mehr nehme [...], ... dass ich jeden Tag zur Arbeit gehe, [...] mein festen Job hab, mein festes Gehalt, ... dass ich meine eigene Wohnung hab, ... dass ich meine Schulden abbezahle«.

Der Anschluss an die gesellschaftlich formierten und über Bildungsinstitutionen geführten Biographieverläufe ist bei den meisten schon mit der Schulzeit verpasst worden. Schule bedeutete für Mandy, 21 Jahre: »... ich kann mich auch nich dran erinnern, dass ich irgendwann mal irgendwelche Freunde hatte in der Schulzeit. Nein, ganz im Gegenteil. ... Schule war der Alptraum«.

Selbst der Wert eines Hauptschulabschlusses – der überhaupt nur von einem Drittel der Bahnhofsgänger erreicht wird – muss sich relativieren, weil sich das schlechte Abschneiden in der Schule nur zu deutlich im ungenügenden Notendurchschnitt, den vielen Fehlstunden, der Wiederholung von Klassenstufen offenbart. Auch aus diesem Grund macht sich kaum jemand Hoffnungen auf eine Ausbildung, wie dies etwa Michaela, 23 Jahre alt und schon seit einigen Jahren am Bahnhof, zum Ausdruck bringt: »Klar, es fehlt halt was. ... Ich kann halt nicht einfach so, zack, Bewerbung schreiben ... ((schnalzt mit der Zunge)) loslegen mit Ausbildung oder so, es geht nich, ... weil halt kein Abschluss«.

Der realistische Blick auf das eigene Leben muss offenbaren, dass die segregierende Arbeitslosigkeit nur wenig handhabbare Chancen bietet, der verhärteten Randständigkeit zu entkommen. Ohne über die gesellschaftlich anerkannten Mittel zu verfügen, das eigene Leben entsprechend der soziokulturell gültigen Wert- und Zielsetzungen zu gestalten (vgl. Merton 1968; Heitmeyer 1997), werden informelle Verdienstmöglichkeiten, d.h. die Trias der Straßenökonomie: Prostitution, Betteln und Delinquenz, zu einer Alternative, die kaum auszuschlagen ist. Doch das schnelle Geld ist nur im Tausch mit z.T. gravierenden Risiken und Gefährdungen für Gesundheit, Wohlbefinden und

Selbstachtung zu haben: etwa vergewaltigt oder mit Hepatitis, HIV und Geschlechtskrankheiten angesteckt, von Passanten verspottet und beleidigt, beim Diebstahl oder Raub erwischt zu werden.

Das Eintreten von Armut ist ohne regelmäßiges Erwerbseinkommen unausweichlich. Zwar bestreiten die meisten Bahnhofsgänger ihren Unterhalt von Arbeitslosengeld II, ohne aber dem Ausschluss von der Erlebnis- und Konsumgesellschaft entgehen zu können. Bei niemandem der jungen Menschen reichen die knappen Bedarfssätze der Sozialleistungen über den gesamten Monat. Neben der Übernahme der Kosten für Miete, Nebenkosten und Krankenkasse steht für die tagtäglichen Ausgaben ein Gesamtbetrag von 11,45 Euro zur Verfügung, d.h. 4,57 fürs Essen, 1,11 für Kleidung, -,92 für Möbel und Haushaltsgeräte, -,69 für Mobilitätsbedürfnisse etc.

Nach der monatlichen Auszahlung der Sozialleistungen ist der Großteil des Geldes innerhalb weniger Tage ausgegeben. Karl beschreibt seine Ausgabenpraxis so: »Irgendwo McDonald, teuer essen, oder n Döner, Hauptsache es schmeckt gut un teuer. … Ja, un dann meistens eigentlich schon … direkt wieder Diskothek oder irgendwo da wat ausgeben oder n bisschen wat einkaufen, Anziehsachen, irgendwie so wat. Dat Geld is so schnell weg«.

Im Vordergrund steht keineswegs die Etablierung eines engmaschigen Haushaltsmanagements, damit das Geld für die Bestreitung aller monatlichen Ausgaben reicht. Anstatt sich der Rationalität des knappen Geldes selbst zu unterwerfen, wird versucht, den tagtäglich erfahrenen Ausschluss zumindest für kurze Zeit durch unbeschränkten Konsum und unbeschnittene Teilhabe zurückzudrängen. Die jungen Menschen geben ihr Geld aus für schicke Klamotten, die neueste Musik-CD, den Besuch der nächsten Fastfood-Filiale, die nächtliche Feier unter Freunden, das Ausgehen in eine der angesagten Berliner Diskotheken.

Die Vehemenz, mit der sich die jungen Menschen wieder als handlungsfähiges Subjekt in der kunterbunten Einkaufs- und Erlebniswelt zu etablieren versuchen, muss zwangsläufig bedeuten, dass spätestens in der zweiten Hälfte des Monats das Geld ausgegeben ist. Damit können sich die jungen Menschen alle Notwendigkeiten, die zum alltäglichen Bedarf gehören, nicht mehr leisten, wie etwa eine Fahrkarte, Telefongeld, Briefporto, Toilettenpapier, die ärztliche Praxisgebühr etc. Ebenso ist das Eintreten von existentiellen Entbehrungen wie Hunger nicht mehr abzuwehren, indem man einfach in den nächsten Supermarkt geht und sich Essen kauft. Und dennoch nehmen die Bahnhofsgänger für den kurzen Zeitraum, in dem es möglich wird, den strikten Ausschluss aufzuheben und fast wie in einem Rausch die eigene Zugehörigkeit zu realisieren, das Diktat der Armut für den restlichen Monat in Kauf. Dazu noch einmal Karl: »Ich tu lieber ne Woche// ich tu lieber ne Woche, zwei Wochen n bisschen mit Spaß leben, als … vier Wochen so richtig konzentriert«.

Neben der Arbeitslosigkeit und Armut ist es die Obdachlosigkeit als stärkste Form *räumlicher Exklusion*, die den nachhaltigen Aufbau einer routinisierten Alltagsstruktur bedroht. Auch wenn die Bahnhofsgänger in der Regel nicht auf der Straße leben, so ist die Gefahr des kurzzeitigen Abgleitens in die Obdachlosigkeit sehr wohl greifbar. Fast alle mussten sich schon einmal für einige Tage ohne jede Unterkunft durchschlagen. Eine Normalisierung von Obdachlosigkeit als Dauerzustand ist aber in der Bahnhofsszene auch gerade deshalb eine Ausnahme, weil angesichts einer entwickelten pädagogischen Hilfelandschaft und der Netzwerkeinbindung in die Bahnhofsszene sich bald alternative Unterbringungsmöglichkeiten finden. Daher sind vor allem folgende Unterkunfts- und Wohnformen zu beobachten: a) Unterbringung in einer pädagogischen Kriseneinrichtung oder einem Wohnprojekt, b) Übernachtung bei Freunden und Bekannten und c) in der eigenen Wohnung. (Vgl. Alleweldt/Leuschner 2004; Flick/Röhnsch 2006)

Dennoch gelingt es den jungen Menschen angesichts der ungesicherten Wohnsituation nicht, ein Lebenszentrum zu etablieren, das nicht nur die Funktion eines eigenen Zuhauses übernimmt. Vielmehr fehlt aufgrund des ständigen Wohnortwechsels auch ein verlässlicher Ausgangspunkt, von dem aus die jungen Menschen immer wieder neu in die Welt eingreifen können, um sich eine Infrastruktur an objektiv notwendigen und subjektiv relevanten Sozialräumen aufzubauen: etwa das Sozialamt, die Meldestelle, Arbeitsagentur, Beratungsstellen, der kontinuierliche Besuch der Schule, des Ausbildungsplatzes, der Arbeitsstelle oder die feste Einbindung in einen nachbarschaftlich erschlossenen Freundeskreis. Ebenso ist der Kontakt zu den sozialstaatlichen Behörden brüchig, was nicht nur der prekären Lebenssituation geschuldet ist, sondern auch den hohen Hemmschwellen gegenüber allen institutionellen Lebensbereichen. Es sind insbesondere rechtliche, administrative und sprachliche Schwellen, an denen die jungen Menschen scheitern. So wissen die jungen Menschen weder um die Rechte, auf die sie sich bei der Durchsetzung ihrer Ansprüche etwa gegenüber der Arbeitsagentur beziehen können, noch um die Pflichten, denen sie in den Institutionen der Erwachsenenwelt zu entsprechen haben, um Zugang und Teilhabe zu sichern. Zusätzlich werden die administrativen Handlungszusammenhänge wenig durchschaut wie die Zuständigkeiten auf dem Jobcenter, der Arbeitslosengeldantrag und die behördlichen Verwaltungsprozeduren. Schließlich resultieren aus dem niedrigen Bildungsniveau auch Schwierigkeiten, in (schrift-)sprachliche Verfahrens- und Interaktionsprozesse einzugreifen: Anträge ausfüllen, Briefe und Bewerbungen schreiben, den Inhalt von Verträgen verstehen etc. In der Konsequenz geraten bei der Sicherstellung und Entfaltung der Sozialintegration durch die *institutionelle Exklusion* wieder alle Bemühungen ins Stocken, weil die laufenden Sozialleistungszahlungen eingestellt, die Dokumente für die Beantragung des Personalausweis nicht mitgebracht oder aufgrund von Äng-

sten und erfahrenen Willkürbehandlungen schlicht die Ämtertermine nicht wahrgenommen werden. Auch als Reaktion auf die Zunahme des Differenzierungs-, Institutionalisierungs- und Komplexitätsgrades moderner Gesellschaften haben sich die Bahnhofsgänger vor den unnachgiebigen, häufig seelenlosen Institutionen der Erwachsenenwelt weit in die jugendkulturelle Ersatzwelt der Bahnhofsszene zurückgezogen.

Die Schwierigkeiten des Aufbaus eines in sich strukturierten Lebenszusammenhangs, der für ausreichende Integration und Teilhabe an der Gesellschaft sorgt, beziehen sich schließlich ebenso auf soziale Kontakte und Netzwerke. Damit sind es die Bekanntschaften und Freundschaften, Schul- und Arbeitskollegen, nachbarschaftliche Formen der Sozialintegration, die am Exklusionsdruck zerbrechen. Einerseits verschlägt die unruhige, schwach integrierte Lebensführung die jungen Menschen immer wieder in eine andere Stadt, eine neue Unterkunft, in andere Sozialprojekte, sodass die Entwicklung von festen Freundeskreisen kaum möglich ist. Andererseits werden auch in Sozialbeziehungen Schicht- und Milieuschranken wirksam, die es angesichts der strengen Armut den Bahnhofsgängern kaum ermöglicht, Freundeskreise außerhalb der Bahnhofsszene aufzubauen. So fehlt das Geld für Kleidung, Accessoires, Freizeitformen, um die jugendkulturelle Identität und den Gruppenstatus angemessen zum Ausdruck bringen, und für reziproke Tauschgaben etwa beim Aushelfen mit einer Zigarette oder die Einladung zum Bier. Es ist vor allem die Einsamkeit und die soziale Isolation, von denen die jungen Menschen berichten und die übermächtig werden würden, wenn es da nicht die Bahnhofsszene gäbe, die für sozialen Anschluss und Zugehörigkeit sorgt, selbst wenn diese in allen anderen Lebensbereichen längst verloren gegangen sind.

Embodiment: Die subjektive Seite des sozialen Ausschlusses

Die personale Identität ist eingeschrieben in das lebensweltliche Bedeutungsfeld des sozialen Ausschlusses. Die jungen Menschen sehen sich selbst als die einer verworfenen Subkultur angehörigen Bahnhofsgänger. Als gesellschaftliche Residualkategorie sind sie diejenigen, die in der Gesellschaft nicht mehr gebraucht werden, die – auch in ihren eigenen Wertkategorien – zu den Losern zählen, während alle anderen in ihrem Alter an ihnen vorbeiziehen und mehr oder weniger erfolgreich sind im Aufbau eines selbständigen Lebens. Hüssyin, 24 Jahre, schildert, was der schonungslose Blick offenbaren muss:

»Also w// wenn ich noch ma vierzehn wär, also … möcht ich schon wa// was andres erleben, also, […] Oder was äh lernen, eine Ausbildung machen, /I: Mhm/ zu Ende machen. … Un dann (möcht) ich arbeiten un so. … Es gibt äh … Leute in mein Alter, die ham jetz ähm vielleicht n Haus oder n … Geschäft oder so, n Auto, also ich

hab … gar nich', ich leb von Sozialhilfe und […] (weiß nich). … A', Hauptsache ich bin gesund und … kann meine Finger bewegen, kann laufen, kann denken, sprechen«.

Genauso wenig wie über das Schmieden eigener Entwürfe das Leben noch auf die Sozialwelt bezogen werden kann, kann das Individuum eine gehaltvolle Ich-Identität ausbilden, der es sich über seine weltliche Existenz – Ausbildung, Haus, Geschäft und Auto – vergewissern kann.

Die Erfahrung, von der sozialen Welt ausgeschlossen zu sein, hebt auch Jochen, 23 Jahre, hervor, wenn er sagt: »Na ja, klar, teilweise schon, weil man hat da [am Bahnhof] immer irgendwie n Jesprächspartner, weeßte, man rennt nich wie bekloppt alleene durch die Jejend irgendwo. … Weil da is immer irgendwie eener, mit dem de quatschen kannst, den de kennst«.

Aus der Innenperspektive der tagtäglichen Einschränkungen und Begrenzungen, denen das Leben am gesellschaftlichen Rand unterworfen ist, bleibt allein der Bahnhof als letzter Wirklichkeitsbereich, an dem eine soziale Welt greifbar wird, wo man Menschen begegnen und zumindest einem Teil der verlorenen Handlungsfähigkeit wiedergewinnen kann.

Für die Gesellschaft sind die Bahnhofsgänger die verworfenen Anderen, die Ausgeschlossenen. Joachim, 26 Jahre, beschreibt die Stigmatisierung und symbolische Diskriminierung, die unauflösbar an die Identität des Bahnhofsgängers gebunden ist: »… wenn ick ma woanders hingehe und äh … und wir reden über'n Bahnhof. ›Na, kommste mit … und zum Bahnhof Zoo?‹ ((senkt die Stimme, flüsternd:)) ›Wat? Da verkehrste?‹ Ja, det wird gleich Ver// in Verbindung jesetzt … äh äh äh mit Anschaffen, mit Kriminalität. Also nur mit negativen Sachen«.

Am Bahnhof sind sie auf die Bilder und Rollen festgelegt, die ihnen die Öffentlichkeit zuweist: Sie sind die Junkies, die alle kulturellen Tabus überschreiten, wenn sie sich mit der Kanüle die Haut durchstechen, um sich in ihrer gierigen Sucht den unreinen Stoff zu injizieren und den Körper zu vergiften, zugleich aber den wollüstigen Ekel und die expressive Abscheu des interessierten Publikums auf sich ziehen. (Bergschmidt 2004) Sie sind die Obdachlosen, die jedes Engagement preisgegeben haben, den Niedergang ihrer hoheitlichen Subjektivität hinnehmen, sich gegen die Verelendung und Verwahrlosung nicht mehr zur Wehr setzen, sich vielmehr aufgegeben haben, wodurch ihnen auch die Armut und das Elend zum Vorwurf gemacht wird.

In den inszenierten Räumen des sozialen Abseits ist es für die Bahnhofsgänger kaum möglich, sich als Subjekte zu behaupten. Vielmehr bleibt wenig anderes übrig, als sich selbst zu verleugnen, sobald man Gefahr läuft, als Bahnhofsgänger identifiziert zu werden. Joachim berichtet von einer zufälligen Begegnung seines damaligen Chefs am Bahnhof: »… meint er: ›Wat machst DU denn hier?‹ … Ick sag: ›Na, ick hab mir jrade hier n Bier jeholt,

ick will jetz hoch zur S-Bahn‹. ›Ach so. Ick dachte, du verkehrst hier‹, ne? Nu stell ma vor, jetz wär hier irgend'n Kumpel oder wat oder n alter Berber, der mich kennt, ›Joachim, komm, (letzt) ham we noch een jesoffen‹«.

Der kulturellen Exklusion durch Stigmatisierung ist nicht zu entkommen. Doch damit wird den jungen Menschen das letzte Wirklichkeitsresiduum entwürdigt, das für ein wenig Selbstsicherheit und Selbstwertgefühl sorgen könnte, um daran Identität und Bedeutung zu rekonstruieren.

Embodiment meint nun erstens, die Subjektivierung des Individuums durch seinen Einschluss in eine soziale Feldposition, die nicht ohne weiteres zu überschreiten ist. Wäre es allein die *kulturelle Exklusion*, die den Bahnhof Zoo als verworfenen Ort diskreditiert und entwertet, dann würde keineswegs etwas gegen die Möglichkeit sprechen, spielerisch zwischen der legitimen Welt von Arbeitsmarkt, Leistungsbereitschaft und Wohlanständigkeit und der illegitimen Welt des ungebundenen, unkonventionellen und unmoralischen Zeitvertreibs zu wechseln. Aber der Bahnhof ist mehr als nur symbolisches Sinnbild des sozialen Ausschlusses. Als das Alltagsleben der jungen Menschen ist er zugleich jener Wirklichkeitsbereich, in dem die normativ geforderte Sozialintegration in die Erwachsenenwelt missraten ist. Der Teufelskreis der Armut dreht sich unablässig in verfestigten Bahnen, weil es gerade an jenen Gütern und Ressourcen mangelt, die notwendig wären, um sich den Zugang zu attraktiven Sozialräumen der Gesellschaft zu erschließen. Verwiesen auf die marginalen Sozialräume, bleiben die jungen Menschen von den Bedingungen der Möglichkeit zur Sozialintegration ausgeschlossen: Geld, Status, Prestige, Macht, soziale Kontakte etc.

Die einzelnen Exklusionsdimensionen lassen sich nicht, wie die klassische Armutsforschung impliziert, auf eine additive Aufschichtung von benachteiligten Lebenslagen verkürzen. Vielmehr schließen sie sich zu einem vielschichtigen Erfahrungsfeld des sozialen Ausschlusses zusammen, das als überdeterminiertes Exklusionspanorama den Alltag der jungen Menschen im Gesamten bestimmt. Für die jungen Menschen wird der Bahnhof zum Inbegriff ihres Scheiterns, zu dem Lebensort, an dem sie sich vor der Sozialwelt zurückziehen, weil ihnen andernorts die Sozialintegration nicht gelingt, und wo sie tagtäglich ihre Zeit totschlagen, ohne dass eine Perspektive über die rudimentäre Einbindung hinaus in Sichtweite gelangt.

Hüssyin: »Ich wollt schon immer weg vom Bahnhof, aber … irgendwie hat's mich immer da hingezogen, weil … ich wusste kein andern Ort, wo ich … meine Zeit dann// äh … äh … was ich mit meine Zeit sonst machen sollte als zum Bahnhof«. Hier sind sie als körperliches Wesen eingeschlossen in einem Erfahrungsfeld, aus dem der Ausstieg nicht möglich ist, solange die Wege in die gesellschaftlichen Integrationsbereiche verschlossen bleiben.

Embodiment meint zweitens eine Subjektivierung durch Internalisierung der Ausschlusserfahrungen. Denn die soziale Position, in der das Alltagsleben

verwurzelt ist, ist nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv, d.h. für das Erlebnisfeld des Bewusstseins wirklich. Armut und Exklusion dürfen nicht lediglich als sozialstrukturelle Ausprägungs- und Differenzierungsformen individueller Existenz verkürzt werden, wie diese sich in den nüchternen Parametern und Messwerten einer dem Leben abstrakt gegenüberstehenden Sozialstatistik objektivieren. Embodiment verweist daher über dieses äußerliche Festgelegtsein auf eine definite Sozialposition im gesellschaftlichen Raum auf eine Erfahrungskonfiguration, die sich über das alltägliche Leben erschließt, indem diese sozusagen unter die Haut geht. Eingeschlossen in den sozialen Rand als leibliches Wesen, werden Armut und Exklusion zur genuinen Wirklichkeitsschicht. Embodiment muss daher als ein Prozess der Internalisierung aufgefasst werden, über den die äußeren, objektiven Sozial- und Bedeutungsstrukturen eine subjektive Wirklichkeit erlangen. Die Bedeutungsmatrix schreibt sich damit immer wieder von neuem über die Empfindsamkeit und Sinnlichkeit des Körpers, der an die Situation der Randständigkeit fest gebunden bleibt, in die subjektiven Erfahrungsstrukturen ein. Den jungen Menschen bleibt trotz der Zurückweisungen gar nichts anderes übrig, als sich empathisch mit ihrer Welt zu identifizieren, gerade weil es ihre genuine Wirklichkeit ist, in der sie sich nach dem vormittäglichen Aufwachen wiedereinfinden müssen.

Diese Prozesse der Inskription der individuellen Lebenslage in das subjektive Erfahrungsfeld ist nicht nur vom Gesamt des Exklusionspanoramas gerahmt, sondern dieses zerfällt wiederum in vielgestaltige Erfahrungsmomente sozialen Ausschlusses. Unabhängig davon, wohin sich die jungen Menschen in ihrem Alltag wenden, sie sind auch dort wieder mit den Beschränkungen der für sie vorgesehenen Sozialposition konfrontiert. Die jungen Menschen wissen ihre Möglichkeiten, wie etwa Matthias, 19 Jahre, realistisch einzuschätzen: »Eigentlich ist es bei mir so, wenn// wenn niemand da ist und sagt, … das musst du tun, wenn du's wirklich erreichen willst, dann … denn// denn tu ich's nicht mehr. Dann// dann mach ich es einmal, ich krieg ne Absage und dann lass ich's. … Die fang ich die Sache nich noch mal von vorne an«.

Die Internalisierung der alltagspraktischen Opportunitätsstruktur der sozialen Position vollzieht sich daher als Generalisierung, indem jede neue Erfahrung in die sedimentierten Sinnschichten des Bewusstseins einbezogen wird. Das Bewusstseinsfeld früherer Erfahrungen strukturiert damit jede neue Erfahrung. Das Scheitern, etwa bei der Bewerbung um einen Arbeitsplatz, ist dann nicht nur objektiver Ausdruck der im Exklusionsnetz verfangenen Lebenssituation, sondern ebenso eine Bestätigung der subjektiven Gewissheit, dass wirkliche Chancen zum Erfolg zu kommen, zu keinem Zeitpunkt bestanden haben.

Doch findet sich der soziale Ausschluss nicht nur über die Internalisierung der äußeren Bedeutungsstruktur in den kognitiven Sinnschichten des Bewusstseins wieder, sondern ebenso sehr in den Affekten. Mit jeder neuen Situation individuellen Versagens wird die ganze Partitur an negativen, bedrükkenden Gefühlsreaktionen aufgeschlagen: Wut, Angst, Resignation, Trauer und Apathie. Im Körperlichwerden der Erregung spiegelt sich die subjektive Bewertung der Lebenssituation nach Maßgabe der eigenen emotionalen Befindlichkeit. Die affektive Bewertung der kognitiven Sinnbezüge entlang einer von Lust zu Unlust reichenden Skala erlangt eine körperliche Evidenz, die nicht einfach als ein bloßes Gefühl ignoriert werden kann. (Vgl. Ulich 1982; Dewey 1894/95) Jochen beschreibt sehr eindringlich, wie ihn die Realität seiner Lebensumstände bedrückte, sodass er daraus keinen Ausweg mehr gesehen hat: »Und früher hab ick det halt mit Alkohol und Drogen runterjeschluckt, ... Stress und Probleme und so, um det zu verstecken halt und so. ... Und ... jetzt is det so, ... wenn mir det zuviel wird irgendwie, denn ... knallt det bei mir uff die Psyche, uff mein' Körper steigt det denn irgendwie um, wa«. Der Konsum von Alkohol und Drogen wird schließlich zum probaten Mittel für die Flucht in die Phantasie- und Traumwelten des Rauscherlebnisses. Hierdurch wird nicht nur auf kognitiver Ebene eine Abschattung und Ausblendung der Realität möglich, sondern auch die affektive Unruhe, die als Unlust, Belastung und Stress erfahren wird, kann herabgesetzt werden. (Thomas 2005: 195ff.)

Fazit: Exklusion und Embodiment als Subjektivierung des Ausschlusses

Die gesellschaftliche Organisation sozialen Ausschlusses bedarf nicht der physischen Einsperrung der sozial Derangierten und Überflüssigen hinter die Mauern des Gettos. Das vielgliedrige Geflecht der Exklusion greift die räumliche Isolation nur als eine Methode unter anderen auf. Auf den entgrenzten Einschluss in die gettoisierten Zonen von Armut und Elend kann verzichtet werden, wenn sich die Ausschlussformen über alle Lebensbereiche zerstreuen und sich die Daseinsbewältigung in ein ständiges Scheitern verwandelt. Es wäre damit falsch, den jugendkulturellen Szenetreffpunkt am Bahnhof Zoo als Straßengetto zu bezeichnen. Vielmehr handelt es sich um eine disparate, heterogene Organisation des Ausschlusses, die direkt am Alltag ansetzt, indem eine ausreichende Sozialintegration in die verschiedensten Gesellschaftssphären versperrt bleibt: bei der Arbeitsagentur, beim Bewerbungsgespräch, bei der Anmietung einer Wohnung, beim Gang aufs Amt, an der Kasse der Tanzclubs, des Filmtheaters oder der Modeboutique. Exklusion bedeutet damit Partikularisierung und Atomisierung der Individuen, gerade weil alle Bezüge, die in die Gesellschaft hineinführen, gekappt sind.

Embodiment verweist gegenüber der Exklusion auf die subjektive Seite sozialer Ausschließung, indem sich die objektiven Bedeutungen der Sozialordnung in das plastizide Erfahrungsfeld von Körper und Bewusstsein einschreiben. Die Grenzen, über die sich der Ausschluss von attraktiven Sozialräumen organisiert, sind nicht aufgrund ihrer Materialität derart undurchdringlich. Dabei ist die Inskription durch Sedimentierung und Generalisierung von Erfahrungen ein unspezifischer Effekt, der Bestandteil jeder Sozialisation und Lebenspraxis ist. Und dennoch verstärken sich die zerstreuten, aber sublimen Formen der Exklusion durch ihre Transformation in subjektive Sinnstrukturen. Sich gegen die erlittene Beschneidung individueller Lebensmöglichkeiten zu wehren würde bedeuten, gegenüber den minutiösen Ausgrenzungspraktiken einen Kampf führen zu wollen, der mit Blick auf die umfassende Misere aussichtslos erscheinen muss. Die objektiven Barrieren und Hindernisse, die den Körper nicht frei lassen, subjektivieren sich vielmehr in der unsicheren, zögerlichen und vermeidenden Haltung gegenüber den Sphären der Erwachsenenwelt. Die Antizipation und Generalisierung der Opportunitätsstruktur schlagen sich in Dispositionen und Verhaltensweisen nieder, wodurch schließlich auch die Integrationschancen, die objektiv vielleicht bestanden haben, nicht mehr realisiert bzw. energisch genug verfolgt werden. (Engbersen 2004: 104) Stattdessen wird jeder Versuch, die Lebenssituation grundsätzlich zu verändern, immer wieder in die nächste Zukunft verschoben. Jochen sagt dazu:

»Weil ick sach ma, da wart ick lieber noch'n halbet Jahr oder lieber n Jahr und jeh die Sache langsam an, … als wenn ick det jetzt so schnell anjehe und nachher irgendwann n Absturz habe. /I: Hm/ Weil … det merk ick halt selbst och, wenn ick mir selbst überjebe mit irgendwelche Sachen, fühl ick mir nich wohl bei. … Det stresst mir dann wie Sau halt, wa«.

Überblickt man das Erfahrungsfeld des Alltags insgesamt, dann sind trotz der mikrotextuellen Erscheinungsform, in der die Exklusion sich den einzelnen Situationen und Szenen des Lebens bemächtigt, die Angehörigen sozial benachteiligter Schichten auf der strukturellen Ebene fest ins soziale Abseits eingebunden. Und dennoch scheint ein solches Subjektivierungsmodell des Ausschlusses nur zu funktionieren, indem über den Wohlfahrtsstaat ein Minimum an Lebensstandard durch die Gewährung von Sozialleistung gesichert bleibt. (Castel 2005) Denn würden Armut, Elend und Verzweiflung übermächtig werden, dann wird nicht nur die rudimentäre Sozialintegration, wie diese über Sozialleistungen, Miete, Krankenversicherung und Kontakt zu Behörden gewährleistet ist, endgültig verloren gehen. Vielmehr würde dies den Alltag in einen Existenzkampf verwandeln, wo der Rückgriff auf deviante Lebensstrategien – Kriminalität, Gewalt, Drogenhandel – dem Primat der

Überlebenssicherung folgen würde, wie dies in den US-amerikanischen Gettos der Fall ist. (Wacquant 2004) In Deutschland jedoch bewahren selbst die jungen Menschen am Bahnhof Zoo, die sicherlich zu einer der am meisten benachteiligten, demoralisierten, ausgegrenzten Armutsgruppe gehören, noch einen Rest an Hoffnung, doch noch einmal den Aufstieg in bescheidene Sphären eines »guten und schönen Lebens« zu schaffen.

Literatur

Alleweldt, Erika/Leuschner, Vincenz (2004): »Freundschaften auf der Straße. Marginalisierung, Ausgrenzung und Freundschaftsbeziehungen bei jungen Menschen mit Lebensmittelpunkt Straße«. Berliner Journal für Soziologie 14, S. 339-356.

Barlösius, Eva (2001): »Das gesellschaftliche Verhältnis der Armen – Überlegungen zu einer theoretischen Konzeption einer Soziologie der Armut«. In: Eva Barlösius/Wolfgang Ludwig-Mayerhofer (Hg.), Die Armut der Gesellschaft, Opladen: Leske und Budrich, S. 69-94.

Bauman, Zygmunt (2004): Wasted Lives. Modernity and its Outcasts, Cambridge: Polity.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1997): »Die uneindeutige Sozialstruktur: Was heißt Armut, was Reichtum in der ›Selbst‹-Kultur?«, In: Ulrich Beck/Peter Sopp (Hg.), Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?, Opladen: Leske und Budrich, S. 183-196.

Bergschmidt, Viktoria (2004): »Pleasure, Power and Dangerous Substances: Applying Foucault to the Study of ›Heroin Dependence‹ in Germany«. Anthropology and Medicine 11, S. 59-73.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1983): »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital und soziales Kapital«. In: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen: Schwarz, S. 183-198.

Bremer, Peter/Gestring, Norbert (1997): »Urban Underclass – neue Formen der Ausgrenzung auch in deutschen Städten?« Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaften 27, S. 55-76.

Butler, Judith (1996): »Performativity's Social Magic«. In: Theodore R. Schatzki/Wolfgang Natter (Hg.), The Social and Political Body, New York: Guilford Press, S. 29-48.

Castel, Robert (2005): Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat, Hamburg: Hamburger Edition.

Charlesworth, Simon J. (2000): A Phenomenology of Working Class Experience, Cambridge: Cambridge University Press.

Cresswell, Tim (1999): »Embodiment, Power and the Politics of Mobility: The Case of Female Tramps and Hobos«. Transactions of the Institute of British Geographers 24, S. 175-192.

Denzin, Norman K. (1989): The Research Act. 3. Aufl., Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hg.) (2005): Handbook of Qualitative Research. 3. Aufl., Thousand Oaks: Sage.

Dewey, John (1894/95): »The Theory of Emotion I and II«. Psychological Review 1/2, S. 553-569/13-32.

Engbersen, Godfried (2004): »Zwei Formen der sozialen Ausgrenzung: Langfristige Arbeitslosigkeit und illegale Immigration in den Niederlanden«. In: Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 99-121.

Flick, Uwe/Röhnsch, Gundula (2006): »Ich vertrau der anderen Person eigentlich ...« – Armut und Obdachlosigkeit als Kontexte sexuellen Risiko- und Schutzverhaltens von Jugendlichen. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 26, S. 171-187.

Friedrichs, Jürgen/Blasius, Jörg (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen: Leske und Budrich.

Häußermann, Hartmut/Kapphan, Andreas (2004): »Berlin: Ausgrenzungsprozesse in einer europäischen Stadt«. In: Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 203-234.

Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (2004): »Stadt am Rand: Armut und Ausgrenzung«. In: Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 7-40.

Heidegger, Martin (1927): Sein und Zeit, Halle: Niemeyer.

Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hradil, Stefan (Hg.) (1992): Zwischen Bewußtsein und Sein, Opladen: Leske und Budrich.

Hübinger, Werner (1996): Prekärer Wohlstand – Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit, Freiburg: Lambertus.

Kapphan, Andreas (2002): Das arme Berlin. Sozialräumliche Polarisierung, Armutskonzentration und Ausgrenzung in den 1990er Jahren, Opladen: Leske und Budrich.

Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt: Campus.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch, 4., vollst. überarb. Aufl., Weinheim: Beltz.

Lüders, Christian (2000): »Beobachten im Feld und Ethnographie«. In: Uwe Flick/Ernst v. Kardorff/Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 384-402.

Luhmann, Niklas (2005): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2. Auflage, Wiesbaden: VS-Verlag.

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin: de Gruyter.

Merton, Robert K. (1967): Social Theory and Social Structure, New York: Free Press.

Münch, Richard (1997): »Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. Eine Bestandsaufnahme«. In: Wilhelm Heitmeyer (Hg.), Was hält die Gesellschaft zusammen?, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 66-109.

Nassehi, Armin (1999): »Inklusion, Exklusion – Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese«. In: Armin Nassehi (Hg.), Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 105-131.

Paugam, Serge (2004): »Armut und soziale Exklusion: Eine soziologische Perspektive«. In: Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 71-96.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin-Verlag.

Silver, Hilary (1994): »Social Exclusion and Social Solidarity – three Paradigms«. International Labour Review 133, S. 531-578.

Thomas, Stefan (2005): Berliner Szenetreffpunkt »Bahnhof Zoo«. Alltag junger Menschen auf der Straße, Wiesbaden: VS-Verlag.

Ulich, D. (1982): Das Gefühl. Eine Einführung in die Emotionspsychologie. München: Urban und Schwarzenberg.

Wacquant, Loic J. D. (2004): »Roter Gürtel, Schwarzer Gürtel: Rassentrennung, Klassenungleichheit und der Staat in der französischen städtischen Peripherie und im amerikanischen Ghetto«. In: Hartmut Häußermann, Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 148-200.

Wacquant, Loic J. D. (1993): »Urban Outcasts: Stigma and Division in the Black American Ghetto and the French Urban Periphery«. International Journal of Urban and Regional Research 3, S. 365-383.

Wilson, William J. (1996): When Work Disappears. The World of the New Urban Poor, New York: Knopf.

Wilson, William J. (1987): The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy, Chicago: University of Chicago Press.

Wirth, Louis (1928): The Ghetto, Chicago: University of Chicago Press.

Ortswahl und Ortseffekte – Funktion und Aneignung sozialer Räume unter mittellosen jungen Erwachsenen in Asmara/Eritrea[1]

MAGNUS TREIBER

Kriegerische Zeiten am Horn von Afrika

Für die Weltöffentlichkeit wie für eritreische und äthiopische Staatsbürgerinnen und -bürger gleichermaßen überraschend brach in Folge einer Schießerei zweier Grenzpatrouillen im Mai 1998 ein zweijähriger Krieg zwischen Eritrea und Äthiopien aus, der mit soviel Hass und Gewalt geführt wurde, dass eine Normalisierung zwischen beiden Staaten noch immer nicht absehbar ist. Mittlerweile hat er durch die Unterstützung gegnerischer Fraktionen in Somalia, Ende 2006, sogar eine Fortsetzung gefunden.[2]

Die Ursachen des Krieges lassen sich auf ideologische und wirtschaftliche Rivalitäten zwischen den heutigen Regierungen beider Länder zurückführen, die vor ihrem Sieg über das Äthiopien Mengistu Haile Mariams 1991 und der Unabhängigkeit Eritreas 1993 als Guerilla-Fronten EPLF (*Eritrean People's Liberation Front*) und TPLF (*Tigray People's Liberation Front*) sowohl miteinander kooperiert als auch miteinander konkurriert hatten. (Pool 2001, Gilkes/Plaut 1999, Young 1996)

Die Zahl der Kriegstoten auf beiden Seiten liegt wahrscheinlich zwischen 70.000 und 100.000. Eritrea gibt die Zahl der eritreischen Verluste mit 19.000

1 In einer ersten Fassung wurde dieser Vortrag auf der Promovierenden-Konferenz der Hans-Böckler-Stiftung 2004 gehalten. Zu Dank verpflichtet bleibe ich nicht nur der Hans-Böckler-Stiftung für die finanzielle Unterstützung meiner Promotion, sondern auch dem Vorbereitungsteam der Konferenz und den Herausgebern dieses Bandes, namentlich Angela Poppitz und Carsten Würmann, die wesentlich zu einer kritischen Überarbeitung beitrugen.

2 Vgl. The Ethiopian Herald: Eritrea Said Was Giving Largest Arms Supply to UIC's Extremist Group. 22.01.2007. (www.allAfrica.com)

Toten an, eine schwer überprüfbare Ziffer, die vermutlich höher anzusetzen ist.[3] Etwa 80.000 eritreische Staatsbürger und äthiopische Staatsbürger eritreischer Abstammung wurden seit Sommer 1998 aus Äthiopien nach Eritrea deportiert, unter ihnen – neben Menschen im Greisen- wie im Kindesalter – viele junge Erwachsene ohne Familienanhang. Noch Jahre später konnten nicht alle Kriegsflüchtlinge in ihre Dörfer zurückkehren und die vom Krieg zerstörten und verminten Agrarflächen bestellen, so dass die Nahrungsmittelversorgung, verschärft durch andauernde Dürre, seither mangelhaft ist. Die von UN-Blauhelmen leidlich überwachte, offiziell entmilitarisierte Zone entlang der äthio-eritreischen Grenze ermöglicht unterdessen einen spärlich, doch hartnäckig genutzten Verkehrsraum jenseits eindeutiger Staatlichkeit. Schmuggler und Viehdiebe gehen ihren Aktivitäten nach, ebenso – und nicht immer klar abzugrenzen – Rebellengruppen, die von der jeweils anderen Regierung Unterstützung erfahren, und mehr oder minder verdeckt agierende Regierungstruppen, um diese zu bekämpfen. Hin und wieder gelingt es Flüchtlingen, den Grenzraum zwischen beiden Ländern zu durchqueren, eritreische Deserteure von Nord nach Süd und mitunter äthiopische von Süd nach Nord.[4]

In einer ethnologischen Feldforschung, die ich bei mehreren Aufenthalten zwischen 2001 und 2005 mit Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung in der eritreischen Hauptstadt Asmara durchführen konnte, untersuchte ich das Alltagsleben junger Menschen, das den erheblichen Beschränkungen von Krieg und Diktatur unterliegt. In der Raumwahl ihrer Freizeit jedoch zeigen sich individuelle Gestaltungsmacht und kreative Ablehnung repressiver staatlicher Ideologie. Erkenntnisse wurden weitgehend in teilnehmender Beobachtung sowie einigen Interviews gewonnen und mit verschiedenen Feldakteuren eingehend diskutiert. (Treiber 2005)

Alltag in Asmara

Privilegiert lebt, wer in der Hauptstadt Asmara wohnt, wo auch die aktuellen Versorgungsengpässe zuletzt spürbar werden. Die zu Kolonialzeiten von italienischen Stadtplanern und Architekten gestaltete, von Palmen gesäumte Prachtmeile *Liberty Avenue* im Zentrum der Stadt bietet mit Straßencafés, Kinos, Bars und Boutiquen wesentliche Annehmlichkeiten des Stadtlebens. Auch Diskotheken, Internetcafés und verschiedene Bibliotheken fehlen nicht, was jedoch die mondänen aus Addis Abeba herübergezogenen oder abgeschobenen Städter nicht daran hindert, die 400.000 Einwohner kleine Hauptstadt –

3 Vgl. Awate: On The Martyr's Database: Your Comments. 16.12.2004. (www.awate.com)

4 Vgl. BBC News: Freed hostages recover at embassy. 14.03.2007 oder BBC News: Ethiopian ›defectors‹ in Eritrea. 07.12.2006. (news.bbc.co.uk)

in einzigartiger modernistischer Architektur erbaut (Denison et al 2003) – als langweilig, fade und kleinstädtisch borniert abzuurteilen.

Im Asmara der zweiten Nachkriegszeit, nach Ende des äthio-eritreischen Grenzkrieges 1998-2000, lebten – zumindest bis zur schrittweisen Einstellung akademischer Lehre und Ausbildung an der Universität von Asmara[5] – drei große, über Status und Tätigkeit definierte Gruppen junger Erwachsener im Alter von 18 bis 40 Jahren: Studierende, *warsay* und Deserteure.

Wer vor der schrittweisen Schließung der einzigen Universität des Landes einen Studienausweis der Universität besaß, genoss die Freiheit, sich 4 Jahre bis zu einem Bachelor-Abschluss relativ freizügig bewegen zu dürfen und nicht auf den militärpolizeilich kontrollierten Ort dienstlicher Zuweisung beschränkt zu sein. Dann allerdings mussten auch Absolventen und Absolventinnen der Universität von Asmara wie alle Staatsbürger zwischen 18 und 40 Jahren als *warsay*, ›Erben‹ der nationalen Befreiungsbewegung, ihren *national service* ableisten, Frauen derzeit bis ins 27., Männer bis über das 40. Lebensjahr hinaus. (Vgl. Anderson 1991) Dieser *national service*, den die eritreische Regierung als wirtschaftliche und entwicklungspolitische Notwendigkeit wie als unverzichtbare erzieherische Maßnahme beschreibt, muss zum Teil in der hauptstädtischen Bürokratie oder der Provinzverwaltung, zum Teil im Militär verrichtet werden, das inzwischen weithin als rechtsfreier Raum gefürchtet wird. *Warsay* in Asmara bekommen seit Anfang 2003 einheitlich 500 Nakfa Sold im Monat. Das sind offiziell knapp 45,- Euro, inoffiziell jedoch nur etwa 25,- Euro, womit ein Überleben schwer möglich ist. In der Altersgruppe der 30-40jährigen haben einige im April 2004 einen Demobilisierungsausweis erhalten und bekommen ein Vorkriegsgehalt, welches ungefähr bei 1000 Nakfa liegt, bleiben jedoch nichtsdestotrotz dienstverpflichtet. Studierende waren, insbesondere wenn ihnen familiäre Unterstützung fehlte, mittellos, hatten aber ein Anrecht auf drei Mahlzeiten täglich in der Cafeteria der Universität. Deserteure hingegen – sowohl junge Erwachsene, die ihre Dienstpflicht gar nicht erst angetreten, als auch solche, die das Militär als Fahnenflüchtige verlassen haben – verfügen in aller Regel über kein regelmäßiges Einkommen und sind, wenn sie nicht hin und wieder kleine Gelegenheitsarbeiten übernehmen können, vollständig von der Solidarität ihrer Familien oder ihres Freundeskreises abhängig.

Die Freiräume, die das Stadtleben jungen Erwachsenen potentiell eröffnet, sind so durch zwei gegensätzliche Bedingungen stark eingeschränkt. Nur wer die materielle Unterstützung seiner Familie genießt, muss nicht um sein tägliches Überleben fürchten. Im konservativen Asmara jedoch, wo jeder jeden kennt, fordern viele Eltern und Großeltern von jungen Erwachsenen die recht

5 Vgl. Gedab News: University of Asmara Phasing Out; Mai Nefhi Technical Institute Closed. 08.11.2004. (www.awate.com)

strikte Einhaltung moralischer Vorgaben ein. Hierbei ist die räumliche und zeitliche Bewegungsfreiheit junger Frauen auch in der Stadt noch weitaus enger konzipiert als die der Männer. (Vgl. Pellow 2003, Nageeb 2004) Sehr viel ungebundener kann sich indes auch als Frau bewegen, wer nicht von engerer Verwandtschaft kontrolliert und gemaßregelt wird, unter Umständen allerdings ohne die damit verbundene Alimentierung.

Zu der moralischen und materiellen Begrenzung von Lebenssituation und Bewegungsfreiheit tritt eine staatlich-repressive. Mit Eintritt der Dämmerung fahren täglich die LKW der Militärpolizei in die Stadt ein und setzen dichtmaschig Posten ab. Kontrolliert werden können alle Bürger vom pubertären Alter bis Mitte vierzig, wodurch Deserteure ausfindig gemacht werden sollen. Wer keinen Studienausweis, keinen Militärpass und als verheiratete Frau und Mutter keine Ehebescheinigung bei sich trägt, wird umgehend inhaftiert und ins militärische Ausbildungslager Sawa im eritreischen Tiefland gefahren, ohne vorher noch Kontakt zu Familie, zu Freunden oder zur Arbeitsstelle aufnehmen zu können. Wer den monatlich zu erneuernden Militärpass noch nicht besitzt, weil der zuständigen Militärbehörde etwa das Papier ausgegangen ist, verbringt besser ein paar Tage zu Hause, denn die Militärpolizei kennt keine Missverständnisse.

Zwei-, dreimal im Jahr ist *gffa-season* (*gffa, sprich [gəfəfa]* = Tigrinya[6] für »Razzia«). Dann brechen mit Sturmgewehren, Holzknüppeln und Riemen bewaffnete Militärpolizisten nachts auch in Häuser und Wohnungen ein und nehmen all jene mit, die ihnen wehrfähig erscheinen und sich nicht umgehend ausweisen können.[7] Dabei werden sie häufig fündig, denn in Asmara leben viele junge Erwachsene ohne Papiere. Wer aus dem Militär fliehen kann und sich nicht direkt über die äthiopische oder die sudanesische Grenze flüchtet, versucht in der Regel zurück nach Asmara zu kommen, darunter auch Mütter, die trotz ihrer Kinder eingezogen wurden. Wer erwischt wird, muss mit Folter und Gefängnis oder auch Erschießung rechnen.[8]

Trotzdem kann man in Asmara ohne Papiere leben und auch abends die Freizeitangebote der Stadt nutzen. Allerdings sollten Deserteure über die

6 Obwohl das postrevolutionäre Eritrea sprachliche Diskriminierung aufheben und neun Landessprachen gleichrangig behandeln wollte, hat sich in Stadt und staatlicher Verwaltung Tigrinya durchgesetzt, eine semitische Sprache des bäuerlichen abessinischen Hochlandes, die auch in der nordäthiopischen Provinz Tigray gesprochen wird. Dies führt nicht nur zu ethno-ideologischen Abgrenzungsproblemen, sondern hindert auch große Teile bäuerlicher oder nomadischer Landbevölkerung am Zugang zu staatlichen Ressourcen.

7 Vgl. Gedab News: The worst round up since July 2002 underway in Asmara. 04. 11.2004. (www.awate.com)

8 Vgl. Amnesty International: ERITREA. ›You have no right to ask‹ – Government resists scrutiny on human rights. AFR 64/003/2004. 05/2004. (www.amnesty.org)

Standorte der nächtlichen MP-Posten genau Bescheid wissen, um sie umgehen zu können.

Drei Porträts in unterschiedlichen sozialen Freizeiträumen

Freizeit als die zeitliche Phase von Rekreation und Reproduktion kann in Asmara ziemlich genau auf 12-14 Uhr und auf die Zeit nach 18 Uhr eingegrenzt werden, da die offiziellen Arbeitsstunden der Hauptstadtbürokratie den Tag von 8-12 Uhr und von 14-18 Uhr in Anspruch nehmen und so einen allgemeinen Maßstab geschaffen haben, der den sozialen Alltag stark strukturiert. Durch den unübersehbaren Zwangscharakter von Arbeit und die daraus folgende Entmündigung durch mehr oder minder fähige Vorgesetzte bleibt der Feierabend das erklärte Tagesziel. Zeitlich wie räumlich festgeschriebene Zwangsarbeit und im Rahmen des Möglichen selbständig gestaltbare Freizeit bleiben in der Wahrnehmung der *warsay* – und anders als im Westen, wo Identität sich häufig aus Arbeit speist (vgl. Baethge 1994) – klar getrennte Kategorien. Doch folgt auf die entspannenden Abendstunden unweigerlich die Rückkehr in beengte Wohnverhältnisse und die damit verbundenen Spannungen zwischen Mitbewohnern, Partnern, Geschwistern, Eltern und Kindern. Wer indes während der offiziellen Bürostunden seine Zeit in der Öffentlichkeit, etwa in einem Café verbringt, kann eigentlich nur Deserteur oder Spitzel der Staatssicherheit sein, deren Tagesabläufe sich so auf ironische Weise gleichen. Dies galt vor Schließung der Universität auch für Studierende. Drei Beispiele junger Erwachsener in ihren bevorzugten sozialen Freizeiträumen sollen einen Einblick in den Alltag junger Erwachsener in Asmara eröffnen.

Mesgenna in der *Pasticceria Moderna*

Mesgenna ist ein Rückkehrer aus Deutschland, der nach der eritreischen Unabhängigkeit 1996 im Alter von 17 Jahren mit seiner Familie nach Asmara zurückgekehrt ist.[9] Sein Vater war ein prominentes Mitglied der eritreischen

9 Bald nach der offiziellen Unabhängigkeit Asmaras 1993 entschloss sich eine Reihe ehemaliger Bürgerkriegsflüchtlinge zur Rückkehr, die in den 1980er Jahren vor allem nach Deutschland, Schweden, die USA, Australien, Saudi Arabien und den Sudan ausgewandert waren. Viele aber hatten in der Fremde eine neue Existenz gegründet und wollten mit einer Rückkehr zumindest warten, bis ihre Kinder die Schule abgeschlossen hatten. Der Grenzkrieg 1998-2000 und die folgenden Repressionen aber ließen die meisten eritreischen Familien in der Diaspora von einer baldigen Rückkehr absehen. Sie begnügen sich, je nach Engagement und politischer Ansicht, mit regelmäßigen Telefonaten und gelegentlichen Verwandtschaftsbesuchen. Wer aber in den 1990er Jahren – mit Zuschüssen der Bundesregierung – nach Eritrea zurückkehrte, dem war ein Zurück nach

Volksbefreiungsfront und ist an einem landwirtschaftlichen Großbetrieb im fruchtbaren Tiefland beteiligt. Seit einem Jahr konnte die Familie mit einiger Verzögerung den Neubau eines Einfamilienhauses im etwas außerhalb gelegenen Stadtviertel *inda germen*, dem neuen Quartier der Deutschlandrückkehrer, beziehen.

Mesgenna, der 2001 sein wirtschaftswissenschaftliches Studium an der Universität Asmara abgeschlossen hat, ist seit kurzem im Rahmen seines *national service* aus dem militärischen Ausbildungslager Sawa (dort war er zuletzt als Lehrer tätig) zurück in die Hauptstadt versetzt worden, wo er im *Ministry of Education* Expertenarbeit zu einem im Vergleich zu regulärem *warsay*-Sold außerordentlichen Gehalt von etwa 1000 Nakfa (etwa 50,- Euro) verrichtet.[10] Freilich entspricht auch dieses Gehalt nicht den enormen Preissteigerungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Downtown, entlang der Prachtmeile *Liberation Avenue*, die sich jeden Abend nach 18 Uhr mit Menschen füllt, findet man Mesgenna oft in der *Pasticceria Moderna*, einem erst wenige Jahre alten und aufwendig (wenn auch nicht gerade stilsicher) renovierten Café mit Außenbereich auf dem breiten Gehsteig der *Liberation Avenue*. Das Café ist innen wie außen eng bestuhlt und wird von vielen Gästen ganz verschiedener Milieus frequentiert. Wer hier Platz nimmt, hat Teil am Neuen und Schönen Asmaras, einer Stadt in der Renovierungsarbeiten an den kolonialen, im nüchtern-rationalistischen Stil der 1930er Jahre erbauten Gebäuden unweigerlich zum Stadtgespräch werden, denn zumindest seit dem Sturz Haile Selassies 1974 verfällt die Stadt zusehends. (Denison et al. 2003; Treiber 2003) Neues fasziniert und zieht Stadtbewohnerinnen und -bewohner auf ihrer steten Suche nach urbanem Chic in großen Zahlen an – zumindest bis zur Neueröffnung des nächsten schicken Cafés.

Teil einer tagesaktuell modernen, schicken und selbstbewussten Stadtbevölkerung zu sein und als solcher wahrgenommen zu werden, bedeutet für Mesgenna Lebensqualität, weshalb er sich lieber hier durch die abendlichen Gäste drängt und um einen der begehrten Plätze bemüht, als einen ruhigeren, weniger frequentierten Ort aufzusuchen. Nicht zuletzt ist der Besuch eines Cafés, in dem tatsächlich vor allem Kaffee oder Tee getrunken wird, für Mesgenna auch eine moralische Wahl. Selten einmal lässt er sich dazu überreden, in einer der recht noblen, ruhigen Hotelbars ein Bier nach Feierabend zu trin-

Deutschland verbaut, zumal im wehrfähigen Alter. Derzeit leben etwa eine Million Eritreerinnen und Eritreer in der Diaspora, im Land selbst etwa 3,5 Millionen.

10 Eine Gruppe offiziell demobilisierter Männer, alle bereits Ende dreißig, bekam zwar hernach ihr jeweiliges Vorkriegsgehalt, meist um die 1000 Nakfa ausbezahlt, durfte jedoch den zugewiesenen Arbeitsplatz in der staatlichen Bürokratie nicht wechseln.

ken, da er bei seiner Familie wohnt und weder vor ihr noch vor anderen den guten Ruf eines wohlerzogenen Sohnes aus gutem und stadtbekanntem Hause verlieren will. Bier trinkend von Freunden des allseits geschätzten Vaters angetroffen zu werden, birgt in der recht kleinen Hauptstadt stets die Gefahr, Klatsch und Tratsch über einen etwaig unmoralischen Lebenswandel zu erzeugen.

Roberta im *Mask Place*

Der *Mask Place* wurde im Jahr 2000 im Stil einer kenianischen Strandbar (der Name zielt auf die auch hier als exotisch geltende Dekoration mit holzgeschnitzten Masken ab) renoviert eröffnet und umfasst einen Bar- und einen Restaurantteil. Große Fensterfronten werden des Abends zu gut ausgeleuchteten Schaufenstern, die Passanten eine schicke und exklusive Gesellschaft zeigen. Die Exklusivität wird zum einen durch hohe Preise garantiert, zum anderen durch einen Wächter am Eingang. Heruntergekommene Trinker, Kaugummi und Erdnüsse verkaufende Kinder sowie Bettler haben keinen Zutritt. Der Wächter entscheidet dabei wesentlich nach äußerer Erscheinung. Gut gekleidet zu sein erlaubt es nicht nur, hereingelassen zu werden, sondern auch sich als Teil einer exklusiven Gesellschaft fühlen zu dürfen. Auffällig ist jedoch, dass sich junge Erwachsene vor allem stehend oder auf einem der wenigen Barhocker sitzend im Bar-Teil im Eingangsbereich des Raumes aufhalten. Im etwas abgesetzten Restaurant-Teil hingegen sind oft noch Plätze frei. Dort wird, wer Platz nimmt, zum Essen aufgefordert, was sich kaum einer der im Bar-Teil Anwesenden leisten kann oder möchte.

Unter den mittellosen Gästen, die hier eine soziale Exklusivität genießen, die sie sich bei genauerem Hinsehen eigentlich nicht leisten können, ist manches Mal auch Roberta anzutreffen. Roberta wurde als eritreische Staatsbürgerin gemeinsam mit ihrer Familie während des letzten Krieges aus Addis Abeba deportiert und lebt nun mit ihrer Familie in einem gutbürgerlichen Wohnviertel. Sie ist inzwischen 25 Jahre alt und hat bis Sommer 2002 Kunst studiert, jedoch weder zuvor noch hernach ihren obligatorischen Dienst in Sawa angetreten. Sie besitzt deshalb seit Studienende keinen Ausweis und muss sich vor Militärpolizei und Staatssicherheit in Acht nehmen, da ihr eine mehrjährige Gefängnisstrafe wegen Fahnenflucht droht. Sie besitzt keine feste Beschäftigung, ist also weder der Hauptstadtbürokratie als *warsay* zugeteilt, noch kann sie trotz Arbeitskräftemangel anderweitig feste Arbeit finden, da sie ohne Papiere nicht angestellt werden darf. Eigentlich sind Cafés, in denen man sich vor allem nachmittags trifft, ihr bevorzugter Aufenthaltsort. Bei Dunkelheit ab spätestens 19 Uhr werden für sie die Straßen gefährlich, doch fühlt sie sich hin und wieder danach, auch abends auszugehen und am sozialen Leben teilzunehmen, wenn die National-Service-Ableistenden aus den

Büros strömen. Zudem haben sich auch die Cafés *downtown* als für sie gefährlich erwiesen. Dort lernte sie eine Clique junger Menschen kennen, die ebenso wie sie keiner Arbeit nachzugehen schienen, sich aber bald immer deutlicher als Spitzel der Staatssicherheit herausstellten.

So lässt es sich Roberta hin und wieder nicht nehmen, tadellos gekleidet das schicke *Mask Place* aufzusuchen. Da es sich als Frau ohnehin nicht ziemt, öffentlich Alkohol zu trinken, sind die Kosten des Abends auf eine Cola und den Minibus beschränkt, was sie mit Zuwendungen ihrer Eltern und verschiedenen Gelegenheitsarbeiten bestreiten kann. Anders als im Fall von Mesgenna, dessen Familie viel Wert auf ein in ihren Augen anständiges Verhalten legt und der diesen Erwartungen auch zu entsprechen bemüht ist, stößt sich niemand in Robertas Zuhause an ihrem Lebenswandel, weder an ihrem gelegentlichen Barbesuch noch an ihrer Kriegsdienstverweigerung. Das Leben in der Großstadt Addis Abeba, wo die Familie zuvor gelebt hatte, gehorchte liberaleren Gesetzen als das Leben im kleinen und überschaubaren Asmara.

Der Aufenthalt weiblicher Gäste in schicken Bars lässt im Gegensatz zum Besuch preiswerter *local bars* nicht notwendigerweise den Schluss zu, sie seien Prostituierte, und so ist Roberta vor entsprechenden Fehleinschätzungen und Übergriffen geschützt. Während Mesgennas guter Ruf für seine Zukunft von einiger Bedeutung sein kann, hat Roberta als Deserteurin ganz andere Sorgen. Sie braucht auf ihren Ruf weniger zu achten und kann in der ständigen Bedrohung, in Militärhaft zu geraten und dort zu einem der vielen Vergewaltigungsopfer zu werden, auch individuelle Freiheiten großzügiger nutzen und gestalten. Dies zeigt sich auch im lockeren öffentlichen Umgang Robertas mit ihrem Freund, mit dem sie weder verheiratet noch verlobt ist – was im kleinen konservativen Asmara zur moralischen Verurteilung ausreicht.

Biniam in der *Bar Diana*

Der 30jährige Biniam arbeitet nach einem Studium der Geschichtswissenschaften, dessen Abschluss er so lange als möglich hinausgezögert hat, zeitweise als Geschäftsführer einer *local bar*, dann zwangsweise im Rahmen seiner Dienstverpflichtung als Lehrer. Er ist inzwischen das zweite Mal Vater geworden – in nicht ganz einfachen Familienverhältnissen: Die Mutter seiner 2 Jahre alten Tochter hat er schließlich geheiratet, um sie, eine äthiopische Staatsbürgerin, und ihre Familie vor einer drohenden Zwangsräumung ihrer Wohnung zu schützen. Mit der Mutter seines zwei Monate alten Sohnes, einer Barpächterin, ist er partnerschaftlich verbunden und lebt mit ihr und seinem Sohn gemeinsam in einem Hinterraum ihrer etwas abseits gelegenen Bar.

»I have two women and two children«, so beschreibt er sich selbst, »but I am alone, I want to do my way«. Aus seiner besonderen Lebenssituation heraus betont Biniam seine Individualität, die sich auch und gerade in seiner

Freizeitgestaltung niederschlägt. Mit Freunden trifft er sich allabendlich gegen 18 Uhr in der *Bar Diana* auf ein Bier am Feierabend. Gegen 20 Uhr ist er zurück in der Bar seiner Freundin, um dort die Kasse zu führen und notfalls für Ordnung zu sorgen. Der anfangs weitläufige und teils lose, teils innig verbundene Freundeskreis junger Erwachsener in der *Bar Diana*, zum überwiegenden Teil junge Männer, zu denen auch Biniam gehört, ist in den letzten drei Jahren überschaubar geworden, viele wurden nach Studienende wieder ins Militär eingezogen. Eine stattliche Anzahl ist aus diesem Grund in den Sudan oder nach Äthiopien geflohen und lebt dort in tristen Flüchtlingslagern oder hat sich in Khartoum versteckt, von wo aus man nach Europa zu gelangen versucht. Andere sind schlicht verschwunden, mehr ist nicht bekannt: vielleicht sind sie im Gefängnis, vielleicht tot.

Die *Bar Diana* ist ein schlecht beleumundeter und nicht sonderlich sauberer Ort, wo derlei Sorgen ungezwungen im Alkohol ertränkt werden können. Niemand achtet – ganz im Gegensatz zu den Gästen des *Mask Place* – auf Kleidung und Anstand, im Konfliktfall trennt Toto, der allseits geachtete Besitzer der *Bar Diana*, die betrunkenen Streithähne. In Zeiten zunehmenden Geldmangels gehen viele Gäste allerdings auch früher nach Hause. Doch will, wie auch Biniam, niemand ganz darauf verzichten, nach Universität, Büro oder einem mit Nichtstun vergeudeten Nachmittag in lockerer Atmosphäre, bei guter Musik Freunde zu sehen und sich zu unterhalten. »People in the Mask Place would consider me dirty«, sagt Biniam und spielt dabei auf seine moralisch nicht abgesicherte Familiensituation wie auf seinen Freundeskreis an.

Diskussion

Statt sich wie Roberta an einem öffentlich einsehbaren Milieutreffpunkt wie dem *Mask Place* zu inszenieren, zu präsentieren und gegenseitig zu bestätigen, ziehen Biniam und seine Freunde einen Ort vor, der durch seinen schlechten Ruf, seinen unrenovierten und als schmutzig wahrgenommenen Zustand und seine winzige Fensterfront, die kaum Einsicht von draußen gewährt, eine relative soziale Abgeschiedenheit garantiert. Der ins konservative Stadtbürgertum eingebundene Mesgenna hingegen mag mit keiner der beiden Lokalitäten und ihrer jeweiligen Zuschreibungen zu sehr in Verbindung gebracht werden, zu übermächtig lastet der gute Ruf der ganzen Familie auf seinen Schultern. So sieht er mit Einbruch der Dämmerung unruhig auf die Uhr, um den letzten Bus ins gutbürgerliche, doch abgelegene Suburbia zu erwischen und dem moralischen Zwielicht der Nacht zu entfliehen.

In der Abhandlung »Ortseffekte«, die die unweigerliche Verbindung von physischem und sozialem Raum aufzeigt, schreibt Pierre Bourdieu: »Der *Ort* kann absolut als der Punkt im physischen Raum definiert werden, an dem sich

ein Akteur oder Ding plaziert findet, stattfindet, sich wiederfindet. D.h. demnach als *Lokalisierung*, bzw. in relationaler Sicht, als Position, als Rang in einer Ordnung.« (Bourdieu 1997:160)

Im örtlich möglichen Ressourcenzugang, im sozialen Ein- und Ausschluss, in der möglichen Bewegungsfreiheit (also vor allem der Möglichkeit, einen Ort auch wieder zu verlassen) und nicht zuletzt in der naturalisierten moralischen Einordnung des Ortes spiegelt sich gesellschaftliche Hierarchie wider, spezifische Ortseffekte werden wirkmächtig: »Die im physischen Raum objektivierten großen sozialen Gegensätze [...] tendieren dazu, sich im Denken und Reden in Gestalt konstitutiver Oppositionen von Wahrnehmungs- und Unterscheidungsprinzipien niederzuschlagen, also selbst zu Kategorien der Wahrnehmung und Bewertung, bzw. zu kognitiven Strukturen zu gerinnen.« (Bourdieu 1997:162)

Im Falle der eritreischen Hauptstadt, in der man trotz aller Einschränkung um die Möglichkeiten urbanen Lebens und das Schicksal der in den Militärdienst Rekrutierten weiß, beschränkt sich Mobilität auf Ortswahl in der Freizeit. Ortsgebundene Ressourcen sind in erster Linie moralische, da unter jungen Erwachsenen allgemeine materielle Mittellosigkeit vorherrscht. In diesem Sinne zeigen sich konstitutive Oppositionen etwa in ›Bar‹ und ›Café‹, in ›schick‹ und ›verrufen‹, in verwandtschaftlicher Ordnung und Unordnung sowie in moralisch geäußerter Autochthonie oder ortsfremder Liberalität.

Ausgerechnet im Elend der Existenzbedingungen junger Erwachsener in Asmara zeigt sich so nicht lediglich immobile und zwangsweise Zuweisung an einen Ort, sondern auch aktive – manches Mal geradezu trotzige – Ortswahl im Rahmen gegebener Möglichkeiten und eigener Handlungsmacht. (Vgl. Scott 1990) Lebensstile werden individuell gewählt und in Freizeitmilieus kollektiv verwirklicht. (Schulze 2000, Giddens 1991) Milieutreffpunkte werden als soziale Räume wahrgenommen und angeeignet, in denen man jeweilige Vorstellungen von Lebensqualität realisieren soll und wenigstens teilweise auch realisieren kann.

Literatur

Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London: Verso.

Douglas, Mary (1981): Ritual, Tabu und Körpersymbolik, Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Baethge, Martin (1994): »Arbeit und Identität«. In: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 245-261.

Bourdieu, Pierre (1997): »Ortseffekte«. In: Pierre Bourdieu u.a. (Hg.), Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz: Universitäts-Verlag Konstanz, S. 159-167.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Denison, Edward/Ren, Guang-Yu/Gebremedhin, Naigzy (2003): Asmara. Africa's Secret Modernist City, London, New York: Merrell.

Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age, Stanford: Stanford University Press.

Gilkes, Patrick/Plaut, Martin (1999): War in the Horn. The Conflict between Eritrea and Ethiopia, London: Royal Institute of International Affairs.

Nageeb, Salma Ahmed (2004): New spaces and old frontiers. Women, social space, and islamization in Sudan, Lanham, Md.: Lexington Books.

Negash, Tekeste/Tronvoll, Kjetil (2000): Brothers at War. Making Sense of the Eritrean-Ethiopian War, Oxford: James Currey.

Pellow, Deborah (2003): »The Architecture of Female Seclusion in West Africa«. In: Setha M. Low/Denise Lawrence-Zúniga (Hg.), The Anthropology of Space and Place. Locating Culture, Oxford: Blackwell, S. 160-183.

Pool, David (2001): From Guerrilla to Government. The Eritrean People's Liberation Front, Oxford: James Currey.

Schulze, Gerhard (2000): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 8. Aufl., Frankfurt/M., New York: Campus.

Scott, James (1990): Domination and the Art of Resistance. Hidden Transcripts, Yale: Yale University Press.

Treiber, Magnus (2007): »The choice of ›clean‹ and ›dirty‹ – Acceptance and rejection of renovated bars and cafés among Asmara's young adults«. In: Eveline Dürr/Rivke Jaffe (Hg.), Environmental and Ecological Issues in Cities: An Anthropological Approach, Oxford: Berghahn.

Treiber, Magnus (2005): Der Traum vom guten Leben, Die eritreische *warsay*-Generation im Asmara der zweiten Nachkriegszeit, Münster: LIT-Verlag.

Treiber, Magnus (2003): »Urban Perceptions of Asmara« In: Edward Denison et al. (Hg.), Asmara. A Guide to the Built Environment, Asmara: CARP, S. 68-73.

Young, John (1996): »The Tigray and Eritrean Peoples Liberation Fronts. A History of Tensions and Pragmatism«. Journal of Modern African Studies 34/1, S. 105-120.

Mobiles Arbeiten im Zug. Räumliche Entgrenzungen von Arbeitsalltag und Bahnabteil

ANGELA POPPITZ

Dieser Beitrag befasst sich mit der Thematik der räumlichen Entgrenzung des arbeitsbedingten Bahnalltags. Im Blickpunkt dieser Betrachtungen aus arbeitssoziologischer Perspektive steht der Alltag von Pendlern und Dienstreisenden, die aus arbeitsbedingten Gründen mit der Bahn unterwegs sind. Hierbei wird der konkrete Alltag von Reisenden in den Blick genommen, die während der Bahnreise überwiegend mobiler Erwerbsarbeit nachgehen. Für diese Gruppe von arbeitsbedingten Bahnreisenden erweist sich mobiles Arbeiten zunehmend als gern genutztes Mittel, aber gleichzeitig auch Anforderung, Arbeit und Leben erfolgreich in Einklang zu bringen. Anhand zweier Fallbeispiele werden zwei räumliche Entgrenzungsmomente dargestellt, die sich aus mobilen Arbeitsarrangements ergeben. Mobiles Arbeiten geht entsprechend einher mit Tendenzen der Entgrenzung sowohl des Arbeitsplatzes als auch des Bahnabteils als Teilzeit-Lebens- und Arbeitsraum der Akteure im Zug.

Erwerbsarbeit als Motor des Bahnfahrens

Räumliche Mobilität ist zunehmend ein integraler Bestandteil des Arbeitsalltags. »[I]f you are not travelling, you're often not working« – mit diesen Worten bringen Judith Doyle und Max Nathan (2002: 27) diese Entwicklung auf den Punkt. Ein wichtiger Aspekt beruflich bedingter Mobilität ist das Bahnfahren. Arbeitsbedingtes Bahnfahren bedeutet zunächst, dass eine bestimmte Zeit aufgrund der jeweiligen Erwerbsarbeitserfordernisse (Standort des Arbeitsplatzes bzw. Variabilität der Dienstorte) in der Bahn verbracht wird. Die Bahn wird somit zu einer Übergangszone zwischen unterschiedlichen von Erwerbsarbeit geprägten Orten.

Seit Beginn der Eisenbahn-Ära Anfang des 19. Jahrhunderts ist die Erwerbsarbeit eng mit der Bahnfahrt verbunden. Die technischen und organisatorischen Voraussetzungen des Eisenbahnverkehrs veränderten auch die Strukturen der Arbeitsmärkte. Eisenbahnverkehr und Arbeitsorganisation glichen sich einander an. So wurden beispielsweise mehrere Haltestellen an den Strecken eingerichtet, moderate Fahrpreise für Arbeiter eingeführt sowie an den Arbeitszeiten orientierte An- und Abfahrtszeiten und eine entsprechend dichte Zugfolge etabliert. Die Eisenbahn hatte darüber hinaus den Vorteil, dass, der Zeitaufwand für die Fahrt durch die damals im Verhältnis zu anderen Transportmitteln hohe Geschwindigkeit relativ kurz war. Dies alles kam der Alltagsorganisation von beruflich Reisenden entgegen bzw. wurde auf ihre Bedürfnisse hin gestaltet und führte rasch zu einer breiten Nutzung. So entstanden regelmäßig Pendelwanderungen. (Blaich 1974; Drexler 1999)

Lange Jahre war die Eisenbahn das Hauptverkehrsmittel für mobile Erwerbstätige, bis die arbeitsbedingte Bahnnutzung nach dem Zweiten Weltkrieg in den 1950er Jahren enorm zurückging. Gründe sind sowohl in der strukturellen Ohnmacht des deutschen Staatsunternehmens Bahn, in den bundespolitischen Entscheidungen zugunsten des Individualverkehrs als auch in individuellen Mobilitätsprämissen der Erwerbstätigen zu suchen. Mittlerweile ist die Zahl der Fahrgäste, die aus arbeitsbedingten Gründen mit der Bahn unterwegs sind, wieder kontinuierlich angestiegen. Vor allem für Geschäftsreisen wird die Bahn zunehmend attraktiver, auch wenn der motorisierte Individualverkehr (Auto) weiterhin deutlich das Mobilitätsbild dominiert.[1]

Die beruflich bedingte Inanspruchnahme des Verkehrsmittels Bahn wirft allerdings immer wieder die Frage auf, ob und wie vor allem längere Reisezeiten in der Bahn gestaltet werden können. Sowohl im Pendelalltag als auch im Rahmen von Geschäftsreisen wird immer wieder eine Beziehung zwischen mobiler Arbeit und Unterwegssein hergestellt. Das geläufigste Argument der befragten arbeitsbedingt Reisenden für die Bahn ist die Möglichkeit, die Reisezeit aktiv zu nutzen, und zwar speziell zur Erledigung von Erwerbsarbeit. Doch dieser bisher als komfortabel erlebte Nebeneffekt des Bahnreisens entwickelt sich zu einem Imperativ arbeitsbedingter Bahnmobilität, wie beispielsweise die Darstellung des Reisenden Herr Schöneberg verdeutlicht:

»Also, wenn ich da auf 'ne Sitzung komme und bin ganz schlecht vorbereitet, dann werden die Leute vielleicht sagen: ›Ja mein Gott, der ist doch

1 Im Geschäftsreiseverkehr ist der Anteil der geschäftlich bedingten Bahnreisenden von 1990 bis 2003 von 3,7% auf 6,5% gestiegen, was einer Verdopplung in diesem Bereich nahe kommt. Gleichzeitig ist der Anteil der geschäftlichen Autofahrer von 86,1% auf 79,6% zurückgegangen. Der Anteil Bahn fahrender Pendler ist eher marginal von 8,3% von 8,5% gestiegen, wenngleich die Eisenbahn nach dem Auto mit 83% Anteil 2003 das zweitwichtigste Verkehrsmittel im beruflichen Pendelalltag darstellt. (BMVBS 2005)

eben 3 Stunden Zug gefahren, warum hat der sich das jetzt nicht noch mal durchgeguckt?««

Die Aussage des interviewten Bahnreisenden Herr Schöneberg, der regelmäßig dienstlich mit der Bahn unterwegs ist, vermittelt den Eindruck, dass es mittlerweile eine gängige Anforderung darstellt, auch während der Bahnfahrt einer erwerbsbezogenen Tätigkeit nachzugehen, also mobil für die Arbeitgeber bzw. die Auftraggebenden zu arbeiten.

Das Bahnunternehmen selbst wirbt mit der Devise »Reisezeit ist Nutzzeit«. (Grabitz 2004) Die Bahnreisenden finden in der Bahn einen passenden Rahmen, um sich nicht nur freizeitbezogenen, sondern auch arbeitsrelevanten Themen ohne Unterbrechung in Ruhe widmen zu können. Und tatsächlich gehört es mittlerweile zum Bahnfahren dazu, dass neben Pausenbrot, Kopfhörern und Roman der Laptop wie auch Stapel anderer Arbeitsunterlagen nahezu selbstverständlich eingepackt werden.

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich damit, welche Aspekte die Entwicklung des beschriebenen Drucks zur mobilen Bahnarbeit[2] fördern und welche Auswirkungen sich daraus ergeben. Die Leitfrage lautet dementsprechend: Warum und in welcher Weise wird der Arbeitsalltag bei arbeitsbedingten Bahnreisenden[3] vom Arbeitsplatz ins Bahnabteil hinein mitgeführt und welche Folgen ergeben sich hieraus für das Alltagsleben im Zugabteil als öffentlicher Lebensraum.[4] Hierbei wird von folgenden Prämissen ausgegangen:

Die Erledigung einzelner Aufgaben im Rahmen der Erwerbsarbeit ist heute nicht mehr ausschließlich auf einen festen räumlichen Arbeitsplatz-Kontext angewiesen. Mobiles Arbeiten stellt sich als zunehmend beliebte, jedoch auch unvermeidliche und aus verschiedenen Richtungen sogar erwartete Form dar und verlangt, Arbeitsalltag, Freizeit sowie Familie und Bahnreise-

2 Im Rahmen des vorliegenden Beitrages kann nur ein eingeschränkter Begriff mobiler Arbeit in die Argumentation einbezogen werden, indem vor allem auf den Bezug zur Erwerbsarbeit rekurriert wird. Es ist durchaus nahe liegend, sämtliche Tätigkeiten der arbeitsbedingten Bahnreise als mobile Arbeit zu begreifen, diese Sicht führte aber an dieser Stelle zu weit.

3 Als arbeitsbedingte Bahnreisende werden hier diejenigen Bahnreisenden bezeichnet, die aus beruflichen Gründen entweder als Pendler oder Dienstreisende mit der Bahn unterwegs sind bzw. sein müssen. Die Ausübung ihres Berufes hat keinen unmittelbaren Bezug zur ständigen Mobilität (wie es z. B. bei Außendienstmitarbeitenden, Kraftfahrern und Zugbegleitern der Fall ist).

4 Den Hintergrund des Beitrages bildet mein Dissertationsprojekt »Bahnalltag im Arbeitsalltag. Über Organisation und (Er)Leben des Bahnfahrens von arbeitsbedingt Bahnreisenden«. Die Arbeit untersucht aus soziologischer Perspektive das individuelle Bewältigen des Bahnalltags bei Pendlern und Dienstreisenden. Die Datengrundlage dieser qualitativ empirischen Studie besteht aus Materialien zahlreicher Beobachtungen und Dokumentationen von Bahnfahrten sowie aus 31 narrationsgeleiteten Intensivinterviews.

erfordernisse sinnvoll in Einklang zu bringen. Mobiles Arbeiten ist darüber hinaus als Grundlage und Folge räumlicher Arbeitsverschiebungen wie auch räumlicher Abhängigkeitsverhältnisse zu verstehen. Dabei verändert sich nicht allein der Arbeitsplatz, sondern auch das Bahnabteil als spezieller, halbanonymer und zeitweise geschlossener öffentlicher Lebensraum.

Den Beginn der Argumentation bildet das Thema der räumlichen Entgrenzung von Arbeit als Grundlage und Folge mobiler Bahnarbeit. Im Anschluss daran wird anhand zweier empirischer Beispiele dargestellt werden, wie sich Tendenzen räumlicher Entgrenzung im arbeitsbedingten Bahnalltag bemerkbar machen, um dann abschließend auf die Konsequenzen für die Reisenden und das Bahnabteil hinzuweisen.

(Räumliche) Entgrenzung von Arbeit als Rahmen mobiler Bahnarbeit

Mobiles Arbeiten bezeichnet im Rahmen dieses Beitrages Erwerbsarbeit jenseits des ursprünglichen festen Arbeitsplatzes bzw. Arbeitsortes. Technische Hilfsmittel und Arbeitsunterlagen werden vom Arbeitsplatz mitgenommen, um anliegende Aufgaben an einem anderen Ort erledigen zu können. Ein derartiger mobiler Arbeitsplatz kann das heimische Arbeitszimmer in Form von Teleheimarbeit, der Schreibtisch beim Geschäftspartner oder Kunden oder auch das Café um die Ecke bzw. der Zug sein. (Schmalzle et al. 2004) Gemein ist all diesen Formen, dass sie Ergebnis und Bedingung einer (räumlichen) Entgrenzung von Arbeit zugleich sind.

Die hauptsächlich arbeitssoziologische Diskussion zur Entgrenzung von Arbeit verweist allgemein auf grundlegende Veränderungen der Arbeitsverhältnisse in unterschiedlichen Kontexten. Entgrenzung zeigt sich in übernationalen und gesamtgesellschaftlichen Strukturen von Arbeit. Sie beeinflusst die betriebliche Organisation nach außen und innen sowie Arbeitsplatzstrukturen und das unmittelbare Arbeitshandeln. (Kratzer 2003) Die Arbeitssubjekte stehen als Person mitsamt ihren individuellen Lebensverhältnissen im Mittelpunkt dieser Ereignisse. Kurzum: Die sozialen Bedingungen für Erwerbsarbeit und Leben unterliegen einem grundsätzlichen Wandel, der Chancen als auch Risiken bietet. (Voß 1998; Gottschall/Voß 2003) Als positiv werden häufig die Öffnung fester Strukturen und die Aufweichungen bisher starrer arbeitsorganisatorischer Regelungen empfunden. Den Beschäftigten wird mehr Flexibilität und Eigenregie in der Arbeits- sowie Arbeitsalltagsgestaltung zugesprochen. Gleichzeitig ergeben sich Probleme hinsichtlich der »(Re-)Integration der jetzt nicht mehr wie gewohnt klar konfigurierten Verteilungen von Funktionen und Identitäten«. (Gottschall/Voß 2003: 12) Dazu gehört beispielsweise, dass Erwerbstätige ihr Arbeitsfeld eigenverantwortlich organisieren, indem sie klären, wo, wann und mit wem sie arbeiten und in

welcher Funktion sie tätig sind. Individuelle Gestaltungsspielräume dehnen sich aus, bisherige hilfreiche Beschränkungen von Zuständigkeit und Gestaltungszwängen durch hierarchische Arbeitsverteilung und feste Regeln drohen dabei zu verschwinden. (Moldaschl 2001)

Es findet in zunehmendem Maße eine »Subjektivierung von Arbeit« statt. (Vgl. als Überblick Moldaschl/Voß 2003) Subjektivierung von Arbeit verweist auf einen ganzheitlichen Zugriff auf den Menschen als eigenverantwortlich handelnden Akteur. Vor allem die subjektiven Potenziale der Erwerbstätigen werden in eine neue Qualität der betrieblichen Verwertungsprozesse eingebunden. (Pongratz/Voß 2003) Nicht mehr nur fachliches Wissen, sondern vor allem soziale und auch emotionale Kompetenzen werden den Beschäftigten abverlangt. Dies bedeutet »unter entgrenzten Bedingungen muss Arbeit stärker aktiv angeeignet und (›selbst‹) formiert werden. [...] *Entgrenzung von Arbeit setzt Subjektivität in und für Arbeit frei* [Hervorhebung v. Verf.] – in all der damit verbundenen Ambivalenz und mit all den daraus entstehenden (sozial höchst unterschiedlich verteilten) neuen Anforderungen und Belastungen, Chancen und Gefahren.« (Gottschall/Voß 2003: 19)

Entgrenzung von Arbeit zeigt sich entlang unterschiedlicher Ebenen, die in enger Beziehung zueinander stehen. Dazu gehören die Flexibilisierung von räumlichen und zeitlichen Strukturen, die technische Ausweitung des Arbeitsplatzes mittels fortschreitender technologischer Ausstattungen, ständige fachliche Weiterqualifikation und Anpassung an neue Arbeitszusammenhänge und Arbeitsaufgaben, wechselnde Projektarbeit und entsprechend ein wechselndes Kollegium und wechselnde Vorgesetzte, häufige biographische Umorientierungen durch Arbeitsplatz- und Arbeitsortwechsel sowie die Aufweichung tarifvertraglicher und arbeitsrechtlicher Regelungen.

Hier steht vor allem der Aspekt der räumlichen Entgrenzung im Mittelpunkt, wenngleich andere Entgrenzungsmechanismen nie vollständig ausgeblendet werden können. Die räumliche Entgrenzung ist von folgenden Entwicklungen bestimmt: Statt an einem festen Arbeitsplatz wird an mehreren Arbeitsplätzen im Unternehmen bzw. im Unternehmensverbund gearbeitet. Diese können sich an einem oder auch mehreren räumlich weit entfernten Orten befinden. Die Erwerbstätigen werden als Ressource wahrgenommen, die auch räumlich ausgelagert werden kann. (Voß 1998; Kratzer/Sauer 2003) Der Arbeitsort kann sich vom Unternehmen nach Hause (Telearbeit) oder auch in unterschiedliche »Zwischenräume« wie Bahn, Flugzeug, Café usw. verlagern. Hier ist die Phantasie und Kompetenz der Erwerbstätigen gefordert, sich ihren eigenen Arbeitsplatz mobil einzurichten. (Urry 2002) Wie werden diese Anforderungen nun in der arbeitsbedingten Bahnreisepraxis umgesetzt?

Der mobile Arbeitsalltag im Zug – zwei Beispiele aus der Praxis

Arbeitsbedingtes Bahnfahrens wird häufig als direkte Integration von Erwerbsarbeit in den Bahnalltag verstanden. Wird aus beruflichen Gründen mit der Bahn gefahren, erscheint es nahe liegend, hier ebenfalls etwas zu arbeiten. Mobile Erwerbsarbeit in der Bahn stellt allerdings lediglich einen, wenn auch wichtigen Bestandteil der Gestaltung des Bahnalltags dar. Denn mobil in der Bahn zu arbeiten ist nicht so unkompliziert, wie es klingt. Ganz im Gegenteil, es ist hoch voraussetzungsvoll und anstrengend, einen den Arbeitsaufgaben entsprechenden Arbeitsplatz zu gestalten und aufrecht zu erhalten. (Poppitz 2007) Die Darstellung der Beispiele der Reisenden Herr Schöneberg und Frau Berger werden zeigen, worauf die Betroffenen im Rahmen ihres mobilen Arbeitsalltags achten müssen und in welch unterschiedlicher Weise sie ihren mobilen Bahnalltag gestalten.

Beispiel 1: Herr Schöneberg

Herr Schöneberg ist 40 Jahre alt, ledig und arbeitet als Mathematiker im Verwaltungsbereich. Die Erledigung von Erwerbsarbeit steht klar im Mittelpunkt seiner Bahnreisetätigkeiten. Er hat am Arbeitsplatz ein hohes Pensum an Aufgaben zu erfüllen, welches ihn zwingt, andere Zeitfenster zu nutzen. Die Bahnfahrten sind eine willkommene Ausgleichsmöglichkeit. Er nutzt die Bahnreise intensiv und bereitet sich im Vorfeld jeder Reise gewissenhaft darauf vor.

»Ja, also, häufig ist das so, dass ich aufgefordert bin, irgendwelche bestimmten Sachen zu lesen und dann Stellung zu zu nehmen oder sie zu korrigieren oder so. Und, das sind zum Beispiel Sachen, die ich gerne im Zug mache. Also, wenn man die abends machen will, ist man zu müde, und am Tag kommt man sowieso nie dazu, weil dauernd das Telefon klingelt und so weiter, zumindest ab 'ner gewissen Länge von solchen Sachen (lachend). Und so was, find ich, eignet sich super für 'ne Bahnfahrt.«
»Also, das, da plan ich auch meistens ein bisschen vor, wenn ich weiß, ich mach jetzt mal wieder 'ne längere Bahnfahrt, dann werf' ich halt so die Sachen, die dafür geeignet sind, gleich auf so 'nen Stapel. Und dann sortier ich die am Anfang, erst mal die eher komplizierten Sachen, die der Bearbeitung bedürfen bis zu den leichter verdaulichen. Und dann les ich die halt so durch.«

Um seine Unterlagen möglichst ungestört durcharbeiten zu können, sitzt er bevorzugt im Nichtraucher-Ruhewagen in der 1. Klasse an einem Einzelplatz ohne Tisch. An einem Tisch müsste er sich mit anderen Reisenden arrangieren, besonders der Körperkontakt ist ihm dabei unangenehm. Den besonderen

Vorteil der 1. Klasse sieht er dahingehend, dass sich dort vor allem Reisende aufhalten, die wie er in Ruhe arbeiten wollen. Störungen durch Mitreisende erlebt er hier seltener. Er fühlt, dass die Motivation, sich auf die Arbeitsaufgaben zu konzentrieren, wesentlich höher ist als am Arbeitsplatz im Büro.

Wenn man Gespräche und Unterhaltung sucht, ist man seiner Ansicht nach dann in der 2. Klasse besser aufgehoben. Mit dem Laptop arbeitet Herr Schöneberg eher selten. Er ist froh, einmal nicht am Computer sitzen zu müssen, »das mach ich sonst schon von früh bis spät«. Ebenso empfindet er Telefonieren im Zug als sehr unangenehm. »Also, ich hab, es gibt ja Leute, die können das so diskret, wo mich das wirklich absolut nicht stört, aber es gibt auch Leute, wo's mich sehr stört. […] dass die dann so laut reden und, und so, also, so wirklich, dass es hier nun jeder mithören kann und irgendwie ganz nervige Dinge (lachend) dann da erzählen«.

Er selbst telefoniert nur in dringenden Fällen, wenn es sich nicht vermeiden lässt, z.B. zur Benachrichtigung des Hotels bei verspäteter Ankunft. Ebenso erlebt er es als unbehaglich, wenn er in vollbesetzten Zügen sitzt und es sogar in der 1. Klasse eng wird. In diesen Momenten merkt er besonders, wie restlos er letztlich den Rahmenbedingungen des Bahnfahrens ausgesetzt ist. Die Möglichkeit allerdings, während der Fahrt das Bordrestaurant bzw. den Speisewagen aufzusuchen, schätzt er sehr. Hier hält er sich gern zum Essen auf. Er ist froh, dass im Zug Speisen und Getränke angeboten werden, die er im Verlauf der Bahnreise konsumieren kann.

Insgesamt bedeutet Bahnfahren für Herrn Schöneberg einen hohen Zugewinn an Zeit für die Erledigung seiner Arbeitsaufgaben. Er kann die geschäftliche Reisezeit, welche sich sowohl über die formale Arbeitszeit als auch Freizeit erstreckt, effektiv ausnutzen. Und dieser Umstand wirkt sich seiner Meinung nach letztendlich auch ökonomisch positiv für seinen Arbeitgeber aus, indem ungeachtet von Arbeitszeit oder Freizeit gearbeitet und somit ein Mehrwert geschaffen wird: »[T]atsächlich denke ich, dass man diesen Aspekt, dass man da wirklich einfach besser arbeiten kann, den darf man nicht vernachlässigen, das ist auch, das ist schon ein echter Vorteil, der sich irgendwie dann ja auch (.) finanziell auswirkt.«

Beispiel 2 – Frau Berger

Frau Berger ist 42 Jahre alt, verheiratet und arbeitet als Beraterin im Bereich Berufsbildung. Zu Beginn ihres Arbeitsverhältnisses pendelte sie wöchentlich zwischen Wohn- und Arbeitsort, seit einiger Zeit ist sie zur ICE-Tagespendlerin geworden und somit vier Stunden am Tag unterwegs. Darüber hinaus absolviert sie regelmäßig dienstliche Reisen.

Die Tätigkeiten im Pendelalltag sind mittlerweile sehr von ihrem Notebook bestimmt. Es wurde von ihr angeschafft, weil sie so häufig im Zug un-

terwegs ist. Hiermit kann sie z. B. private Briefe schreiben oder sich den anfallenden Aufgaben ihres Jobs zuwenden. Morgens und abends aktualisiert sie am Arbeitsplatz die Daten, druckt notwendige Dokumente aus und stimmt die jeweiligen Arbeitsschritte aufeinander ab. Bei längeren Fahrten nutzt sie die Zeit zur Vorbereitung von Präsentationen, zur Information über Tagungsinhalte bzw. zur Nachlese vorangegangener Aktivitäten.

Frau Berger hat mehrere Dinge erprobt, mit denen sie sich während der Zugfahrt beschäftigen kann. Morgens holt sie sich immer eine Tageszeitung und liest diese in der ersten Zeit. Nebenbei hört sie über die Bahnradioanlage Nachrichten oder einen populären Musiksender, ganz nach Gemütsverfassung. Sie hat auch selbst Musik auf ihrem Notebook, um sich ihre Lieblingsmusik während der Fahrt anhören zu können. Sie hatte einmal versucht, im Zug zu stricken, hat »es aber nur einen Pullover lang ausgehalten«. Sie liest ab und an Zeitschriften oder Belletristik. Auf längeren Dienstfahrten mag es Frau Berger, wenn sie kurz abschalten und schlafen kann. Zum überwiegenden Teil jedoch bearbeitet sie ihre Arbeitsunterlagen. Das ist die Tätigkeit, bei der ihr nicht langweilig wird. Gleichzeitig ist sie froh, dass sie auf diese Art und Weise kaum Mehrarbeit am Arbeitsplatz oder gar zu Hause leisten muss.

Telefonieren ist für Frau Berger ein sehr wichtiger Aspekt, den sie Dank moderner Kommunikationstechnik seit einigen Jahren von zu Hause in den Zug verlegen kann. Sie hält sich damit den Abend bei ihrer Familie frei. Für ihre Telefonate, die sie recht zahlreich im Zug führt, sucht sie sich ein Abteil aus, in dem sie sich ungestört wähnt. Denn allgemein und besonders in Ruhewagen hält sie überhaupt nichts vom Telefonieren im Zug. Dies sei eine Belästigung, die sie anderen nicht zumuten will. Umgekehrt möchte sie sich aber auch nicht durch andere belästigt fühlen. Entsprechend sucht sie sich auch einen anderen Sitzplatz, wenn mehrere Personen »das gesamte Großraumabteil von vorn bis hinten beschallen«, bevor sie sich das Gespräch mit anhört und sich darüber ärgert: »Weil ich dann ja nicht meine Privatsphäre dann ja irgendwo nicht mehr habe, ich kann nicht immer drum herum hören.« Im gesondert ausgezeichneten Ruhewagen weist sie telefonierende Mitreisende energisch darauf hin, dass sie deren Telefonieren als nicht akzeptabel betrachtet.

Frau Berger ist es sehr wichtig, im Zug ihren persönlichen Freiraum zu wahren, eine persönliche Privatsphäre aufzubauen und zu schützen. Eine ausreichende räumliche Distanz zu den Mitreisenden hat für sie oberste Priorität. Diese erreicht sie, indem sie sich möglichst großflächig mit vielen Unterlagen und ihren Füßen ausbreitet. Ihre Strategie stößt jedoch nicht in jedem Fall auf Akzeptanz der Mitreisenden. Gerade das Ablegen der Füße auf der Sitzfläche löste schon einmal einen heftigen Streit im Abteil aus.

Trotz solcher Vorkommnisse sieht Frau Berger das derzeitige Arrangement aus täglichem Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort aufgrund der

Möglichkeit zur Arbeit im Zug jedoch als die beste Variante zur Vereinbarung von Familie und Erwerbsarbeit an.

Folgen mobiler Bahnarbeit für Arbeitsplatz und Alltagsgestaltung

Diese Beispiele zeigen in unterschiedlicher Weise Tendenzen räumlicher Entgrenzung des Arbeitsplatzes. Welche Erkenntnisse lassen sich hieraus nun mit Blick auf die Problematik des mobilen Arbeitens und der Entgrenzung von Arbeit und Privatleben ableiten?

Der Arbeitsplatz als mobiler Arbeitsort

Bei arbeitsbedingten Bahnreisenden ist es nicht ausgeschlossen, dass der Arbeitsalltag nicht allein am ursprünglichen Arbeitsplatz stattfindet, sondern auch unterwegs im Zug. Der Schreibtisch im Büro ist nicht mehr ausschließlicher Arbeitsort. Der Ort, an dem ein Teil der Arbeit erledigt werden kann, wird flexibel von den Akteurinnen und Akteuren festgelegt. Das Bahnfahren ist dabei ein beliebter Aufenthaltsort geworden, um möglicherweise ungestörter als im Büro arbeitsbezogenen Tätigkeiten nachzugehen. Den für einen festen Arbeitsplatz oftmals typischen, ›Störvariablen‹ wie Kolleginnen und Kollegen, Vorgesetzte, ständiger Empfang von E-Mails usw. begegnen die Bahnreisenden im Zug nicht. Es besteht die Möglichkeit, anonym und ohne unmittelbare Kontrolle des Arbeitgebers zu arbeiten.

Vor allem auch technische Entwicklungen haben einen entscheidenden Beitrag geleistet, dass Erwerbstätige nicht mehr ausschließlich auf eine bestimmte Arbeitsumgebung angewiesen sind. Mobile Arbeitstechniken wie Laptop, Mobiltelefon und elektronischer Terminplaner ermöglichen mobile Erwerbsarbeit an unterschiedlichen Orten. (Vgl. auch Seifert/Welsch 1999) Mittlerweile ist es im Zug sogar möglich, sich des Internets zu bedienen und sich vom fahrenden Zug aus beispielsweise in das Intranet des jeweiligen Unternehmens einzuwählen. Das bedeutet, dass der Zugriff auf Informationen nicht nur allein am Arbeitsplatz zu jeder Zeit möglich ist, wie Fritz Böhle (1999) es beschreibt, sondern auch mobil im öffentlichen Verkehr. Damit relativiert sich der oben genannte Vorteil der Nicht-Erreichbarkeit im Zug möglicherweise wieder. Die anfangs befreiende Technik entwickelt neue Bindungskraft zum ursprünglich entkommenen Arbeitsplatz.

Des Weiteren wird die Arbeit im Zug gerade unter dem Aspekt der Zeitnutzung zunehmend in Erwägung gezogen. Mit der Nutzung der räumlichen Infrastruktur im Abteil ist auch die Zeit vielfältiger nutzbar. Es wird sogar eigens für die Bahnfahrt eine mobile Technik angeschafft, um vermehrte Bahnfahrten »sinnvoll« auszufüllen. Die Reisenden erkennen dann eine legitime

Berechtigung zum Bahnfahren, selbst wenn die Reisezeit im Vergleich zu anderen Verkehrsmitteln höher ist. Gerade hinsichtlich des Autofahrens wird der Vorteil genannt, im Zug doch immer noch etwas tun zu können. Gleichzeitig steigen damit aber auch die Anforderungen und Erwartungen an die Erwerbstätigen, während der Bahnfahrt tatsächlich Arbeitsaufgaben zu erledigen, z.B. sich auf anstehende Gespräche oder Präsentationen vorzubereiten.

Die Flexibilisierung der Arbeitsräume und der Arbeitsorganisation hat allerdings zur Folge, dass Arbeitszeiterfassungsinstrumente wie die Stechuhr, Vorgesetzte oder etwa der Betriebsrat nicht mehr eindeutig erfassen, wann und wie lange der Erwerbsarbeit tatsächlich nachgegangen wird. Die Bahnfahrt wird damit zu einem unabhängigen Raum- und Zeitterrain, in dem sich die Akteurinnen und Akteure bewegen. So kann die Arbeitszeit von ihnen verlängert, aber auch verkürzt werden. Gerade durch die räumlichen Auslagerungen der Arbeitsplatzstruktur ist jedoch ein Abschalten vom Arbeitsalltag nicht mehr in jedem Fall problemlos möglich. Der Arbeitsalltag wird durch die Bereitstellung von auf Arbeit eingerichtete Infrastrukturen, wie es im Zug zunehmend der Fall ist, überall mit hingenommen. Es gelingt damit nicht ohne weiteres, sich räumlich und mental von der Erwerbsarbeit zu distanzieren. Indem beispielsweise Steckdosen und Internetnutzung im Fernverkehrszug bereitgestellt werden, fällt die Entscheidung evtl. leichter, einen Laptop mit in den Zug zu nehmen und dort weiter an einem Problem zu tüfteln oder die Arbeit noch eben schnell zu beenden. (Vgl. auch Böhle 1999; Seifert/Welsch 1999; Vedder 2001)

Diese Mobilitätsentwicklung schafft auch die Basis dafür, dass es nicht nur einen festen Arbeitsort gibt, sondern unter Umständen mehrere Teilzeitarbeitsorte, zwischen denen sich mit dem eigenen Büro bewegt wird. (Vgl. Vonderau 2003) Das Bahnabteil wird zum unabhängigen ›Zwischenort‹ zwischen den Arbeitsplätzen. Als Folge ist ein höherer Koordinationsaufwand zwischen Arbeits- und Privatleben abzusehen. Der gesamte Alltag muss dahingehend organisiert und entsprechend räumlich und zeitlich aufeinander abgestimmt werden.

Folgen mobiler Arbeit für die Alltagsgestaltung der Akteure

Nachdem kurz skizziert wurde, in welcher Beziehung mobiles Arbeiten zur Entgrenzung von Arbeit bzw. des Arbeitsplatzes steht, sollen an dieser Stelle die betroffenen Reisenden betrachtet werden. Was bedeutet mobiles Arbeiten in der Bahn für arbeitsbedingt Bahnreisende wie Herr Schöneberg und Frau Berger?

Sowohl Herr Schöneberg als auch Frau Berger schätzen die Zeit in der Bahn. Sie haben die Möglichkeit, dort Dinge zu erledigen, die sie sonst zu Hause oder am Arbeitsplatz tun müssten. Frau Berger verlässt in der Regel

möglichst pünktlich den Arbeitsplatz guten Gewissens, da sie weiß, dass sie im Zug noch einige Aspekte weiter bearbeiten kann, wenn es notwendig ist, um ihr Arbeitspensum zu schaffen, ohne dass diese Zeit als formale Arbeitszeit anerkannt wird. Speziell dafür hat sie sich ihren Laptop aus eigenen finanziellen Mitteln angeschafft. Herr Schöneberg teilt sich sein Arbeitspensum so ein, dass meist die Lesearbeit als Teil seiner Arbeitsaufgaben in den Zug verlegt wird. Wenngleich nicht die gesamte Reisezeit als formale Arbeitszeit anerkannt wird, so bietet die Bahn einen angenehmen Rahmen zur Erledigung der Mehrarbeit. Die Rahmenbedingungen für konzentriertes Lesen erscheinen ihm im Zug günstiger. Für beide Akteure bedeutet das mobile Arbeiten im Zug eine Entzerrung der Arbeitsfülle am Arbeitsplatz.

Damit einher geht eine veränderte Arbeitsorganisation, die bei Frau Berger besonders deutlich wird. Mit der Anschaffung von Technik gestaltet sich ihr Alltag um. Sie versucht, die Zeit zu Hause von Störfaktoren wie Arbeit oder Telefonaten freizuhalten. Dabei hilft ihr die Zeit in der Bahn. Hier kann sie sowohl dienstlich als auch privat unbearbeitete Aufgaben erledigen. Es sind vor allem Fleißarbeiten, für die möglicherweise am Arbeitsplatz keine Zeit ist und die zu Hause vielleicht zu viel Raum einnehmen. Das Bahnfahren wird bei der Planung des Arbeitsalltages bewusst mit einbezogen und die Erwerbsarbeit somit zeitlich und räumlich ausgeweitet.

Wie bereits angedeutet, zeigt sich in beiden Fällen, dass vor allem spezielle, als praktikabel erwiesene Tätigkeiten im Zug erledigt werden. Dem ist ein Prozess des Abwägens und Prüfens vorausgegangen, welche Tätigkeiten zu welcher Zeit in welchem Rahmen gut zu bewältigen sind. Sowohl Herr Schöneberg als auch Frau Berger wissen mittlerweile sehr gut, an welchen Aufgaben sie im Zug arbeiten können und welche sich problematisch gestalten. Während Herr Schöneberg vor allem Texte liest und handschriftlich bearbeitet, findet Frau Berger die Arbeit am Laptop für die Bahnreise praktikabler. Es wird von beiden jedoch zwischen *Arbeitsplatzarbeit* und *Zugarbeit* unterschieden. Dies bedeutet gleichzeitig, dass zum mobilen Arbeiten für sie immer auch ein fester Arbeitsort vorhanden sein muss und der Zug den festen Arbeitsplatz in keiner Weise ersetzen kann. Er ist lediglich eine hilfreiche Ergänzung.

Die Raumüberwindung an sich, die Zugfahrt also, erhält durch die Arbeit für Herrn Schöneberg und Frau Berger eine erweiterte Bedeutung. Sie fahren nicht nur Bahn, um von A nach B zu gelangen, sondern um diese Zwischenzeit nach eigenen Maßstäben sinnvoll auszunutzen. Die Zeit wird den räumlichen Umständen entsprechend subjektiv sinnvoll genutzt und nicht einfach nur abgesessen. Besonders für Frau Berger ist die Zeit- und Raumnutzung während der Fahrt ein zentrales Argument, sich auf das tägliche Pendeln einlassen zu können. Aus diesem Grund fährt sie auch ICE, weil die räumlichen und infrastrukturellen Voraussetzungen ihren Ansprüchen am ehesten ent-

sprechen. Die Hauptbeschäftigung während der Bahnfahrt besteht bei beiden Reisenden vor allem in einem Wechselspiel von Arbeit und Regenerierung.

Zusammenfassend lässt sich für beide hier beschriebenen Personen festhalten, dass Erwerbsarbeit nicht allein am Arbeitsplatz stattfindet, sondern dass diese Begrenzung aufweicht und in andere Alltagswelten wie das Bahnfahren übergeht und dort einen festen Platz einnimmt bzw. sogar einnehmen muss. Für Herrn Schöneberg und Frau Berger gehören Arbeiten und Bahnfahren in gewisser Weise zusammen. Es ist für sie nahezu selbstverständlich, dass die Zeit in der Bahn zum überwiegenden Teil für arbeitsbezogene Tätigkeiten genutzt wird. Dabei wird nicht auf die Uhr geschaut, sondern eher nach Gefühl und Leistungsfähigkeit gearbeitet. Es ist nicht klar definier- bzw. messbar, an welcher Stelle die »eigentliche« Arbeit beginnt bzw. endet. Die Grenze der arbeitswilligen Zeit liegt z.B. bei Frau Berger erst beim Ausstieg aus dem Zug. Für Herrn Schöneberg ist die Arbeit zu Ende, wenn er sie vollständig abgearbeitet hat.

Räumliche Entgrenzung des Bahnabteils und dessen Folgen

Mobiles Arbeiten und das entgrenzte Bahnabteil

Die räumliche Entgrenzung des Arbeitsplatzes ist bei der Betrachtung des Phänomens mobiles Arbeiten jedoch nur ein Aspekt. Wie die Beispiele andeuten, spielt nicht allein das Problem der Entgrenzung des Arbeitsplatzes eine Rolle, sondern gleichzeitig auch Tendenzen zur räumlichen Entgrenzung des Bahnabteils als öffentlicher temporärer Lebensraum.

Wie bereits festgestellt, hat der Arbeitsplatz als alleinige Anlaufstelle der Beschäftigten seinen ausschließlichen Charakter verloren. Gleichzeitig macht sich bemerkbar, dass das Zugabteil zunehmend als Klein-Büro genutzt wird. Mit dieser Funktionszuschreibung Arbeitsplatz wird der öffentliche Raum durch das Hineintragen des persönlichen Arbeitsalltags individuell privatisiert und für die jeweiligen Belange instrumentalisiert. Die Reisenden versuchen, sich ›ihre eigene kleine Welt‹ aufzubauen. Sie bemühen sich, Grenzen zu anderen Mitreisenden herzustellen und möglichst für sich zu sein. Sie wollen nichts sehen und nicht gesehen werden. Anthony Giddens (1990) nennt dies in Anlehnung an Erving Goffman einen Prozess des Auseinandertretens und der Re-Kombination von Mechanismen der Sozialintegration. Es werden hierbei neue Mechanismen und Arrangements erfunden, um sich möglichst voneinander abzugrenzen.[5] (Goffman 1982) Dieses Prozedere stellt sich z.B.

5 In Anlehnung an Robert Sommer (1967) kann das Bahnabteil in diesem Sinne als soziofugaler Raum betrachtet werden. Die Sitzplätze sind überwiegend derart arrangiert, dass sich Interaktion vermeiden lässt.

so dar, dass ein Tisch, an dem vier Personen Platz finden könnten, von einem Reisenden für Notebook und Unterlagen genutzt wird, freie Sitze mit Büchern und Tasche belegt werden, das Mobiltelefon daneben liegt, das jeden Moment laut klingeln kann.

Doch sind in den meisten Fällen die so Reisenden nicht allein im Zug. Zahlreiche andere Fahrgäste sind ebenfalls anwesend und möchten die Zeit und den Raum ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend nutzen, sich eigene ›private Räume‹ schaffen. (Vgl. Koenen 2003) Dass diese sehr unterschiedlichen Charakter aufweisen können, ist bereits im Einleitungskapitel angedeutet worden. Mehrere stark differierende Lebensführungen[6] treffen in diesem Moment aufeinander und müssen sich in dieser Situation in irgendeiner Art und Weise arrangieren. Den Reisenden selbst obliegt es, die unterschiedlichen Alltagskonstellationen untereinander zu regeln.

Das bedeutet für das Bahnabteil als öffentlicher Lebensraum, dass mobiles Arbeiten einen großen Teil des individuellen, privaten Arbeitslebens in das ursprünglich öffentlich-anonyme Leben im Zug hineinmanövrieren kann, so dass plötzlich mehr Privatheit im Zug zu erleben ist, als es manche Reisende beabsichtigen und für notwendig erachten. Die Anonymität in der Masse der Fahrgäste ist nicht mehr in jedem Fall gegeben. Elmar J. Koenen spricht hier von »Interaktionsöffentlichkeit«. (Koenen 2003: 157) Die Reisenden müssen, folgt man der Argumentation Koenens (2003), in einem öffentlichen Raum, wie der Zug ihn beispielsweise darstellt, damit rechnen, dass sie in ihrem Tun und Handeln von oftmals unbestimmbaren, anonymen Beobachtern wahrgenommen und beobachtet werden, ohne es selbst bewusst zu merken.

Insgesamt ist es für die Reisenden, die ihren Arbeitskontext unmittelbar mit in den Teilzeit-Lebensraum Bahnabteil nehmen, nicht immer unkompliziert und problemlos, sich die Ansprüche an einen geeigneten Zwischenarbeitsplatz zu erfüllen. Zwar haben sie die Möglichkeit, durch mobiles Arbeiten im Zug den Rahmenbedingungen und Ansprüchen des ursprünglichen Arbeitsplatzes zeitweise zu entkommen. Gleichzeitig begeben sich die Akteurinnen und Akteure in neue strukturelle Abhängigkeiten in Form des Alltags im Bahnabteil und müssen sich mit diesen Arrangements auseinandersetzen. Schließlich sind es die Reisenden selbst, die das Bahnabteil als (Lebens)-

6 Der Begriff der Lebensführung ist dem Konzept *Alltägliche Lebensführung* der gleichnamigen Projektgruppe des Münchener Sonderforschungsbereichs 333 «Entwicklungsperspektiven von Arbeit« entnommen worden. Der von Max Weber geprägte Begriff ist im vorliegenden Kontext zu verstehen als die Zusammenführung aller Tätigkeiten, welche Akteure Tag für Tag aktiv vollbringen, die individuelle Ordnung des Alltags der Individuen. Er zeigt sich als »Vermittlungskategorie zwischen gesellschaftlichen Normen und Institutionen auf der einen, individuellem Denken und Handeln auf der anderen Seite«. (Projektgruppe 1995: 9)

Raum mittels Blicken und Gesten sowie der Art der Distanzwahrung zu anderen Mitreisenden strukturieren.[7] (Simmel 1958)

Mögliche Konsequenzen für das Leben der Reisenden im Bahnabteil

In welcher Weise zeigt sich nun die Problematik für die beiden dargestellten Fallbeispiele Herr Schöneberg und Frau Berger? Wie erleben sie das Leben im Bahnabteil und gehen mit diesen Rahmenbedingungen um?

Die eigentliche Dienstleistung der Bahn – der Transport von A nach B – wird auch für Herrn Schöneberg und Frau Berger eher zur Nebensache des Bahnalltags, wenngleich sie formal die primäre Funktion darstellt. Wichtiger für die beiden arbeitsbedingt Reisenden ist die Zeit, die sie während der Fahrt (sinnvoll) nutzen können. Dabei hat sich ein breites Spektrum an Funktionszuweisungen etabliert. Es findet auch bei ihnen in dem öffentlichen Raum Bahnabteil eine räumliche Verschränkung der Tätigkeiten wie z.B. Schlafen, Essen, Arbeiten, Stricken, Lesen, Telefonieren statt, die nicht per se unproblematisch ist. Die »richtige« Atmosphäre müssen sie selbst aktiv arrangieren und verteidigen. Dies beginnt für beide bereits in der Wahl der Wagenklasse und des Sitzplatzes.

Sowohl Herr Schöneberg als auch Frau Berger bevorzugen es, für sich allein zu sitzen. Trotzdem fühlen sie immer auch die Privatheit anderer Reisender in unterschiedlicher Intensität und müssen diese aushalten und sich ein »passendes« Arrangement zurechtlegen. Frau Berger hat z.B. gern ihre Lieblingsmusik dabei, die sie per Kopfhörer jederzeit anhören kann. So stellt sie sich einen mentalen persönlichen Rückzugsraum her. Trotzdem nehmen sie als Mitreisende im gleichen Abteil unweigerlich und unfreiwillig an der Lebensführung anderer Reisender teil: Sie erfahren nicht selten (gerade bei Telefongesprächen) viel Persönliches über andere Mitreisende, ohne mit ihnen im direkten Kontakt gestanden zu haben und ohne sich dafür zu interessieren. Gerade das Phänomen der Interaktionsöffentlichkeit sorgt dafür, dass es sehr schwer möglich ist, sich Erzählungen von Sprechenden zu entziehen: Man muss einfach zuhören. Eine Konzentration auf die eigenen Angelegenheiten, die sie erledigen wollen, ist in dem Moment nicht (mehr) möglich. Während Herr Schöneberg sich diesem Schicksal ergibt, lässt sich Frau Berger ihrer Meinung nach unverhältnismäßige Ruhestörungen nicht gefallen. Sie ergreift entweder die Flucht oder begehrt gegen solche ›Störenfriede‹ auf. Gleich-

7 Goffman (1971) schlägt diesbezüglich sogar vor, den geschaffenen individuellen persönlichen Raum auch als Angriffsinstrument zu benutzen, um andere Individuen von den Plätzen zu vertreiben, die man selbst einnehmen möchte, indem man diesen Personen gerade aufdringlich in irgendeiner Weise auf den Leib rückt.

zeitig muss sich Frau Berger eingestehen, dass auch sie aufgrund ihres Anspruches nach Freiraum im Abteil in den Augen anderer Mitreisender als Störerin betrachtet wurde.

Resümierend stellt sich der Bahnalltag von Herrn Schöneberg und Frau Berger im Abteil als komplexes Arrangement dar. Es ist nicht immer einfach, konzentriert mobil arbeiten zu können. Die Rahmenbedingungen des Bahnfahrens, die sich von Fahrt zu Fahrt aufgrund der unterschiedlichen Zusammensetzung der Mitreisenden und deren Ansprüche ändern, müssen stets mitgedacht werden.

Ausblick: Entgrenzte Arbeitsräume als mobile Arbeitsorte

Es ist anzunehmen, dass der Prozess der Entgrenzung von Arbeit in Verbindung mit Mobilität Einfluss auf die Arbeitsorganisation der Erwerbstätigen nimmt. Dazu gehören beispielsweise neuartige entgrenzte Arbeitsräume, zunehmende Umlagerung von Arbeit in ›Zwischenräume‹, die sich institutionellen Kontrollen durch Arbeitgeber und auch von Betriebsräten entziehen. Mobiles Arbeiten ist hier als ein Zeichen von Flexibilität und Unabhängigkeit einerseits, aber auch verschiedener Belastungen wie unentwegtes, zeitloses Arbeiten, ständige Neuorientierung und Auseinandersetzung mit wechselnden Rahmenbedingungen andererseits zu betrachten.

Die Möglichkeit, im Zug arbeiten zu können, wird auch zukünftig für Erwerbstätige eine wichtige Rolle spielen. Es ist nahe liegend, dass gerade das Angebot, im Zug mobil arbeiten zu können, fortan die Entscheidung positiv beeinflusst, bei Arbeitsplatzwechseln zwischen Wohn- und Arbeitsort zu pendeln anstatt umzuziehen oder den Arbeitsplatz aufgrund der Entfernung abzulehnen. Die Zeit wird eher als Nutzzeit denn verlorene Zeit betrachtet. Die Zugfahrt dient dann ebenso als Puffer zwischen Arbeit und Familie wie als Vermittlungsinstrument zwischen diesen beiden Welten. Technische Entwicklungen von Kommunikationsmedien und auch bei der Zuginfrastruktur tragen dazu bei.

Für die Fahrt im Bahnabteil bedeutet es, dass Zugfahren bereits dadurch komplexer wird, dass mehr und mehr privater Alltag der einzelnen Reisenden eine Rolle spielt und man als individueller Akteur trotzdem versuchen muss, ein passendes Arrangement für sich zu finden.

Literatur

Blaich, Fritz (1974): »Der Einfluß der Eisenbahnpolitik auf die Struktur der Arbeitsmärkte im Zeitalter der Industrialisierung«. In: Hermann Kellenbenz (Hg.), Wirtschaftspolitik und Arbeitsmarkt. Bericht über die 4. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Wien am 14. und 15. April 1971, München: R. Oldenbourg, S. 86-109.

Böhle, Fritz (1999): »Entwicklungen industrieller Arbeit und Arbeitszeit. Umbrüche in der zeitlichen Organisation von Arbeit und neue Anforderungen an den Umgang mit Zeit«. In: Andre Büssing/Hartmut Seifert (Hg.), Die »Stechuhr« hat ausgedient. Flexiblere Arbeitszeiten durch technische Entwicklungen, Berlin: Sigma, S. 13-26.

Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hg.) (2005): Verkehr in Zahlen 2005/2006. 34. Auflage, Hamburg: Deutscher Verkehrs-Verlag.

Doyle, Judith/Nathan, Max (2002): Wherever next. Work in a mobile world, Loughton-Essex: CW Press.

Drexler, Toni (Hg.) (1999): Unterwegs aus Lust, aus Not und von Beruf. Dörfliche Mobilität im Wandel der Zeit, Fürstenfeldbruck: Bauernhofmuseum Jexhof (= Jexhofhefte 15).

Giddens, Anthony(1990): The Consequences of Modernity, Stanford: Stanford University Press.

Goffman, Erving (1971): Relations in Public. Microstudies of the Public Order, London: Allen Lane.

Goffman, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.) (2003): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag, Arbeit und Leben im Umbruch, Schriftenreihe zur subjektorientierten Soziologie der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft, Band 5, München-Mering: Rainer Hampp.

Grabitz, Ileana (2004): »Bahn startet Kampf für ein besseres Image«. Financial Times Deutschland vom 19.1. 2004.

Koenen, Elmar J. (2003): »Öffentliche Zwischenräume. Zur Zivilisierung räumlicher Distanzen«, In: Thomas Krämer-Bodani/Klaus Kuhm (Hg.), Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie, Opladen: Leske + Budrich, S. 155-173.

Kratzer, Nick (2003): Arbeitskraft in Entgrenzung. Grenzenlose Anforderungen, erweiterte Spielräume, begrenzte Ressourcen, Berlin: Edition Sigma.

Kratzer, Nick / Sauer, Dieter (2003): »Entgrenzung von Arbeit. Konzept, Thesen, Befunde«. In: Karin Gottschall/G. Günter Voß (Hg.), Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstä-

tigkeit und Privatsphäre im Alltag, München-Mering: Rainer Hampp, S. 87-124.

Moldaschl, Manfred (2001): »Herrschaft durch Autonomie- Dezentralisierung und widersprüchliche Arbeitsanforderungen«. In: Burkhart Lutz (Hg.), Entwicklungsperspektiven von Arbeit, Berlin: Akademie Verlag, S. 132-164.

Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hg.) (2003): Subjektivierung von Arbeit, München-Mering: Rainer Hampp.

Pongratz, Hans J./Voß, G. Günter (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen, Berlin: Sigma.

Poppitz, Angela (2007): »Work and Ride – Mobiles Arbeiten im Zwischen(Zeit)Raum Bahnfahren«, In: Michael Dick (Hg.), Mobilität als Tätigkeit. Annäherung an die Perspektive der Akteure, Lengerich: Pabst Sciences Publishers (im Druck).

Projektgruppe »Alltägliche Lebensführung« (Hg.) (1995): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung, Opladen: Leske und Budrich.

Schmalzl, Bernhard/Imbery, Holger/Merkl, Andreas (2004): »Mobile Office – Arbeit in Bewegung«. In: Bernhard Schmalzl (Hg.), Arbeit und elektronische Kommunikation der Zukunft. Methoden und Fallstudien zur Optimierung der Arbeitsplatzgestaltung. Berlin u.a.: Springer, S. 249-263.

Seifert, Hartmut/Welsch, Johann (1999): »Neue Technik und Arbeitszeiten in veränderten Arbeitswelten?«, In: Andre Büssing/Hartmut Seifert (Hg.), Die »Stechuhr« hat ausgedient. Flexiblere Arbeitszeiten durch technische Entwicklungen, Berlin: Sigma, S. 49-72.

Simmel, Georg (1958): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin: Duncker & Humblot [Erstausgabe: Leipzig 1908].

Sommer, Robert (1967): »Sociofugal Space«. American Journal of Sociology 71, S. 657-660.

Urry, John (2002): »Mobility and Proximity«. Sociology 36, S. 255-274.

Vedder, Günther (2001): Zeitnutzung und Zeitknappheit im mittleren Management, München-Mering: Rainer Hampp.

Vonderau, Asta (2003): Geographie sozialer Beziehungen. Ortserfahrungen in der mobilen Welt, Münster: Lit-Verlag.

Voß, G. Günter (1998): »Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft – eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 31, S. 473-487.

Weltraum-Körper. Die Inszenierung von weiblichen Captains und Action Girls in Science-Fiction-Fernsehserien

NADJA SENNEWALD

Der Weltraum, unendliche Weiten...

Für Körper im Weltraum hat sich viel geändert in den letzten 20 Jahren – zumindest, wenn es sich um die Inszenierung weiblicher Körper in Science-Fiction-Fernsehserien handelt. In den 1980er Jahren zählten Beverly Crusher und Deanna Troi in der Serie *Raumschiff Enterprise – Das nächste Jahrhundert* zwar bereits zu den ›Führungsoffizieren‹, füllten aber als Psychologin und Ärztin noch deutlich weiblich kodierte Funktionen aus. (Vgl. Scheer 2002: 22; Kanzler 2004: 168) Die Frauenfiguren der neueren *Star-Trek*-Serien[1] bekleiden inzwischen Positionen als Captains, Wissenschaftsoffizierinnen oder Chefingenieurinnen. Aus der Tatsache, dass es auf der Brücke der *Voyager* gleich mehrere Frauen in verantwortlichen Positionen gibt, leitet Robin Roberts sogar einen feministischen Subtext ab: »According to this future vision, women are in charge of scientific expeditions and projects, women are passionately engaged in the work of science, and science is practised from a feminist perspective.« (Roberts 2000: 285f.)

Science-Fiction-Serien sind, so die Ausgangsthese, besonders geeignet, mit der Geschlechterthematik auf spielerische oder sogar utopische Art und

1 Es existieren inzwischen fünf Serien aus dem *Star-Trek*-Kosmos: *Raumschiff Enterprise* (1966-1969), *Raumschiff Enterprise – Das nächste Jahrhundert* (1987-1994), *Deep Space Nine* (1993-1999), *Raumschiff Voyager* (1995-2001) und *Enterprise* (2001-2005). Die *Star-Trek*-Serien wurden in den USA produziert, weltweit ausgestrahlt und haben große Fan-Gemeinden. Zum Phänomen der sogenannten ›Trekkies‹ oder ›Trekkers‹ vgl. Anijar 2000; Bacon-Smith 1992; Brüdigam 2001; Jenkins 1992; Tulloch 1995.

Weise umzugehen, denn es findet eine dreifache Verschiebung der als Normalität definierten Gegenwart statt: eine zeitliche, eine räumliche und eine auf die Figuren bezogene. Dieses so andere Setting in der Zukunft, im Weltall und unter Aliens macht die Science Fiction zur idealen Oberfläche für alle Ausformungen gesellschaftlicher Fantasien und fordert zu neuen Konstellationen im Geschlechterverhältnis heraus.

Die Wirkung von medialen Geschlechterinszenierungen auf Menschen und deren Geschlechtsidentitäten ist durchaus umstritten. Ich vertrete eine Position, die davon ausgeht, dass in den Massenmedien keine Bilder erzeugt werden, die nicht sowieso schon Ausdruck eines kulturellen Konsenses sind. Medienprodukte sind kulturelle Manifestationen, in denen immer bestimmte Ideologien aufzufinden sind, also Systeme von Weltanschauungen, Grundeinstellungen und Wertungen, die an eine soziale Gruppe oder einen Kulturzusammenhang gebunden sind. Mediale Produkte wie Fernsehserien sind durch ihre massenhafte Verbreitung und ihre leichte und unterhaltsame Konsumierbarkeit ein besonders geeigneter Träger von dominanten gesellschaftlichen Vorstellungen und Praxen inklusive der Geschlechterideologie.[2] Und so bezeichnet auch der Cultural-Studies-Theoretiker Lawrence Grossberg die Produkte populärer Kultur als »wichtiges Feld der ideologischen Auseinandersetzung und [...] wichtigste Quelle für eine Ikonographie des Lebens der Menschen.« (Grossberg 1999: 216)

Im Folgenden sollen nach einer kurzen Einführung in die klassische Heldennarration zwei weibliche Figurentypen, ein ›Captain‹ und ein ›Action Girl‹, betrachtet werden. Als Beispiele dienen Captain Kathryn Janeway und Lieutenant B'Elanna Torres aus der Serie *Raumschiff Voyager*, in der sowohl die erste weibliche Captainsfigur als auch eine hohe Anzahl weiblicher Führungsoffiziere existieren.[3] Besondere Beachtung findet die Darstellung von Themen, die mit der Heldenrolle verknüpft sind, nämlich Macht, Autorität und die Ausübung von Gewalt. Hinzu kommen Bereiche, die in starkem Maße geschlechtsspezifisch kodiert sind, wie Partnerschaft, Elternschaft und Sexualität. Zentral ist die Frage, ob das Modell des männlichen Helden auf die weiblichen Captains und die Action Girls übertragen wird oder ob für diese neuen Figurentypen neue Regeln gelten.

2 Ideologie meint hier einen Zusammenschluss von Glaubenssätzen und Praxen, die ein Gemeinschaftsgefühl innerhalb einer beliebigen organisierten Gruppe von Menschen erzeugen. (Vgl. Green 1998: 15)

3 Die *Star-Trek*-ProduzentInnen kamen mit der Einführung eines weiblichen Captains der vehementen Forderung von *Star-Trek*-Fans nach, endlich eine Frau zur Hauptfigur zu machen. Diese Forderung bestand bereits für die Serien *Raumschiff Enterprise – Das nächste Jahrhundert* und für *Deep Space Nine*. Nach der humanistisch orientierten Ideologie von *Star Trek* existiert in der Zukunft keine Geschlechter-Diskriminierung mehr.

Die Heldenfigur

Die Rolle des Captains war bis vor kurzem dem klassischen männlichen Helden vorbehalten, einer Figur, der höchste Autorität, Kompetenz, Verantwortung und Entscheidungsmacht zugeschrieben wird. Der Captain als zentrale Heldenfigur trägt die narrative Pflicht, im Dienste des Guten die zu Beginn des Films oder der Fernsehepisode gestörte Ordnung immer wieder von neuem herzustellen. Das in Filmen und Fernsehserien oft reproduzierte Muster des männlichen, aktiven Helden und der passiven, hilflosen Frau reicht in der abendländischen Tradition bis zur griechischen Mythologie zurück: »The ›convention‹ cited by Freud (active/masculine) structures most popular narratives, whether film, folk-tale or myth [...], where this metaphoric usage is acted out literally in the story. Andromeda stays tied to the rock, a victim, in danger, until Perseus slays the monster and saves her.« (Mulvey 1989: 32)

Dabei kämpft der ›gerechte Krieger‹ für ein höheres Ziel, während die weibliche ›schöne Seele‹ entweder zu retten ist oder zu Hause bleibt und den Helden durch die Aufrechterhaltung der Infrastruktur in seinem gerechten Krieg unterstützt. Entspricht eine Frauenfigur diesem Typus nicht, ist sie Trägerin des sexualisierten Bösen und muss besiegt oder sogar vernichtet werden.[4] (Vgl. Early 2003: 1) Wie Gottfried Willems anmerkt, zeigen gerade der populäre Film und das Unterhaltungsfernsehen eine markante, höchst charakteristische Neigung zu den ältesten Formen des Heldentums. Gekennzeichnet sei diese durch die ›virtus‹ im ursprünglichen Sinne als Inbegriff männlicher Kämpferqualitäten wie exzeptioneller Körperkraft und unerschütterlicher Seelenstärke. (Vgl. Willems 1998: 326) Die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern sind in narrative Regeln so fest eingeschrieben, dass es einen entscheidenden Bruch mit erzählerischen Konventionen bedeutet, wenn die aktive Heldenfigur weiblich ist.

Captain Kathryn Janeway

Kathryn Janeway ist die erste weibliche Captains-Figur im *Star-Trek*-Kosmos. Bei *Star-Trek*-Fans ist die Figur nicht sehr beliebt. So hat sich eine regelrechte Kultur des ›Janeway-Bashings‹ in *Star-Trek*-Internet-Foren etabliert, die von Beschimpfungen bis zu Mord- und Vergewaltigungsphantasien reichen. (Vgl. Scheer 2002: 81ff.) Selbst Janeway-Fans machen auf ihren Internetseiten deutlich, dass sie Fans *trotz* Janeways Verhaltens in bestimmten Folgen sind. (Vgl. Scheer 2002: 84) Der Fan-Jargon »Bun of Steel« (Inness 1999: 116) für ihre Hochsteckfrisur erinnert nicht zufällig an die ›Iron Lady‹

4 Dieses narrative Schema wird ungebrochen reproduziert in der originalen *Star-Trek*-Serie *Raumschiff Enterprise* aus den 1960ern. (Vgl. Rainer 2000)

Margret Thatcher, denn damit wird Janeway als weiblicher Führungsperson metallene, also ›unnatürliche‹ Härte unterstellt.[5] Die Unbeliebtheit der Figur weist bereits auf Problematiken innerhalb der Inszenierung hin. Laut Helmut Lukesch werden in Fernseh-Narrationen typischerweise »durch viele subtile Botschaften die Positionen von Männern und Frauen differenziert dargestellt, zum Beispiel durch die ›Bestrafung‹ beruflichen Erfolgs von Frauen durch familiären Misserfolg [und] die Unfähigkeit von Frauen, Probleme selbst zu lösen.« (Lukesch 1999: 65) Die genannten Beobachtungen treffen auf die Figur Captain Kathryn Janeway durchaus zu.

Der familiäre Misserfolg von Captain Janeway äußert sich in der Unmöglichkeit, eine Partnerschaft einzugehen oder den Status der ›echten‹, d.h. biologischen Mutterschaft zu erlangen.[6] Janeways zwei Versuche, eine romantische und sexuelle Beziehung einzugehen, schlagen schnell fehl, wobei dies innerhalb der Narration damit begründet wird, dass sie als Captain kein Verhältnis zu einem rangniedrigeren Crewmitglied eingehen könne. (Für die männlichen Captains-Figuren war dies noch nie ein Problem!)[7]

Frappierend ist der Wandel von Janeways Körpersprache als Captain und als Privatperson, namentlich in autoritären und romantischen Situationen. Als Captain hat sie eine ausladende und raumgreifende Körpersprache (siehe Abb. 1). Sie stützt oft Beine oder Ellenbogen auf, um sich breiter zu machen, oder legt bei Besprechungen die Hand auf die Stuhllehnen ihrer Crew. Durch das Eindringen in den persönlichen Raum ihrer Untergebenen markiert sie ihre Macht über sie. In den Holo-Romanen[8] dagegen begibt sie sich vorzugsweise ins 19. Jahrhundert, trägt lange, hochgeschlossene Kleider, einen Dutt und ist Gouvernante oder Lehrerin (siehe Abb. 2). Beim Flirt mit einer holographischen, d.h. virtuellen Figur nimmt sie eine betont feminine Körperhaltung ein. So schlägt sie die Beine übereinander, legt den Kopf kokett schräg und kichert. In ihrer Rolle als Captain ist ihre Körpersprache eher männlich kodiert. Erst in der romantischen Bezugnahme auf ein männliches Wesen wird sie in ihrer Körpersprache als ›typisch weiblich‹ gezeigt.

Janeways Handlungen werden oft als Fehlentscheidungen markiert, die durch die Handlungen ihrer männlichen Führungsoffiziere zurechtgerückt werden müssen. Als Grund für Janeways heldische Unzuverlässigkeit wird immer wieder ihre ›psychische Unberechenbarkeit‹ dargestellt, die zu emo-

5 Die *Star-Trek*-Macher begegneten dem mit einer ›weicheren‹ ergo ›weiblicheren‹ Frisur für Janeway ab der vierten Staffel.

6 Dass sie sich tatsächlich Kinder jenseits der holographischen Ersatzmodelle und jenseits mütterlicher Gefühle einzelnen Crewmitgliedern gegenüber wünscht, wird z.B. in der Voyager-Episode VOY 3x11 *Die Q-Krise* thematisiert.

7 So geschehen in VOY 6x11 *Fair Haven* und in VOY 7x16 *Die Arbeiterschaft II*.

8 Holo-Romane sind virtuelle, interaktive Spielumgebungen, die von der Crew in ihrer Freizeit genutzt werden.

tionalen Extremen führt (z.B. Depressionen, Rache- oder Schuldgefühlen), die sie wiederum zu irrationalen Handlungen treiben.

Abb. 1: Janeway mit Crew



Aus: VOY 5x15: Das ungewisse Dunkel I

Abb. 2: Janeway beim Flirten



Aus: VOY 6x11: Fair Haven

Die depressive Janeway weigert sich in der Episode *Nacht*[9] – ohne Uniform und mit strähnigen Haaren – die Verantwortung für Schiff und Crew zu übernehmen. Auffällig ist, dass die Derangiertheit (auch bei anderen weiblichen Figuren) immer vor allem an den Haaren festgemacht wird, die als Zeichen für sittsame oder erotisierte und daher auch ›ordentliche‹ oder ›unordentliche‹ Weiblichkeit gelten. (Vgl. Mühlen Achs 2003: 96)

Dass Janeway in diesem Zustand keine Uniformjacke trägt, ist ebenfalls symptomatisch. Sobald sie ihre Uniform ablegt, tritt sie aus dem klar gegliederten Ordnungsmodell Sternenflotte heraus und verliert ihre soziale Identität (vgl. Richard/Mentges [o.J.]), d.h. ohne Uniform ist sie kein Captain mehr, allein diese verleiht ihr Autorität und Legitimation zur Machtausübung. Dies bestätigt sich zum Beispiel in der Doppelfolge *Die Arbeiterschaft*,[10] in der Janeway unter Gedächtnisverlust leidet und die Idee, Captain zu sein und die Verantwortung für ein Raumschiff innezuhaben, als absurd ablehnt. Ganz anders die männlichen Captains (z.B. Captain Jean-Luc Picard),[11] die in ähnlichen Situationen, in denen ihr Gedächtnis gelöscht wurde, sich trotzdem verhalten wie Helden und Schiff und Crew retten. Warum es diesen geschlechtsspezifischen Unterschied in der Verknüpfung von Macht und Uniform gibt, lässt sich durch eine entscheidende Funktion, die dem/der Träger/in der Uniform symbolisch zukommt, erklären: Die Militäruniform bezeichnet »Hierarchie und Zugehörigkeit zu einer traditionell männlichen Gruppe […], deren Funktion den legitimen Gebrauch von Gewalt beinhaltet.« (Steele 1996: 184)

9 VOY 5x01: Nacht.
10 VOY 7x15/16: Die Arbeiterschaft I/II.
11 TNG 5x14: Mission ohne Gedächtnis.

Sobald Janeway die Uniform ablegt, ist sie kein Mitglied dieser Gruppe mehr. Männliche Captains dagegen bleiben auch ohne Uniform Mitglied einer Gruppe, die legitimiert Gewalt anwenden darf: sie sind männliche Heldenfiguren, die ebendies aufgrund narrativer und kultureller Konventionen dürfen.

Wenn Captain Janeway wiederholt dem Zustand der äußeren und inneren Unordnung gleichgesetzt wird, leitet sich daraus logischerweise ab, dass sie nicht dafür prädestiniert ist, den Zustand narrativer Ordnung wiederherstellen zu können. Oder anders formuliert: Janeway ist deshalb keine geeignete Garantin für die narrative Ordnung, weil sie selbst die Störung der narrativen Ordnung *ist*.

In der Analyse Janeways wird deutlich, dass Macht nicht neutral, sondern vergeschlechtlicht ist. Janeway als weibliche Autoritätsfigur muss scheitern, denn die Konzeption der Figur versucht, aus alten Frauenbildern ein positives Bild von Frauen und Macht zu generieren, was nicht gelingen kann. Janeway changiert zwischen dem Modell der ›guten Mutter‹ und dem der ›alten Jungfer‹, kommt durch zweifelhafte moralische Entscheidungen und Rachegelüste vereinzelt nahe an die ›Hexe‹ heran und versucht die ›Hure‹ durch ein unglückliches Liebesleben zu vermeiden. Die Figur Janeway scheitert als Captain, weil sie auf alten stereotypen Frauenmodellen basiert, innerhalb derer jeweils nur ein ganz bestimmter, genau eingegrenzter Zugang zur Macht vorgesehen ist, zum Beispiel die Macht der Mutter über die Kinder oder die Macht der Verführerin über den Mann. Da öffentliche Macht nicht vorgesehen ist, kann es Janeway – typisch Mutter – niemandem rechtmachen. Sie wird als heldische Figur demontiert, indem ihre Irrationalität und Unzurechnungsfähigkeit dargestellt und ihr Machtanspruch delegitimiert werden.[12]

12 Dem Muster Janeways folgt auch die Figur Captain Beka Valentine aus der Serie *Andromeda* (USA 2000-2005). Als die einzig erfolgreiche weibliche Captains-Figur in den von mir untersuchten Serien kann Captain Elizabeth Lochley gelten (*Spacecenter Babylon 5*, USA 1994-1998 und *Babylon 5 Crusade*, USA 1999). Sie ist keine Mutterfigur, gegen die sich aufgelehnt und gegen die sich emanzipiert werden muss, sondern »one of the boys«. (Fine 1987: 132ff.) Laut Gary Alan Fine müssen Frauen, die in männlichen Zusammenhängen akzeptiert werden wollen, sich die Regeln männlicher Interaktion aneignen, die bestimmte Rituale der Dominanz beinhalten. Lochleys Status als Captain wird wiederholt von männlichen Figuren in Frage gestellt, aber sie schmiedet Allianzen in Ritualen, zu denen sie herausgefordert wird und in denen sie sich als Führungskraft beweist. Ihr Status als Captain ist also auch kein ›natürlicher‹, sondern muss immer wieder aktiv hergestellt werden.

Action Girls

Einen neuen Prototyp weiblicher Hauptfiguren stellen die Action Girls dar. (Vgl. Sennewald 2007: 104ff.) Das Phänomen weiblicher Action-Figuren entwickelte sich parallel in Computerspielen, Hollywoodfilmen und Fernsehserien. Populäre Figuren wie Lara Croft, Xena[13] oder Buffy[14] leiteten Mitte der 1990er den Boom der Action Girls ein.[15] Wie das stilbildende Muster Lara Croft zeichnen sich die Action Girls durch hohe sexuelle Attraktivität, große Aggressivität, Konfliktbereitschaft, körperliche Stärke, Meisterschaft in diversen Kampfkünsten und den strategischen Einsatz von Technologie für ihre Zwecke aus. Dies macht sie nicht nur zu idealen Handlungsträgerinnen, sondern weist ihnen Eigenschaften zu, die sonst ausschließlich männlichen Helden zugedacht wurden. (Vgl. Neuhaus/Wallenborn 2002: 233, 237; Hopkins 2002: 3f.)

Der Unterschied zu den weiblichen Captains ist, dass sie zwar in Teilbereichen ihren männlichen Kollegen oder Vorgesetzten überlegen sind (z.B. an Körperkraft oder technischem Wissen), aber im Gegensatz zu Captain Janeway niemals Anspruch auf absolute Autorität und Macht erheben. Action Girls sind weder die moralisch integren Figuren wie die männlichen Helden, noch repräsentieren sie das (›weiße‹) Ideal unschuldiger, weiblicher Reinheit wie die passiven Heroinen der Vergangenheit. Wie Susan Hopkins feststellt, ist ›the new girl hero‹ eine Anti-Heldin: »She is everything the traditional heroine was not supposed to be. Where the traditional heroine is dutiful, gentle and invariably ›good‹, the new girl hero thrives on sexual and moral ambiguity.« (Hopkins 2002: 3)

Soweit bekannt, hatten alle Action Girls eine schwere Kindheit und/oder Jugend.[16] Die deviante Vergangenheit der Action Girls dient dazu, eine biographische Begründung für die hohe Bereitschaft zu körperlicher Gewalt und zu aktiver Handlungsfähigkeit zu konstruieren.[17] Vormals auf der ›schlechten‹

13 Xena. USA 1995-2001.

14 Buffy – Im Bann der Dämonen. USA 1997-2003.

15 Die Produkte populärer Kultur haben meist Vorläufer, »auf die sie sich beziehen und die sie selbst wiederum beeinflussen. Ihre Bilder besitzen damit eine ästhetische Geschichte, die ständig weiter produziert und fortgesetzt wird.« (Richard 2004: 23) Und so hat auch dieser neue Typus der kriegerischen Frauen Vorgängerinnen, die von Serienheldinnen der 1960er und 1970er Jahre (*Emma Peel*, *Wonder Woman*, *Charlie's Angels*, *Bionic Woman*) bis zu den Heldinnen der amerikanischen Western-Groschenromane des 19. Jahrhunderts zurückreichen (wie Calamity Jane oder Anne Oakley). (Vgl. Early/Kennedy 2003: 125ff.; Inness 2004: 2)

16 Typisch sind eine Kindheit als Waise oder Halbwaise, gepaart mit starken Diskriminierungserfahrungen und eine kriminelle Jugend mit Drogenabhängigkeit.

17 Das gleiche Phänomen stellt Birgit Richard bei einer Untersuchung weiblicher Computerspielfiguren fest. (Vgl. Richard 2004: 45; 66f.)

oder zumindest zweifelhaften Seite, stellen sie nun ihre Kräfte in den Dienst des Guten. Auf der Seite des Guten befinden sie sich, da sie einer militärischen Struktur beitraten, Disziplin erlernten und sich entschlossen, sich von nun an ›höheren Zielen‹ zu widmen, repräsentiert durch die Ideologie der militärischen Organisation, für die sie arbeiten.

Die Action Girls weisen nicht nur ähnliche Biographien, sondern auch eine ähnliche Ikonographie auf: Ein häufig wiederholtes Bild ist das des Action Girls, das seine Uniformjacke auszieht, bevor es sich in gefährliche Situationen oder in Situationen körperlicher Gewaltanwendung begibt. Mit der Uniformjacke entledigen sich die Action Girls symbolisch der Ordnung der militärischen Struktur, der sie unterstehen. Das Abstreifen der Uniform ist nicht nur innerhalb der Narration relevant, sondern bedeutet auch ein Abstreifen der symbolischen (Geschlechter-)Ordnung insgesamt, da sich das Action Girl im Action Modus außerhalb der Grenzen der heldischen Erzähltradition befindet. Das Action Girl im Tank Top ist nicht mehr die Vertreterin einer übergeordneten militärischen Organisation, an deren Regeln sie gebunden ist, sondern der/die vogelfreie ›lonesome hero‹, was sie zur selben Zeit ungeschützter macht und stärker werden lässt.

Die Oberarmmuskulatur wird durch das Tragen der Tank Tops in Kampfsituationen erotisiert, steht aber gleichzeitig als Chiffre für herausragende körperliche Stärke. Hier ist eine Neudefinition von attraktiver weiblicher Körperlichkeit festzustellen: statt Brust oder Po wird die Oberarmmuskulatur erotisch aufgeladen. Das veränderte weibliche Körperideal lässt sich auf die Sport- und Fitnesswelle der 1990er Jahre zurückführen. Während vormals weibliche Schönheit im Kontrast zum männlichen Körper definiert wurde und alle männlich codierten Attribute am weiblichen Körper verpönt waren, ist inzwischen ›Sportlichkeit‹ (und deren visueller Beleg, die sichtbare Muskulatur) »zu einem bedeutsamen Stilelement ästhetischer und erotischer Körperinszenierungen von Frauen geworden.« (Rose 1997: 129)

Trotzdem gilt das Schönheitsideal ›schön, schlank, heterosexuell, sexy, begehrenswert‹ nach wie vor für weibliche Serienheldinnen, denn alle untersuchten Action Girls sind außerordentlich attraktive, auf unterschiedliche Art und Weise ›weiblich‹ wirkende Frauen. Auch werden die Action Girls (wie fast alle weiblichen Figuren) durch den Blick der Kamera in bestimmten Szenen als Sexualobjekte gezeigt. Ihre Kleidung ist jedoch nicht übermäßig sexualisiert, d.h. sie ist weder extrem eng anliegend noch zeigt sie viel Haut.

Die radikale Neuerung, die die Action Girls bedeuten, besteht in einer grundsätzlich anderen Darstellung von Frauenkörpern, die tatsächlich unabhängig von Kostüm, Maske und der physischen Beschaffenheit der Schauspielerin wirkt. Wie Philip Green bemerkt, wurden traditionellerweise ausschließlich männliche Körper als stark und unverwundbar dargestellt: »Traditionally in culture it is the *male* body that is strong and invulnerable; the fe-

male body fragile and needing the male's protection.« (Green 1998: 183 Herv. i. Org.) Die Feststellung, dass weibliche Stärke auch in überlegener Körperkraft bestehen kann, stellt den Mythos der dem Mann unterlegenen Frau grundsätzlich infrage, da diese Unterlegenheit immer auch körperlich begründet und definiert wurde. Mit der Darstellung von Frauen, die Männern körperlich überlegen sind, wird die grundsätzliche, als naturhaft in den Körper eingeschriebene Unterlegenheit ad absurdum geführt. Doch einen teilweisen Backlash gibt es: Um die körperliche Stärke zu relativieren, so zeigt eine Analyse der Action Girls, wird die ›psychische‹ Unterlegenheit der Frau betont, naturalisiert und kleinteiligst in den Körper eingeschrieben. Was früher die minderwertigen weiblichen Muskeln waren oder die empfindlicheren inneren Organe, wird nun in einem letzten Versuch der Naturalisierung von weiblicher Schwäche ›den Genen‹ oder ›den Hormonen‹ zugeschrieben.

B'Elanna Torres

Ein Beispiel hierfür ist B'Elanna Torres, Chefingenieurin auf der *Voyager* und Mensch/Klingone-Hybridin. Torres' klingonische ›Gene‹ werden auf unterschiedliche Art und Weise pathologisiert. Nicht nur für ihre körperliche Aggressivität und psychische Unberechenbarkeit, auch für ihre wilde ›klingonische‹ Sexualität sollen sie zuständig sein. Besonders deutlich gezeigt werden kann dies anhand der Episode *Pon Farr*.[18] Torres infiziert sich durch eine Berührung bei einem vulkanischen Crew-Mitglied mit dessen ›Pon Farr‹, dem vulkanischen Paarungszyklus, der das unkontrollierbare, instinkthafte Bedürfnis nach sofortiger sexueller Aktivität zur Folge hat. Der pathologische Zustand bricht aus, während sie sich mit dem ›weißen‹ Menschen-Mann Tom Paris auf Außenmission befindet. Es wird mehrfach erwähnt, dass Torres aufgrund ihrer klingonischen Herkunft vermutlich besonders empfänglich für eine Ansteckung mit animalischem sexuellen Verlangen ist. In dieser Folge zeigt sich sehr deutlich, wie der ethnisch markierten Frau bestimmte Vorstellungen von Sexualität angedichtet werden. Dass sich die Krankheit ausgerechnet in Torres' Blut breitmacht, ist nicht verwunderlich, denn ›Blut‹ war im rassistischen Diskurs, so Richard Dyer, für die Trägerschaft angeblich unterschiedlicher Merkmale zwischen ›weißen‹ und ›nicht-weißen‹ Menschen zuständig, bevor ›die Gene‹ es wurden: »The concept of racial blood came to dominate definitions of race by the end of the nineteenth century in the USA, just as genetics has in the twentieth.« (Dyer 2004: 24) Als die Hormone zu wirken beginnen, knurrt Torres und beißt Tom Paris (zu diesem Zeitpunkt sind die beiden noch kein Paar) in die Wange. Klingonische ›Paarungsrituale‹ werden animalisiert, sowohl durch ihre Bezeichnung als ›Paarungsritual‹ (und

18 VOY 3x16: Pon Farr.

nicht z.B. als sexuelle Praktiken) als auch durch Torres' raubtierähnliches, instinkthaft dargestelltes Verhalten. Klingonische Sexualität wird als gefährlich und unkontrollierbar dargestellt. Torres versucht Paris dazu zu bewegen, mit ihr zu schlafen. Die Terminologie verbleibt im Tierhaften: »Ich habe Ihren Geruch aufgenommen, Tom. Ich habe Ihr Blut geschmeckt. [...] Sie wissen ja nicht, wie stark, wie hart es ist, dieses Bedürfnis zu bekämpfen.«[19] Torres hat ihre Uniformjacke ausgezogen und trägt ihr oberarmfreies Tank Top. Sie schwitzt und ist verdreckt, ihre Körperlichkeit wird betont. Ihren sexuellen Trieben ist sie so hilflos ausgeliefert wie ein Tier, atmet schwer, stöhnt und springt Paris schließlich an. Er lässt sich zwar zu einem Kuss hinreißen, verweigert sich ihr aber mit der Argumentation, er sei ein Freund und dürfe ihre Lage nicht ausnutzen. Sein Verhalten ist sehr atypisch, denn der Schürzenjäger Paris machte in vielen vergangen Episoden Torres Avancen, die wiederum sie zurückwies. Wie Uta Scheer feststellt, ist Tom Paris in dieser Episode »[...] das Paradebeispiel des disziplinierten weißen Mannes, der *nicht* vergewaltigt.« (Scheer 2002: 103 [Herv. i. Org.]) Tom Paris ist repräsentativ für das rational kontrollierte und kontrollierende ›weiße‹, männliche Subjekt. Seine rationale Verweigerung macht Torres' hormonell ausgelieferten Zustand um so deutlicher. B'Elanna Torres Inszenierung als sexuell unersättliche, unkontrollierte und vor allem animalische ›nicht-weiße‹ Frau, bedient das Stereotyp der ›schwarzen‹ Frau, wie es im populären westlichen Diskurs des 19. Jahrhunderts gang und gäbe war. (Vgl. Scheer 2002: 100) Schließlich befiehlt Sicherheitsoffizier Tuvok Tom, Geschlechtsverkehr mit Torres zu haben, um ihr das Leben zu retten, denn »wenn sie das Pon Farr nicht auflöst, wird sie sterben.«[20] Die Vorstellung einer Frau, die sexuell so desperat ist, dass sie Sex haben oder tatsächlich sterben muss, bedient die Phantasie der Nymphomanin, der sexuell unersättlichen Frau. Wie Sander L. Gilman nachweist, geht die Verknüpfung der schwarzen Frau als »primitive, and therefore more sexually intensive« (Gilman 1985: 83) auf den kolonialen Diskurs des 18. und 19. Jahrhunderts zurück, der durch die damaligen naturwissenschaftlichen Methoden die Überlegenheit der ›weißen Rasse‹ und die Unterlegenheit der ›schwarzen Rassen‹ zu belegen und damit den kolonialen Anspruch zu legitimieren versuchte.[21]

19 VOY 3x16: Pon Farr.

20 VOY 3x16: Pon Farr.

21 Wie Sander L. Gilman aufzeigt, galten die sezierten Geschlechtsorgane einer einzigen afrikanischen Frau als Beleg für die sexuelle Differenz ›nicht-weißer‹ Frauen. »If their sexual parts could be shown to be inherently different, this would be a sufficient sign that blacks were a separate (and, needless to say, lower) race.« (Gilman 1985: 89) Wie Sander L. Gilman anmerkt, wurden männliche Sexualorgane und Sexualität im Unterschied zur weiblichen nicht pathologisiert, was ihn schlussfolgern lässt, dass mittels des Diskurses über die ›schwarze‹ Frau weibliche Sexualität generell pathologisiert wurde.

Nachdem sich B'Elanna Torres schließlich – als Hablklingonin wesentlich stärker als Menschen – einen Faustkampf auf Leben und Tod mit dem Vulkanier (ebenfalls stärker als Menschen) geleistet hat und siegreich daraus hervorgegangen ist, bricht sie in den Armen Tom Paris' zusammen (Abb. 3 u. 4). Das Bild der starken, für ihre eigene ›Ehre‹ kämpfenden Torres wird gleich darauf aufgehoben durch eine vertrautere Ikonographie: Die geschwächte ›gerettete‹ Frau in den Armen des Mannes. Solch ein ›Eindämmungsbild‹ relativiert die Zurschaustellung weiblicher Überlegenheit, indem kurz darauf der körperliche und/oder psychische Zusammenbruch der Figur gezeigt wird. In diesem Fall findet die Eindämmung besonders gründlich statt, denn nicht nur Paris, auch Tuvok und Chakotay scharen sich besorgt um Torres und bilden visuell ein Dreieck männlicher Aktivität um die nun völlig passive Torres. Auf ihre sexuell dominante Rolle und die Präsentation ihrer körperlichen Stärke im Kampf folgt die völlige Kontrollabgabe an Tom Paris. Die Darstellung ihrer relativen Schwäche in Bezug auf Paris ist notwendig und stellt das narrative Gleichgewicht der Heldengeschichte wieder her. Paris wird so wieder aufgewertet, die Relevanz seiner männlichen Rolle affirmiert. Dies ist narrativ auch entscheidend für die Attraktion zwischen Torres und Paris, denn es ist undenkbar für die Erzählkonvention von *Star Trek*, dass Torres einen Mann attraktiv fände, der in jeder Hinsicht schwächer ist als sie.

Abb. 3: Torres kämpft



Aus: VOY 3x16: Pon Farr

Abb. 4: Torres nach dem Kampf



Aus: VOY 3x16: Pon Farr

Paris' und Torres' spätere Verbindung und Ehe führt zu einer ›Zähmung‹ der wilden Klingonin, was sich bereits in *Pon Farr* abzeichnet. Durch ihre Partnerschaft lernt sie, sowohl ihre klingonische Seite zu akzeptieren als auch sie zu kontrollieren. Aus dem Action Girl wird eine liebende Ehefrau und vorbildliche Mutter in spe. In der letzten *Voyager*-Folge[22] wird die einst so waghalsige wie aktive Torres vollends auf die Mutterrolle reduziert. Sie arbeitet

22 VOY 7x26: Endspiel II.

zwar noch hochschwanger im Maschinenraum, liegt aber ausgerechnet dann in den Wehen, als die *Voyager* ihren dramatischen Endspurt zurück zur Erde antritt. Tom Paris ist bei der Geburt nicht anwesend, sondern fliegt als ›bester Pilot‹ seine neue Kleinfamilie sicher nach Hause. Torres' Abenteuer besteht im (nicht weiter gezeigten) Gebären, das der restlichen Crew in einer letzten erfolgreichen Schlacht gegen ihre Erzfeinde und dem Endspurt nach Hause.

Fazit

Wie sich in der Analyse der weiblichen Captains und der Action Girls herausgestellt hat, ist nicht nur relevant, *dass* Frauen in Machtpositionen, in vormals männlich kodierten Berufen und vor allem in handlungstragenden Rollen gezeigt werden, sondern vor allem, *wie* sie dargestellt werden. Die auf den ersten Blick ›starke‹ Frauenfigur Kathryn Janeway wird konsequent narrativ und visuell degradiert und demontiert, weibliches Scheitern in Machtpositionen subtil bewiesen und damit ein traditionelles Rollenbild von männlicher Überlegen- und weiblicher Unterlegenheit hintenherum bestätigt.[23] Hier trifft der Kommentar von Joanna Russ, die Anfang der 1980er Jahre das Thema Frauen und Macht in der Science Fiction untersuchte, immer noch zu: »The purpose of the story is to show that women cannot handle power, ought not to have it, and cannot keep it. This is the natural order of things.« (Russ 1980: 2)

Wertet man die Entwicklung der Figuren über die gesamten Serien hinweg aus, ist auch bei den Action Girls eine narrative Demontage festzustellen. Diese geht schleichend vor sich, indem sie zu Partnerinnen in heterosexuellen Beziehungskonstellationen werden, zu Müttern und Ehefrauen, gefolgt von einer Abschwächung ihrer aktiven Rolle in der Serie.

Die narrative Demontage der Action Girls ist eine direkte Folge ihres Verstoßes gegen die sexuelle Ordnung: »The sexual order is not just a family order. It is also a moral order, and in the most frequently encountered version of that moral order, no matter how worthy the cause, female aggression [...] is female transgression.« (Green 1998: 64) Die ›Zähmung‹ der Action Girls verdeutlicht, dass die Zurschaustellung körperlicher Aggression durch Frauen immer noch eine Grenzüberschreitung darstellt, die – wenn auch subtil – bestraft werden muss. Trotzdem, die Umkehrung des typischen Bildes der Frau als Opfer/Objekt von Gewalt in die Frau als Täterin/Subjekt von Gewalt ist eine Errungenschaft der Action Girls. Das alte Frauenmodell der schutzlosen, ausgelieferten ›damsel in distress‹ wurde jedoch nicht durch das Action Girl

23 Ähnlich bei Captain Beka Valentine aus der Serie *Andromeda*; allein Captain Elizabeth Lochley aus *Spacecenter Babylon 5* und *Babylon 5 Crusade* ist eine glaubwürdige weibliche Captains-Figur, u.a. weil sie auch Merkmale des Action Girls aufweist. (Vgl. Anm. 12)

abgelöst, sondern beide bestehen nebeneinander, manchmal sogar in derselben Figur.

Die Feststellung »Star Trek is largely a product of the dominant culture« (Chvany 2002: 114) gilt nicht nur für *Star Trek*, sondern für alle Fernsehserien, da massenmediale Produkte Ausdruck eines kulturellen Konsenses darstellen (müssen), um so viele KonsumentInnen wie möglich zu interessieren. Folglich sind in den untersuchten Serien immer bestimmte ideologisch geprägte Vorstellungen von gesellschaftlicher ›Normalität‹ enthalten. Der uneingeschränkte Repräsentant dieser Normalität bleibt der ›weiße‹, männliche Held.[24] Alle Figuren, die jenseits des Normmodells liegen, weil sie nicht ›weiß‹, nicht männlich oder nicht menschlich sind, werden als die ›Anderen‹ markiert, die es in das dichotome System der Zweigeschlechtlichkeit einzupassen gilt. Die Formen dieses ›Othering‹ sind sehr flexibel. Die Einpassung in die ›Normalität‹ geht jedoch immer gleich vonstatten, nämlich mit Hilfe der »ideological closure«. (Green 1998: 19) Die zeitgenössische ›ideological closure‹ ist »the theme of the transformation of independent women into dependent members of a heterosexual dyad.« (Green 1998: 28) Das Motiv der domestizierten Frau findet sich, wie bereits dargestellt, in der Demontage und Zähmung der weiblichen Heldenfiguren. Auch Laura Mulvey bestätigt in einer Untersuchung von Western-Filmen,[25] dass die Hochzeit bzw. die Ehe häufig als ritualisiertes Ende der Narration vorzufinden ist, um ›das Erotische‹, verkörpert durch die Frau, zu bannen: »In a Western working within these conventions, the function ›marriage‹ sublimates the erotic into a final, closing, social ritual. This ritual is, of course, sex-specific, and the main rationale for any female presence in this strand of the genre.« (Mulvey 1989: 34f.)

In der visuellen Kultur werden drei spezifische Varianten idealer sozialer Harmonie produziert: Die Familie und die daraus folgende Notwendigkeit konventionellen (heterosexuellen monogamen) häuslichen Lebens, die Gemeinschaft und die Nation.[26] (Vgl. Green 1998: 28) Die Figuren werden dem-

24 Eine vergleichende Untersuchung der Inszenierung männlicher Captains siehe: Sennewald 2007: 53ff.

25 *Star Trek* ist laut Karen Anijar eine in das Weltall verlagerte Western-Erzählung. Der Western habe dabei identitäre Funktion, denn er sei die vielleicht einzige mythische Erzählung des ›weißen‹ Amerika. »The Western is invoked frequently to define civic America (or to create a national identity).« (Anijar 2000: 219) Star Trek transportiert den Gründungsmythos der USA in die Zukunft, indem es aus dem ›Trek West‹ ›Star Trek‹ macht. Aus der ›Wild Frontier‹ wird die ›Final Frontier‹, die irrationalen Wilden, denen die rationale Zivilisation gebracht werden muss, damit auch sie sich weiterentwickeln können, sind nicht mehr die ›Indianer‹, sondern die ›Aliens‹.

26 Alle drei Varianten finden sich in den Serien wieder: Die Familie steht dabei für sich selbst, die jeweilige Crew für die Gemeinschaft und für die Nation der übergeordnete politische Verbund wie ›Die Sternenflotte‹, wobei allen gemeinsam ist, dass sie soziale Formierungen der herrschenden Ordnung darstellen.

nach idealerweise nicht nur in die ›heterosexuelle Dyade‹, sondern auch in deren soziale Reproduktionsstätte, die Familie, eingebunden. Die Crews werden zwar als Ersatzfamilien bezeichnet, aber gleichzeitig als ungenügend gekennzeichnet. Die Einbindung in eine Familienkonstellation wird als konstitutiv für das menschliche oder vermenschlichte Subjekt begriffen.[27]

Trotz alledem lässt sich am Beispiel der Action Girls feststellen, dass sich Veränderungen in der Inszenierung von Geschlecht in der populären Kultur zeigen. Daran wird deutlich, wie fluide die Kategorien ›weiblich‹ und ›männlich‹ sind und wie leicht diese Kategorien neue kulturelle Phänomene in die binäre Geschlechterlogik integrieren können. Dies beweist, dass Verschiebungen im Geschlechterverhältnis stattfinden, auch wenn dieser Prozess als bedrohlich markiert wird und durch verschiedene narrative und visuelle Strategien in tradierte Normalmodelle zurückgeführt wird. Auch wenn sie sich schnell wieder verflüchtigen, gibt es dennoch Figuren, die kurze Widerständigkeiten gegen normative Vergeschlechtlichung zeigen.

27 Selbst Alien-Figuren, die nicht menschlich sind und kein Geschlecht besitzen, das als naturhaft vorhanden behauptet werden könnte, gehen Vater-Sohn-ähnliche Bindungen zu ihrem Schöpfer bzw. zu ihrem Entdecker ein. (Vgl. Sennewald 2007: 163ff., 228ff.)

Literatur

Anijar, Karen (2000): Teaching toward the 24th Century. Star Trek as Social Curriculum, New York; London: Falmer Press.

Bacon-Smith, Camille (1992): Enterprising Women. Television Fandom and the Creation of Popular Myth, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

Barr, Marleen S. (Hg.) (2000): Future Females, The Next Generation. New Voices and Velocities in Feminist Science Fiction Criticism, Lanham, Boulder, New York, Oxford: Rowman & Littlefield.

Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten (Hg.) (1999): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg: Dietrich zu Klampen Verlag

Brüdigam, Ulf (2001): Strukturale Aspekte moderner Bildungsprozesse. Das Beispiel der Star-Trek-Fans, Opladen: Leske + Budrich.

Chvany, Peter A. (2002): »Do we look like Ferengi capitalists to you? Star Trek's Klingons as Emergent Virtual American Ethnics«. In: Henry III Jenkins/Tara McPherson/Jane Shattuc (Hg.), Hop on Pop. The Politics and Pleasures of Popular Culture, Durham; London: Duke University Press, S. 105-121.

Dölling, Irene/ Krais, Beate (Hg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Dyer, Richard (2004): White, London; New York: Routledge.

Early, Frances/Kennedy, Kathleen (2003): »Introduction. Athena's Daughters«. In: Frances Early/Kennedy Kathleen (Hg.), Athena's Daughters. Television's New Women Warriors: Syracuse; New York: Syracuse University Press, S. 1-10.

Fine, Gary Alan (1987): »One of the Boys. Women in Male-Dominated Settings«. In: Michael S. Kimmel (Hg.), Changing Men. New Directions in Research on Men and Masculinity, Newbury Park, London, New Dheli: Sage, S. 131-147.

Gilman, Sander L. (1985): Difference and Pathology. Stereotypes of Sexuality, Race and Madness, Ithaka; London: Cornell University Press.

Green, Philip (1998): Cracks in the Pedestal. Ideology and Gender in Hollywood, Amherst: University of Massachusetts Press.

Grossberg, Lawrence (1999): »Zur Verortung der Populärkultur«. In: Roger Bromley/Udo Göttlich/Carsten Winter (Hg.), Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg: Dietrich zu Klampen Verlag, S. 215-236.

Heller, Lee E. (1997): »The Persistance of Difference: Postfeminism, Popular Discourse, and Heterosexuality in Star Trek: The Next Generation« Science Fiction Studies 24, S. 226-244.

Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750-1850, Frankfurt/M; New York: Campus.

Hopkins, Susan (2002): Girl Heroes. The New Force in Popular Culture, Annandale: Pluto Press Australia.

Hügel, Hans-Otto (Hg.) (2003): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen, Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.

Inness, Sherrie A. (1999): Though Girls. Women Warriors and Wonder Women in Popular Culture, Piladelphia: University of Pennsylvania Press.

Jenkins, Henry III (1992): Textual Poachers. Television Fans & Participatory Culture, London; New York: Routledge.

Kaiser, Gerhard R. (Hg.) (1998): Der unzeitgemäße Held in der Weltliteratur, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.

Kanzler, Katja (2004): »Inifinite Diversity in Infinite Combinations«. The Multicultural Evolution of Star Trek, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.

Kimmel, Michael S. (Hg.) (1987): Changing Men. New Directions in Research on Men and Masculinity, Newbury Park, London, New Dheli: Sage.

Lukesch, Helmut (1999): »Das Forschungsfeld ›Mediensozialisation‹ – eine Übersicht«. In: Gunnar Rotgers/Walter Klingler/Maria Gerhards (Hg.), Mediensozialisation und Medienverantwortung, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 59-84.

Mühlen Achs, Gitta (2003): Wer führt? Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter, München: Frauenoffensive.

Mulvey, Laura (1989): »Afterthoughts on ›Visual Pleasure and Narrative Cinema‹ inspired by King Vidor's Duel in the Sun (1946)«. In: Laura Mulvey, Visual and Other Pleasures, Bloomington: Indiana University Press, S. 29-38.

Neuhaus, Volker/Wallenborn, Markus (2003): »Held«. In: Hans-Otto Hügel (Hg.), Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen, Stuttgart; Weimar: J.B. Metzler, S. 233-240.

Rainer, Alexandra (2000): Gefährliche Planetengirls – Die Frauen auf der Enterprise, Heidenau: pd-Verlag.

Richard, Birgit (2004): Sheroes. Genderspiele im virtuellen Raum, Bielefeld: transcript.

Richard, Birgit/Mentges, Gabriele: Uniform in Bewegung. Forschungsprojekt der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt und der Universität Dortmund. Abstrakt – das Projekt im Überblick. http://141.2.86.23/abstract_de.html (letzter Zugriff am 30.06.2007).

Roberts, Robin (2000): »The Woman Scientist in Star Trek: Voyager«. In: Marleen S. Barr (Hg.), Future Females, the Next Generation. New Voices

and Velocities in Feminist Science Fiction Criticism, Lanham, Boulder, New York, Oxford: Rowman & Littlefield, S. 277-290.

Rose, Lotte (1997): »Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft«. In: Irene Dölling/Beate Krais (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 125-149.

Rotgers, Gunnar/Klingler, Walter/ Gerhards, Maria (Hg.): Mediensozialisation und Medienverantwortung, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Russ, Joanna (1980): »Armor vincit Foemiam: The Battle of the Sexes in Science Fiction«. Science Fiction Studies 7, S. 2-15.

Scheer, Uta (2002): Neue Geschlechterwelten? Eine Analyse der Star Trek-Serien Deep Space Nine und Voyager, Münster; Hamburg; London: LIT-Verlag.

Sennewald, Nadja (2007): Alien Gender. Die Inszenierung von Geschlecht in Science-Fiction-Serien, Bielefeld: transcript Verlag.

Steele, Valerie (1995): Fetisch. Mode, Sex und Macht, Berlin: Berlin Verlag.

Tulloch, John/Jenkins Henry III (1995): Science Fiction Audiences: Watching Doctor Who and Star Trek, London; New York: Routledge.

Willems, Gottfried (1998): »Die Unzeitgemäßheit des Helden. Heldentum als Problem einer modernen Poetik«. In: Gerhard R. Kaiser (Hg.), Der unzeitgemäße Held in der Weltliteratur, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S.321-335.

Filme

Raumschiff Enterprise – Das nächste Jahrhundert, Episode 5x14: Mission ohne Gedächtnis. USA 1992. Regie: Les Landau. Buch: Barry M. Schkolnick.

Raumschiff Voyager, Episode 3x11: Die »Q«-Krise. USA 1996. Regie: Cliff Bole. Buch: Kenneth Biller.

Raumschiff Voyager, Episode 3x16: Pon Farr. USA 1997. Regie: Andrew Jordt Robinson. Buch: Lisa Klink.

Raumschiff Voyager, Episode 5x01: Nacht. USA 1998. Regie: David Livingston. Buch: Brannon Braga, Joe Menosky.

Raumschiff Voyager, Episode 6x11: Fair Haven, USA 2000. Regie: Allan Kroeker. Buch: Robin Burger.

Raumschiff Voyager, Episode 7x16: Die Arbeiterschaft II. USA 2001. Regie: Allan Kroeker. Buch: Kenneth Biller, Bryan Fuller.

Gezeichnete Darsteller und animierte Stars. Körperinszenierungen zwischen Animation und Live Action

SEBASTIAN RICHTER

Compositing-Verfahren erlauben heute sowohl die nahtlose Integration von Animationen in Spielfilme als auch jene von Schauspielerkörpern in vollständig animierte Bildwelten. Zudem abstrahieren neue Aufnahmetechnologien wie das Motion Capture von allen visuellen Informationen einer Szene und liefern nur noch reine Bewegungsdaten, die auf jedes beliebige computergenerierte Objekt angewendet werden können. Im Zuge der Digitalisierung der Filmproduktion ist auf diese Weise eine neue Kategorie von hybriden Bewegungsbildern entstanden, in der Computeranimation und Live Action[1] untrennbar miteinander verschmolzen sind. (Vgl. z.B. Darley 2007; Langer 2002) Um die Verschiebungen und Veränderungen in der Ästhetik solcher hybrider Bewegungsbilder deutlich werden zu lassen, soll zu Beginn des Beitrags zunächst das Verhältnis von Live Action und Animationsfilm näher betrachtet werden. Welche Auswirkungen das Zusammenwachsen dieser, in der Filmgeschichte meist als distinkt wahrgenommenen, Filmgattungen auf die Inszenierung von Körpern im Kino hat, wird anschließend anhand von Filmen wie *Sky Captain and the World of Tomorrow* (USA 2004), *Sin City* (USA 2005), *300* (USA 2006) und *A Scanner Darkly* (USA 2006) gezeigt. Am Bei-

1 Der englische Begriff der ›Live Action‹ ist weiter gefasst als der deutsche Begriff des Spielfilms und definiert sich als Gegensatz zum Animationsfilm, da er den Moment der direkten Bewegungsaufzeichnung betont im Gegensatz zum tricktechnisch erzeugten Bewegungseindruck der Animation, dem keine ›reale‹ Bewegung vorausgeht. Gerade in der Diskussion um digitale hybride Bewegungsbilder ist der Begriff der ›Live Action‹ deshalb sehr hilfreich – er hebt im Studio oder am Außenmotiv aufgezeichnete Bildebenen, auf denen Schauspieler agieren, von jenen ab, die im Computer generiert wurden.

spiel des Films *The Polar Express* (USA 2004) wird zudem untersucht, welche Körperbilder Technologien liefern, die das Aufzeichnungsprinzip der Filmkamera ganz verlassen. Die These, die den Beitrag leitet, ist, dass der Schauspielerkörper durch die Digitalisierung der Filmproduktion an Integrität einbüßt und immer mehr zu einem Teil der Animation wird.

Trickfilm

Obwohl es im Trickfilm immer wieder Tendenzen gab, Inszenierungsstrategien und Darstellungsprinzipien des Spielfilms zu übernehmen, um das animierte Bewegungsbild realistischer erscheinen zu lassen,[2] wurden Animation und Live Action aufgrund ihrer unterschiedlichen Herstellungsweise in der Geschichte des Films meist als distinkte Filmgattungen wahrgenommen. (Vgl. z.B. Bordwell/Thompson 2004: 162)

Während der Live-Action-Film Bewegungsabläufe als Reihenbilder aufzeichnet, entsteht die wahrgenommene Bewegung animierter Objekte in und durch die Projektion einzeln aufgezeichneter Momentaufnahmen: Animationen (von Lat. animare = zum Leben erwecken) nutzen die Tatsache, dass in sich unbewegte Phasenbilder die Grundlage des filmischen Bewegungsbildes sind. Veränderungen, die zwischen den einzelnen Aufnahmen an der Szenerie vorgenommen werden, nimmt das Publikum in der Projektion als figurative Veränderungen und damit als Bewegung wahr.

Obwohl es viele unterschiedliche Arten der Animation gibt, ist der Zeichentrick als die filmgeschichtlich bekannteste und populärste Form der Animation vor dem Aufkommen computergenerierter Bewegungsbilder zu beurteilen.[3] Beim Zeichentrickfilm werden die einzelnen Phasenbilder meist auf Folien (cels) aus durchsichtigem Zelluloid gezeichnet. Das Einzelbild ist dabei in unterschiedliche Ebenen aufgeteilt, die von mehreren Zeichnern unabhängig voneinander bearbeitet werden können. Figuren, Objekte und Hintergründe werden auf unterschiedliche Folien gezeichnet und nur zur Auf-

2 So setzte Walt Disney z.B. schon sehr früh auf die Rotoscoping-Technik: Zur Animation wurden Filmaufnahmen von Körperbewegungen realer Darsteller als Vorlage benutzt und deren Bewegungsmuster auf die gezeichneten Figuren übertragen.

3 Beim ›Sachtrick‹ werden dreidimensionale Objekte in sich verändernden Positionen Bild für Bild aufgezeichnet. Beim ›Puppentrick‹ sind es Figuren aus Knetmasse (›Clay-Animation‹), Spielzeugfiguren mit Gelenken und biegsamen Drahtkörpern oder spezielle Trickpuppen, die über ein ausgeklügeltes ›Innenleben‹ mit Kugelgelenken für präzise Positionsveränderungen verfügen. Im Prinzip kann jedoch alles animiert werden – auch Menschen. Bei Animationen, die mit ›Pixillation‹-Techniken arbeiten, werden Darsteller aufgenommen, die von Bild zu Bild eine neue Position einnehmen. (Vgl. dazu auch Dietrich/Appelt 2005; Wells 1998 oder Giesen 2003)

nahme des einzelnen Phasenbildes übereinander gelegt. Auf diese Weise muss nicht das gesamte Bild zur Aufnahme des nächsten Phasenbildes kopiert werden, sondern nur jene Objekte oder Figuren, deren Position sich von Bild zu Bild verändern soll. (Vgl. Thompson 1980)

Computeranimation

Wie im Zeichentrickfilm wird auch in computeranimierten Bewegungsbildern das Bild in verschiedenen Ebenen (Layern) bearbeitet. Während beim analogen Trickfilm die Qualität des fotochemisch aufgezeichneten Gesamtbildes mit steigender Anzahl der übereinander gelegten Folien jedoch prinzipiell nachlässt, ist die Anzahl der Ebenen in computergenerierten Bewegungsbildern theoretisch unbegrenzt, da in der Bildproduktion keine Kamera mehr im Spiel ist. Figuren, Objekte und Hintergründe werden nicht mehr gezeichnet oder als Modell hergestellt, sondern mit Hilfe von Software im Computer generiert. Alle Bild- und Bewegungsinformationen liegen nur noch als numerischer Code vor. Computeranimationen sprengen auf diese Weise die technischen und inszenatorischen Beschränkungen des klassischen Zeichenfilms: Während dieser die Oberfläche der Grafiken nur zweidimensional erfassen kann, lässt sich die 3D-Animation visuell räumlich erschließen. Dazu simuliert eine Software die verschiedenen Parameter eines optischen Kamerasystems wie z.B. die Brennweite eines bestimmten Objektivs und dessen Effekt auf die Raumdarstellung. Auf diese Weise werden synthetische Bewegungsbilder möglich, die Veränderungen des Bildraums der Grafik so erscheinen lassen, als sei dieser von einer sich durch den Raum bewegenden Filmkamera aufgenommen. Dieser computergrafische Bewegungseffekt wird deshalb als virtuelle Kamera bezeichnet.

Ein weiterer Unterschied zwischen klassischem Trickfilm und Computeranimation ist, dass bei der Computeranimation die Bewegungsinformation getrennt von der Bildinformation gespeichert wird. Bewegungen können einem Objekt hinzugefügt, verändert und wieder gelöscht werden. »Wie durch die Maschinen sich die Bewegung vom Körper trennte, so nun auch vom Bild. Die Bewegung ist nicht mehr allein die Eigenschaft eines Körpers oder Bildes, sondern ist eine Form der Emergenz, die durch die Interaktion von Daten entsteht.« (Weibel 1995: 38) So können alle erdenklichen Bewegungsabläufe sowohl ›per Hand‹ (Keyframe-Animation) oder mit Hilfe einer Bewegungssimulation auf eine computergenerierte Figur (oder ein Objekt) angewendet, als auch durch Motion Capture von einem Schauspieler auf diese übertragen werden.[4] (Vgl. Bertram 2005: 45ff.)

4 Während bei der Keyframe-Animation Figuren per Hand animiert und die Zwischenschritte vom Computer errechnet werden, werden bei Motion Capture digi-

Hybride Bewegungsbilder

In Spielfilmen wurden gezeichnete Objekte oder gemalte Hintergründe (matte paintings) immer schon als Panorama oder als Ergänzung zu den gebauten Studiosets mit gefilmten Schauspielerkörpern auf verschiedenen Bildebenen miteinander kombiniert. Rudolf Arnheim versteht diese Kombinationsbilder als Montagen im Einzelbild und bezeichnet sie in seinem 1930 erschienen Buch *Film als Kunst* deshalb als »Simultanmontagen«.[5] (Arnheim 2002: 121ff.) Das entwickelte Material zeigt in diesem Fall ein Bild, das auf mindestens zwei Datenquellen beruht. Mit Hilfe von verschiedensten, z.T. sehr komplizierten Maskenverfahren, Bluescreen-Aufnahmen und optischer Printer[6] wurden analoge Kombinationsbilder auf hohem qualitativen Niveau möglich. Allerdings ist die Herstellung glaubwürdiger Simultanmontagen, die verschiedene Ebenen nahtlos miteinander kombinieren, auf analogem Wege zeitaufwendig und kompliziert. Zudem ist ihre Erstellung in ihren Möglichkeiten limitiert. So wurden filmische Simultanmontagen immer als Sondereffekte und nicht als paradigmatischer Modus für den Status der Filmbilder wahrgenommen.

Dies hat sich im Zuge der Digitalisierung der Bildmedien grundlegend gewandelt: Hybridisierung ist zum bestimmenden Merkmal der visuellen Kultur geworden – aufgezeichnete Sequenzen, computergenerierte Hintergründe und animierte 3D-Figuren werden auf z.T. hundert und mehr Ebenen miteinander zu einem Bildraum kombiniert. Die Integration von computer-

talisierte Bewegungsdaten eines ›wirklichen‹ Lebewesens bzw. einer Sache auf ein computergeneriertes Objekt oder eine synthetische Figur übertragen. Simulationen wiederum verlaufen im Unterschied zur Animation automatisch: Der Computer errechnet mit Hilfe von bestimmten voreingestellten Parametern die Bewegungen im Raum bzw. die Ortsveränderungen der Objekte in der Zeit.

5 Im Gegensatz zur zeitlichen Montage von Filmbildern, in der Einzelbildreihen auseinander geschnitten und in anderer Reihenfolge, mit Auslassungen oder in Kombination mit Bildern, die zu anderen Zeitpunkten und Orten aufgezeichnet wurden, in neuen Zusammenhängen kombiniert werden. Die einfachste Methode, solche »Simultanmontagen« herzustellen, sind die so genannten ›In-Kamera-Effekte‹ wie die Mehrfachbelichtung. Hier wird der Filmstreifen nach der Belichtung zurückgespult, um ihn erneut zu belichten. Mit Hilfe von stationären Masken, die einen Teil des Filmmaterials kaschieren, werden Doppelgängereffekte realisiert oder Studiobauten mit Modellen oder gemalten Hintergründen verbunden: »Da ist zum Beispiel die Möglichkeit, Gegenstände doppelt zu zeigen, etwa einen Menschen, der mit sich selbst spricht. Es sind ursprünglich getrennte Aufnahmen, die nachträglich so geschickt zusammengesetzt werden, daß man nichts merkt.« (Arnheim 2002: 124)

6 Der optische Printer besteht aus einem oder mehreren Projektoren, die ihre Bilder in die Optik einer Kamera projizieren und auf diese Weise Bildmaterial aus zwei oder mehreren verschiedenen Quellen zu einem nahtlosen Gesamtbild kombinieren. (Vgl. Mulack/Giesen 2002: 34)

generiertem und digitalisiertem Datenmaterial ist dabei auf ›Ununterscheidbarkeit‹ ausgerichtet. Das Aufeinandertreffen der unterschiedlichen Bildebenen wird unsichtbar gemacht, Schnittstellen werden verborgen und Grenzen verwischt. Bei dieser nahtlosen Integration (seamless integration) werden alle Bildanteile auf eine einheitliche Ästhetik hin bearbeitet. Gefilmte und animierte Bildanteile hybrider Bewegungsbilder werden bestenfalls schon in der Planung so aufeinander abgestimmt, dass das hybride Bild später ohne Probleme eine einheitliche Bildanmutung erhalten kann.

Kombination und Veränderbarkeit sind damit keine Option der Bildherstellung mehr, sondern längst zur Regel geworden. In vielen Bereichen der Filmproduktion ist der Unterschied zwischen ›Realfilm‹ und Animation inzwischen kaum noch zu erkennen: »Kaum noch werden wir in naher Zukunft von Spezial- oder Sondereffekten reden, die als Ergänzung eines real aufgenommenen Bildes verstanden werden können. Vielmehr interpretiert die zur Verfügung gestellte digitale Technik reale Bildkomponenten in toto neu und wertet sie um. Es findet eine Annährung an die Animation statt: an das künstlich bewegte Bild an sich.« (Giesen 2000: 7) Diese Annährung zeigt sich besonders deutlich in Filmen wie *Sky Captain and the World of Tomorrow*, *Sin City*, *300* oder *A Scanner Darkly*, die vollständig auf reale Studio-Sets oder Außendrehs verzichten und stattdessen reale Schauspieler in animierte 3D-Welten integrieren oder herkömmlich aufgezeichnete Sequenzen verfremden und mit animiertem Material ergänzen.

Der Körper als Grafikelement

Schon in filmischen Simultanmontagen wurden Schauspielerkörper und animierte Figuren miteinander kombiniert. Eine erste Filmreihe von solchen sogenannten ›Mischfilmen‹, in denen Live Action und Zeichentrickelemente mit Hilfe von Masken in einem Filmbild zu sehen sind, legten die Zeichentrickproduzenten Max und Dave Fleischer mit der Reihe *Out of the Inkwell* in den 1920er Jahren vor. Weitere folgten – zumeist Disney-Produktionen: *The Three Caballeros* (USA 1944), *Mary Poppins* (USA 1964), *Pete's Dragon* (USA 1977) oder auch *Who framed Roger Rabbit* (USA 1988). Der letztgenannte Film bietet die bis dahin aufwendigste analoge Kombination von Zeichentrick und Realfilmanteilen mit rein optischen Mitteln. Auffällig ist jedoch, dass die Animationsebene auch hier – wie in allen anderen Mischfilmen – deutlich sichtbar von der Live Action-Ebene abgesetzt bleibt. Zwar agieren und reagieren Schauspieler und gezeichnete Figuren mit- bzw. aufeinander, bleiben jedoch immer verschiedenen Bildwelten zugehörig, weil sie nicht in einem Bildraum agieren.

Abb. 1: Schauspielerkörper und gezeichneter Hase sind in einem Bild zu sehen, allerdings sind die verschiedenen Bildebenen deutlich erkennbar



Aus: Who framed Roger Rabbit?

Der Körper dominiert allein durch seine räumliche Ausdehnung über die gezeichneten Figuren, die immer in ihrer Zweidimensionalität verhaftet bleiben. In aktuellen Filmproduktionen bleiben die Bildebenen nicht mehr voneinander getrennt, sondern sind nahtlos miteinander verschmolzen und in einem Bildraum integriert – mit Folgen für die Integrität der Schauspielerkörper. In Bezug auf alle im Folgenden besprochenen Filme ist eine Inszenierung der hybriden Bewegungsbilder festzustellen, die den Körper anders erscheinen lässt, als es im klassischen Mischfilm üblich ist.

In der Produktion der Live-Action-Ebene des Films *Sky Captain and the World of Tomorrow* wurden die Schauspieler ausschließlich im Studio vor einem Bluescreen aufgezeichnet und anschließend mit computergenerierten Szenerien zu hybriden Bildwelten kombiniert. In kontrastreichen Bildern, die sehr farbreduziert sind und nach heutigen Maßstäben extrem künstlich wirken, erzählt der Film von der drohenden Zerstörung der Erde durch einen verrückten Wissenschaftler.

Die computergenerierten Hintergründe und animierten Objekte des Films zeigen eine vergangene Welt, wie wir sie aus Fotografien und Filmen kennen. In ihrer gesamten Bildsprache machen sie Anleihen bei Spielfilmen und Serien aus den 1930er, 1940er und 1950er Jahren. Um diesen speziellen Look zu erzielen, wurden nicht nur alte Filmbilder als Vorbilder genommen, sondern auch in der Bildherstellung ein überkommenes Verfahren der Bildkolorierung simuliert: Ähnlich wie im Technicolor-Verfahren[7] wurde die Farbe nachträg-

7 Das Technicolor-Verfahren, entwickelt in den 1930er Jahren und bis in die 1950er Jahre im Einsatz, arbeitet mit drei einzelnen Filmstreifen (bzw. später mit drei Negativschichten auf einem Filmstreifen), die jeweils unterschiedliche Lichtanteile aufzeichneten. Bei der Entwicklung entstanden aus diesen Negativen reliefartige Matrizenfilme, von denen die Farben wie in einem Druckvor-

lich in verschiedenen Ebenen über die schwarz-weiß Bilder gelegt und anschließend die gesamte hybride Bildkonstruktion im Computer virtuell neu ausgeleuchtet. Dazu wurden die computergenerierten Bildanteile zunächst in Schwarz-Weiß animiert und anschließend mit dem Live-Action-Material – dem ebenfalls jegliche Farbinformation entzogen wurde – zusammengesetzt.

Die Schauspielerkörper erfahren durch diese Vorgehensweise eine merkwürdige Veränderung – ihre Oberfläche wird dem Look des generierten Materials angepasst: Details wie Hautstrukturen verschwinden, Farben werden verändert, Grenzen zwischen Körper und Außen verschwimmen und werden undeutlich. Die sichtbare Oberfläche der Körper wird von den synthetischen Körperbildern der animierten Figuren und den synthetischen Oberflächen ununterscheidbar gemacht.

Verwirrend ist dabei, dass es sowohl unbekannte Schauspielerinnen und Schauspieler als auch Filmstars (Jude Law, Gwyneth Paltrow und Angelina Jolie) sind, deren Körper hier verfremdet werden. Der Status des Schauspielers als Star wird damit zum Realitätseffekt: Er bezeugt, dass ein Mensch vor der Kamera gestanden hat und keine Animation zu sehen ist. Bei den unbekannten Figuren des Films dagegen ist man sich stets unsicher, ob es sich tatsächlich um Schauspieler handelt oder um computergenerierte Figuren: Rein visuell ist dies in diesem Fall kaum zu erkennen.

Sin City ist eine Filmadaption der gleichnamigen Comicreihe des Zeichners Frank Miller und entstand wie *Sky Captain* an einem Set ohne Studiobauten. Alle Hintergründe und viele bewegte Objekte des Films sind computergeneriert und -animiert. Lichtsetzung und Farbgebung haben auch hier ihre Vorbilder im amerikanischen Kino der 1940er und 1950er Jahre: Wie schon in der Comic-Vorlage orientiert sich *Sin City* in seinem Look an Filmen der »Schwarzen Serie (Film noir)«. So arbeitet auch *Sin City* fast ausschließlich mit monochromen Bildern und besticht durch eine auffällige Lichtsetzung mit starken Kontrasten. Schauspielerkörper und Setting werden durch harte Schatten definiert, die die Atmosphäre prägen.

Dieser Effekt wird auch dadurch verstärkt, dass der Film fast ausschließlich in nächtlicher Atmosphäre spielt, in der künstliche Beleuchtung vorherrschend ist. An einigen Stellen wird der kontrastreiche Look so stark eingesetzt, dass von den Schauspielern nur noch schwarz-weiße Konturen bleiben. Die Körper der Schauspieler erscheinen dabei oft so, als handele es sich nicht um gefilmte, sondern um gezeichnete Figuren.

Unterstützt wird dieser Eindruck durch eine weitere Inszenierungsstrategie: Durch den Einsatz von Spezialfolien wurden einzelne Körperteile der

gang auf die Kinokopie übertragen wurden. (Vgl. Monaco 1996) Die genauen technischen Details des computergestützten Farbgebungsverfahrens in *Sky Captain* und weitere Produktionsdetails finden sich bei Fordham 2004.

Schauspieler während Live Action-Aufnahmen abgeklebt, um sie später mit anderen Bildinformationen füllen zu können. So erscheinen die Pflaster auf der Haut des verletzen *Marv* (gespielt von Mickey Rourke) wie nachträglich auf den Körper gezeichnet. Es sind einfach weiße Flächen, die keinen Raum mehr definieren. Sie weisen keine Konturen auf, es sind keine Schattenwürfe zu erkennen und sie scheinen anderen Reflexionsgesetzen zu gehorchen als der Rest des Schauspielerkörpers. Sie strahlen so weiß, dass sie fast wie in das Bild des Körpers hinein gestanzt scheinen. Es wirkt, als bräche aus dem real gefilmten Körper die gezeichnete Comicfigur durch.

Auch in der Inszenierung von *Kevin* (Eliah Wood) ist ein ähnlicher Effekt zu beobachten. Hier sind es Muster auf Kleidungsstücken und – besonders auffällig – die Gläser seiner Brille, bei denen nach demselben Prinzip verfahren wird: Wie bei einer Comiczeichnung, wo der Raum hinter einer Fensterscheibe oft als weiße Fläche dargestellt ist, sind auch hier die Brillengläser nicht durchsichtig oder spiegeln die Umgebung. Vielmehr sind anstatt der ›realen‹ Gläser einfach weiße Kreise zu sehen, die merkwürdige Löcher in das Gesicht reißen. Um diesen Effekt zu erzeugen, wurde den Schauspielern bei den Aufnahmen im Studio orangefarbene Spezialfolien aufgeklebt, die sich in ihrer Farbe besonders gut von ihrer Haut abhoben. Dies erzielte einen Effekt, der dann in der Nachbearbeitung der Bilder in einen besonders starken schwarz-weißen Kontrast überführt werden konnte, wie er in den gezeichneten Comics der Vorlage zu finden ist. Der Schauspielerkörper wird hier nicht anders behandelt als andere Bildelemente – er wird gestaltet, als sei er ein Teil der Grafik. (Vgl. Abb. 2 und Abb. 3)

Eine weitere Inszenierungsstrategie des Films bedient sich ebenfalls grafischer Mittel: Anstelle einer Verfremdung der Schauspielerkörper über das Fehlen bestimmter Bildinformationen durch extreme Kontrastwerte werden an anderer Stelle einige Bildelemente durch den Einsatz von Farbe betont und damit aus der ansonsten schwarz-weiß gehaltenen Bildästhetik hervorgehoben. Einzelnen Körperteilen, wie z.B. Augen, aber auch Kleidungsstücken, Gegenständen und Objekten sowie ganzen Personen, werden punktuell Farben zugeordnet, die meist wie von Hand koloriert wirken.[8]

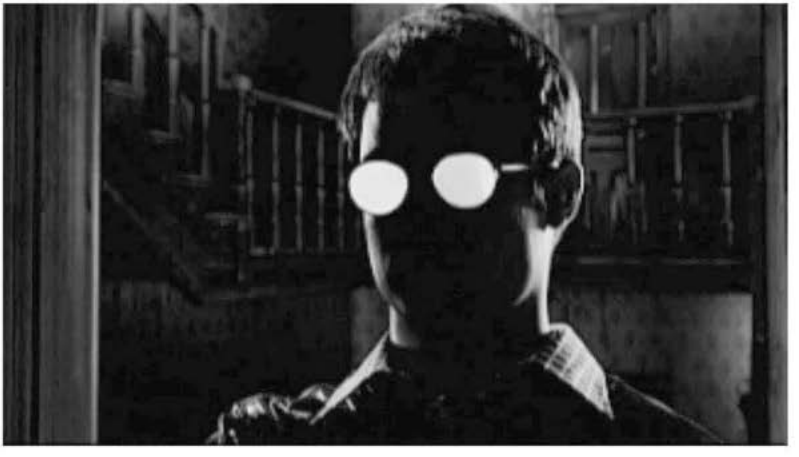
8 Ein formales Mittel, das auch in Frank Millers Comic-Vorlage in bestimmten Episoden angewendet wird.

Abb. 2: Die Pflaster wirken wie in die Körperoberfläche hineingestanzt



Aus: Sin City

Abb. 3: Anstatt einer Spiegelung sind nur weiße Flächen zu sehen



Aus: Sin City

Auch bei einer weiteren Adaption eines Frank Miller Comics, Zack Snyders Film *300,* wurden die Darsteller ausschließlich vor einem Greenscreen[9] aufgezeichnet und der Hauptteil der Filmbilder im Computer generiert, zusammengesetzt und animiert. *300* ist ein Film, in dem Körperbilder mehr als präsent sind. Faktisch ohne Handlung schildern die Bilder die letzte große Schlacht des Spartanerkönigs Leonidas und 300 seiner besten Krieger gegen die Übermacht der Perser an den Thermopylen.

Die historischen Quellen sind in dieser Comicadaption selbstredend zweitrangig – die Hauptrolle spielen vielmehr die durchgängig fast unbekleideten Körper der kämpfenden Spartiaten. Muskelbepackt, kraftstrotzend und mit Narben übersät, stellen sie sich heroisch den Heerscharen des Perserkönigs Xerxes entgegen. Auch hier setzen die Strategien, mit deren Hilfe die austrainierten Körper der Darsteller in die eher detailarmen computergenerierten und -animierten Bilder integriert werden, bei der Farbgebung der hybriden Bewegungsbilder an. Animierte und gefilmte Elemente tendieren zu Grau- und Sepiatönen. Farbspitzen wurden digital herausgefiltert, wobei die Farben der einzelnen Elemente erkennbar bleiben – so, als ob die Bilder sich hinter einer dünnen Milchglasscheibe befänden. Dieses Farbkonzept des Films kann als Strategie der Derealisierung begriffen werden: Die Farben wirken in keinem Fall in irgendeiner Form ›natürlich‹, sondern sind als ›gemacht‹ zu erkennen. Verstärkt wird dieser Eindruck dadurch, dass auch hier einzelne Bildelemente oder Körperteile immer wieder durch eine entgegengesetzte, besonders auffällige Farbgebung hervorgehoben werden.

Am deutlichsten wird die Nähe zum gezeichneten Bild jedoch in den Kampfszenen ausgestellt, die einen Großteil des Films ausmachen: Die Inszenierung der Schlacht zwischen den Spartiaten und den Persern orientiert sich in ihrer Bildsprache sehr offensichtlich an dem Verb ›schlachten‹: Köpfe werden abgeschlagen, Schwerter in Augenhöhlen hinein getrieben, Körper mit Speeren durchbohrt.

Gesteigert wird der Eindruck eines blutigen Gemetzels dadurch, dass die Darsteller z.T. mit drei Kameras mit verschiedenen Einstellungsgrößen (weit, normal und nah) aus der gleichen Perspektive gefilmt wurden. Das Live Action-Material der verschiedenen Kameras wurde anschließend in der Postproduktion zu digitalen Zooms ohne sichtbaren Schnitt zusammengesetzt. Diese animierten Perspektivverschiebungen rhythmisieren und intensivieren die Bilder des Kampfes. Zudem ermöglichte der Einsatz von Highspeed-

9 Bluescreen- und Greenscreen unterscheiden sich lediglich durch die herauszufilternde Farbinformation. Während bei Bluescreen-Verfahren in der Bildbearbeitung die blauen Bildanteile herausgefiltert werden, um die aufgezeichnete Bildinformation freizustellen, werden bei Greenscreen-Verfahren am Computer zum gleichen Zweck grüne Bildanteile herausgerechnet. Je nach Art der Produktion kann das eine oder das andere Verfahren praktikabler sein.

Kameras, die eine extrem große Anzahl an Bildern pro Sekunde aufzeichnen, das Beeinflussen der Bildgeschwindigkeit: In besonders gewalttätigen und blutigen Momenten erscheinen die Bewegungen der Kämpfer verlangsamt, während reine Bewegungsabläufe wie Schwerthiebe und Speerwürfe oft in übermenschlichen Reaktionszeiten ausgeführt werden.[10]

Diese Animation der Körperbilder durch digital konstruierten Zoom und andauernde Geschwindigkeitsmanipulationen verleiht den Bildern der Schlacht eine besondere Intensität: Auf den ersten Blick wirken sie verstörend gewalttätig und brutal. Andererseits untergraben die Bilder durch das offensichtliche Ausstellen ihrer Animiertheit auch immer wieder ihren Realitätseindruck.

Dies zeigt sich besonders in der Darstellung des in jeder Einstellung reichlich strömenden Blutes. Das Blut wurde durchgängig digital animiert – allerdings nicht als 3D-Animation sondern als 2D-Grafik in einem dreidimensionalen Bildraum. Im Gegensatz zu Filmblut, wie es aus anderen Kampfszenen vertraut ist, scheint es deshalb durchgehend keine Raumausdehnung zu besitzen: Das Blut, das aus den Wunden der Krieger spritzt, ergießt sich ›flächig‹ in den Bildraum. Die Tropfen besitzen keinen dreidimensionalen Objektkörper, sondern wirken mehr wie rote Farbspritzer auf einer Folie, die von einer Kamera umfahren wird und so die Vorder- und Rückseite der Farbkleckse ins Bild bringt.[11] Diese grafische Gestaltung des Blutes, das wie in den Bildraum hinein gezeichnet wirkt, verfremdet das gesamte Kampfgeschehen und alle daran Beteiligten. Da die Versehrtheit und die Verletzlichkeit der Kämpfenden offensichtlich im Stile der Comic-Vorlage inszeniert sind, werden die Körperbilder als Ganzes in die Nähe gezeichneter und animierter Objekte gerückt.

Während *300* in seiner Besetzung auf Hollywood-Stars verzichtet, sind in *A Scanner Darkly* wie schon in *Sky Captain* oder *Sin City* durchgehend bekannte Schauspieler besetzt – u.a. Keanu Reeves, Winona Ryder, Woody Harrelson und Robert Downey Jr. Während die zuvor besprochenen Filme Körperbilder immer wieder demontieren und in einzelnen Sequenzen zu zweidimensionalen Grafikelementen reduzieren, werden in *A Scanner Darkly* die Schauspielerkörper grundsätzlich als flächige Elemente gezeigt und gezeichnet, die ab und zu Reminiszenzen an ihre dreidimensionale Raumausdehnung aufweisen.

10 Zu allen technischen Details in der Produktion von *300* vgl. DiLullo 2007.

11 Dieser Eindruck wurde durch ein besonderes Animationstool erreicht, das zweidimensionale Farbspritzer in der 3D-Animation als flächige Elemente erscheinen lässt, die jedoch dreidimensional betrachtet werden können. (Vgl. zur Produktion und Animation des Blutes in *300* auch DiLullo 2007)

Abb. 4: Die Körper der Schauspieler sind übermalt und mit schwarzen Konturlinien versehen worden



Aus: A Scanner Darkly

Dieser Look wurde in zwei Schritten erreicht. Zunächst wurde der Film wie jeder andere Spielfilm in Studiosets und an Außendrehorten mit den Schauspielerinnen und Schauspielern gefilmt und aus dem Material ein Rohschnitt gefertigt. In einer zweiten Phase wurden alle Bilder des Films mit Hilfe einer Zeichensoftware Bild für Bild regelrecht übermalt und Hintergründe, Objekte, Körperteile nachträglich animiert.[12] Mal dominiert das Zeichnerische und der Film vermittelt das Gefühl, dass alle Bildanteile animiert sind, mal sind ›unter‹ den Zeichenelementen sehr deutlich die Körper der Schauspieler und die Spielorte zu erkennen, so dass die Nähe zum Spielfilm sichtbar wird. So glaubt z.B. einer der Figuren der Eröffnungssequenz des Films im Drogenwahn, dass sein Körper von kopflausähnlichen Insekten bevölkert wird. Seine vielfachen Versuche, sich von dem Ungeziefer zu befreien, sind jedoch erfolglos. Bemerkenswert an der Inszenierung seines Kampfes mit den nichtexistierenden Insekten ist die sichtbare Hybridität der Bilder: Während Teile des Körpers immer wieder an ihre eigentliche Räumlichkeit erinnern und deutlich zu erkennen ist, dass hier ein Schauspieler vor der Kamera gestanden hat, sind andere Körperteile – insbesondere der Kopf und die Haare als Ausgangspunkt der Kopflausinvasion – ganz deutlich als grafisches, am Computer gezeichnetes Element zu erkennen: Im Gegensatz zum Rest des Körpers erscheinen diese Partien grundsätzlich flächig.

12 Zu weiteren Details des Produktionsprozesses von *A Scanner Darkly* vgl. auch Hurwitz 2006.

Abb. 5: Gezeichnete Läuse laufen über den gesamten Körper.



Aus: A Scanner Darkly

A Scanner Darkly bewegt sich in seiner Bildästhetik immer in dieser alle Grenzen einreißenden Uneindeutigkeit und schafft damit eine radikal grafische Körperinszenierung. Das Ergebnis sind Körperbilder, in denen die visuelle Inszenierung der Schauspieler zwischen zweidimensionaler Zeichnung und dem Eindruck, dass sie in einem dreidimensionalen Raum agieren, changiert. Hier liegt der entscheidende Unterschied zu allen früheren Mischfilmen, in denen der Schauspielerkörper visuell nie ein Teil der gezeichneten Bildanteile war, sondern lediglich gemeinsam mit grafischen Objekten im Bild gezeigt wurde – wobei die Grenzen zwischen der Körperlichkeit der Darsteller und der Zweidimensionalität der Zeichnungen immer deutlich erkennbar waren. Dies hat sich in allen oben besprochenen Filmen grundsätzlich geändert – der Körper der Schauspieler wird hier als ein Grafikelement unter anderen inszeniert und behandelt.

Aufnahmesysteme jenseits des Kameraprinzips

Während der Schauspielerkörper in den bisherigen Filmbeispielen weiterhin mit einer Kamera aufgenommen und in einem zweiten Schritt mit Hilfe der entsprechenden Software grafisch bearbeitet und mit Animationen kombiniert wurde, setzen andere Filme, die mit hybriden Bewegungsbildern arbeiten, nicht mehr auf das Aufzeichnungsprinzip der Kamera. So wird im Falle der Motion Capture anstelle einer einzelnen Kamera ein Verbundsystem aus mehreren unbewegten Sensoren eingesetzt, die Bewegungsdaten des Körpers getrennt von der visuellen Information der Körperoberfläche registrieren und

speichern.[13] Motion Capture wurde zunächst als Analyse-Tool im Bereich der biomechanischen Forschung eingesetzt, entwickelte sich jedoch schnell zu einer wichtigen Quelle zur Gewinnung von Bewegungsdaten im Bereich der Computeranimation. Seit Mitte der 1990er Jahre wird es vor allen als Alternative zur Keyframe-Animation von computergenerierten Figuren eingesetzt.

Motion Capture funktioniert ähnlich wie ein Realdreh, nur dass im Gegensatz zur Film- oder Videokamera keine komplette Bildinformation, sondern nur Bewegungsabläufe aufgezeichnet und digitalisiert werden. Um die Positionsveränderungen im Raum zu registrieren, werden meistens optische Systeme eingesetzt, die mit mehreren Infrarotkameras als Sensoren arbeiten. Der Darsteller trägt in diesem Fall einen dunklen Latexanzug, der möglichst viel der einfallenden Strahlung absorbiert. An jenen für die gewünschte Bewegungsinformation wichtigen Körperstellen (wie z.B. Gelenken, Armen und Beinen, Rumpf, Kopf) werden Marker befestigt, die das infrarote Licht zu seiner Quelle zurückreflektieren. Anhand der auf diese Weise in der Zeit gemessenen Positionsveränderungen kann eine Software die Bewegungen des Darstellers rekonstruieren. Das Ergebnis sind reine Bewegungsbilder, die in Bewegungsdatenbanken gespeichert und im Prinzip zur Animation beliebiger Objekte und Figuren in hybriden Bildwelten verwendet werden können.

Animierte Hauptdarsteller

Der Film *The Polar Express* handelt von der Zugfahrt einer Gruppe von Kindern zum Nordpol, wo sie in der Nacht vor dem Weihnachtsmorgen Santa Claus treffen sollen. Obwohl es sich um einen vollständig computeranimierten Film handelt, wurde im Vorfeld damit geworben, das fünf Rollen mit ein und demselben Hollywoodstar (Tom Hanks) besetzt seien. Der Widersprüchlichkeit dieser Aussage – ein vollständig computeranimierter Film ohne Kamerabilder, in dem trotz allem ein Hollywoodstar mitspielt (und dann noch in fünf Rollen) – wurde mit dem Verweis auf die eingesetzten Technologien zur Erstellung der Computeranimationen begegnet. So wurden tatsächlich fünf Figuren nach dem Bild des ›wirklichen‹ Schauspielers modelliert.[14] Diese

13 Es wird mit 4, 8, 12, 16, 34 oder sogar 64 Sensoren gleichzeitig gearbeitet. Die Anzahl der Sensoren ist dabei abhängig von mehreren Faktoren: Grundfläche des Raumes, in dem das Capturing stattfindet, die Anzahl der Bewegungsebenen im Raum, Anzahl der Darstellenden, deren Bewegung gleichzeitig aufgezeichnet werden soll und die Anzahl der Gegenstände, mit denen die Darstellerinnen und Darsteller interagieren und deren Bewegung ebenfalls digitalisiert gespeichert werden soll. (Vgl. Bertram 2005: 54ff.) Einen sehr detaillierten Überblick über Motion Capture bietet auch die englische Ausgabe von Wikipedia.

14 Am ähnlichsten ist Hanks dabei die Figur eines Zugschaffners, der mit Hilfe von eingescannten Körperdaten des Schauspielers erstellt wurde. Auch eines der

Vorgehensweise alleine wäre allerdings nicht sonderlich bemerkenswert, da es gängige Praxis ist, dass einzelne Charaktere in ihrem Aussehen realen Darstellern ähneln oder Stars animierten Figuren ihre Stimme leihen. Die eigentliche Überschreitung bisheriger Praxen, mit der ausführlich für *The Polar Express* geworben wurde, liegt in der Art und Weise der Animation der computergenerierten Figuren des Films: Tom Hanks leihe denen von ihm ›gespielten‹ Rollen nicht nur seine Stimme oder sein Aussehen, sondern ›verkörpere‹ einige der computergenerierten Figuren mit Hilfe einer Weiterentwicklung des Prinzips der Motion Capture tatsächlich selbst.

Grundlage für die Animation der Figuren in *The Polar Express* ist die so genannte Performance Capture, die eine genauere Datenerhebung ermöglicht, als dies bei herkömmlichen Motion Capture-Techniken der Fall ist. Nicht nur relativ grobe, sondern bestimmte individuelle Bewegungsmuster sollen aufgezeichnet werden. Ziel ist es, den persönlichen Stil des Hollywoodstars, seine Individualität und seine Emotionen – sozusagen die Essenz seines Schauspiels – zu digitalisieren und auf computeranimierte Figuren zu übertragen: »While motion capture seeks to record a cold sequence of moves [...] performance capture seeks to record the emotion and the intention contained in the way an actor moves and pauses.« (Kerlow 2004) Zu diesem Zweck waren 64 Infrarot-Kameras und 16 Videokameras auf das Performance Capture-Set gerichtet, auf dem sich die Schauspieler – neben Tom Hanks noch einige weitere, unbekannte Darsteller – frei bewegen konnten. Die Kameras arbeiteten wie ein großes Facettenauge zusammen. Damit dieses komplexe Verbundsystem aus Sensoren jede noch so kleine Regung in der Darstellung des Schauspielers registrieren konnte, befanden sich im Gesicht eines jeden Schauspielers 151 kleine Marker sowie 80 Marker auf dem Körper, deren Positionsveränderungen in einem Blickwinkel von 360 Grad aufgezeichnet werden konnten.

Die gespeicherten Daten wurden nach dem Sampling-Prinzip der Musik weiterverarbeitet: Ein zentraler Computer errechnete aus den Daten sämtlicher Sensoren dreidimensionale Grafiken der Bewegungsveränderungen, die in einer Datenbank gespeichert und später in beliebigen Kombinationen und aus beliebigen Perspektiven abgerufen werden konnten. Dabei konnte nicht nur zwischen verschiedenen Versionen der gleichen Szene ausgewählt oder sich für eine beliebige Kameraperspektive entschieden werden, vielmehr war es möglich, sich seine Lieblingsversion einer Sequenz aus verschiedenen Takes zusammen zu mixen. Welches Datenmaterial aus den unterschiedlichen Performance Capture-Takes zur Grundlage der Bewegungsinformation für die Figuren des Films gemacht werden sollte, entschied der Regisseur Robert Zemeckis dabei anhand der Referenzvideos: »Man könnte sagen, dass ich den

Kinder – die eigentliche Hauptfigur der Films – wurde mit Hilfe von Hanks Körperdaten erschaffen, die mit denen eines Jungen verrechnet wurden.

Film in zwei Phasen inszeniert habe [...]. Zunächst habe ich die Szenen live auf der Bühne inszeniert, und dann noch einmal, vom filmischen Standpunkt aus, im Computer.« (Zemeckis zitiert nach http://www.cinefacts.de)

Diese speziellen Produktionsbedingungen des Films und die Technik der Performace Capture spielten, wie zu Beginn angedeutet, in der Vermarktung von *The Polar Express* eine maßgebliche Rolle. (Vgl. auch Aldred 2006: 154) Hanks Zugkraft als ›Star‹ sollte dem Film an der Kinokasse nutzen. Dafür war es notwendig, den Anteil, den er an der Verkörperung der Rollen hatte, möglichst groß erscheinen zu lassen. So wurden für die Werbekampagne[15] gezielt Produktionsfotos in Umlauf gebracht, die Tom Hanks am Set zeigen, wie er einzelne Sequenzen in speziellen Latex-Anzügen spielt.

Anders jedoch als in den Ankündigungen des Films behauptet, bildete das Datenmaterial der Performance Capture lediglich die Grundlage für weitergehende Animationen und Verfeinerungen, die auf die Figuren angewendet wurden: »The reality is that animators must be involved in the process. The result on screen is really a hybrid between the two worlds.« (Schaub 2005a) So wurde für *The Polar Express* eine spezielle Software entwickelt, die es ermöglichte, animierte und digitalisierte Bewegungsdaten nahtlos ineinander zu blenden, um auf diese Weise Bewegungsabläufe zu korrigieren, zu ergänzen und zu synchronisieren.[16]

Die Produktion von *The Polar Express* und die Animation seiner Figuren stellt sich damit als ein weitaus komplexerer Prozess dar, als es die Vermarktung des Films glauben machen will. Keineswegs gelingt es, mit Hilfe von Performance Capture die Essenz der Schauspielleistung des Hollywoodstars Tom Hanks einfach auf animierte Figuren zu übertragen. Vielmehr ist es – verfolgt man die Fachdiskussion in den einschlägigen Internetforen (vgl. z.B. Schaub 2005a und Schaub 2005b) – gerade das enge Zusammenspiel von Datenerfassung und Animation, dass die Bewegtbildproduktion des Films kennzeichnet. Im Bild visualisiert wird eine dem Darsteller und seinem Schauspielstil ähnliche, von Animatoren in Bewegung gesetzte Grafik, in deren Animationsprozess auch digital aufgezeichnetes Datenmaterial eingeflossen ist. Erst durch die Ver- und Bearbeitung der aufgezeichneten Schauspielerleistung am Set kommt es überhaupt zu einem sichtbaren Körperbild, das jenem des Schauspielers Tom Hanks ähnlich sieht. Der Schauspielerkörper wird auf diese Weise zum Lieferant von Daten: Zunächst durch Ganzkörperscans, die als Grundlage des Modellings der Figuren dienen und später durch die Performance Capture, die zur Grundlage der Animation der Figuren verwendet wird.

15 Allein die Werbekampagne kostete angeblich 125 Millionen US-Dollar. (Vgl. Aldred 2006)

16 Zu den technischen Details der Produktion von *The Polar Express* vgl. auch Fordham 2004: 118ff.; Robertson 2004; Schaub 2005a und Schaub 2005b.

Fazit

Im Zuge des Zusammenwachsens von Animation und Live Action zu hybriden Bewegungsbildern ergeben sich Möglichkeiten zu veränderten Inszenierungsstrategien von Körperbildern. Es wurde deutlich, wie in Filmen wie *Sky Captain and the World of Tomorrow*, *Sin City*, *300* oder *A Scanner Darkly* Aufnahmen der Schauspieler zu einem grafischen Bildelement unter anderen werden und damit ihre herausgehobene Stellung in der Hierarchie der Bildgestaltung verlieren, die sie auch in Mischfilmen bis dahin innehatten. Der Schauspieler agiert nicht mehr neben oder mit animierten oder gezeichneten Elementen, die seine Körperlichkeit nicht zu beeinflussen scheinen. Vielmehr kommt es auch in Bezug auf die Körperbilder der Darsteller, die zu einem Teil der animierten Bildwelten werden, zu einer deutlich sichtbaren Annäherung an die Animation.

In Bezug auf den Film *The Polar Express* wurde besonders deutlich, dass dies auch eine Veränderung im Verhältnis von Schauspielerkörper, Aufnahmeapparatur und Publikum nach sich zieht. Während hier ein Facettenauge aus Sensoren und Kameras den Körper abtastet und vermisst, musste sich der Filmdarsteller nur einer einzelnen Kamera präsentieren. Die Leistung des Filmdarstellers war es, sich dem forschenden Blick der Kamera auszusetzen und diesem sich selbst entgegen zu setzen – immer im Bewusstsein, dass das Publikum den Blick der Kamera übernimmt: »Das Bewußtsein davon verläßt den Filmschaudarsteller nicht einen Augenblick. *Der Filmdarsteller weiß, während er vor der Apparatur steht, hat er es in letzter Instanz mit dem Publikum zu tun*«. (Benjamin 2003: 27f.; Herv. i. Org.) Wird der Schauspieler nun aber nachträglich zum Gegenstand von Animationen und grafischer Bearbeitung, spielt er nicht mehr in der Gewissheit, es in letzter Instanz mit dem Publikum zu tun zu haben. Seine Schauspielerleistung steht nicht mehr unbedingt in einer direkten Verbindung zu jener im Bild sichtbaren – obwohl er tatsächlich einzelne Szenen des Films am Set gespielt hat.[17] Denn während die Filmkamera das Bild eines Schauspielerkörpers auf dem materialen Bildträger fixierte, um es als ikonischen Code zu speichern, ist die digitale Datenspeicherung nicht auf Fixierung oder Bewahrung der schauspielerischen

17 Überdeckt wird die veränderte Rolle der Schauspieler in den meisten der vorgestellten Filme zu einem Teil dadurch, dass sie mit bekannten Schauspielern arbeiten, mit denen das Publikum bestimmte Vorstellung verbindet. So weist Aldred darauf hin, dass die Vermarktung von *The Polar Express* als einem Film, in dem Tom Hanks mitspielt, vor allem darauf zurückzuführen ist, dass das Produktionsstudio Angst hatte, der finanzielle Misserfolg des Films *Final Fantasy* (USA/J 2001) könne sich wiederholen. Dieser Film hatte ebenfalls mit animierten menschlichen Figuren gearbeitet, die in einer fotografieähnlichen Ästhetik inszeniert waren – bei der Animation allerdings auf den Einsatz von Stars verzichtet. (Vgl. Aldred 2006: 154)

Leistung des Darstellerkörpers ausgelegt. Die Bildinformation wird hier nicht still gestellt, sondern vielmehr zur grafischen Be- oder Verarbeitung frei gesetzt. Der Schauspieler ist damit vom Darsteller zum Datenlieferanten geworden. Seine Körperdaten können wie jedes computergenierte Element behandelt und damit Teil der Animation werden.

Die veränderten Produktionsmethoden haben Auswirkungen auf die Wahrnehmung der Schauspielerarbeit. So müsste man z.B. annehmen, dass der Schauspieler Andy Serkis jedem regelmäßigen Kinogänger bekannt ist – immerhin spielte er in mehreren weltweit höchst erfolgreichen Spielfilmen eine der Hauptrollen. Die Figuren, die er ›verkörperte‹, waren in diesen Filmen zentral, weshalb Serkis Name auf Filmplakaten stand und als einer der ersten im Abspann genannt wurde: im Remake des Filmklassikers *King Kong* (NZ/USA 2005) als Darsteller des riesigen Gorillas Kong, in den zwei letzten Filmen der *The Lord of the Rings*-Trilogie (NZ/USA 2001-2003) als der der zwergenhaften Kreatur Gollum. Das Bild seines Körpers spielt jedoch in keinem der Filme eine Hauptrolle[18] – weder verborgen hinter einer Maske noch versteckt in einem Kostüm. Andy Serkis verkörperte computergenerierte Animationen. Er spielte sowohl Kong als auch Gollum, indem er zu ihrer ›Belebung‹ per Motion Capture digitalisierte Körper- sowie Bewegungsdaten beisteuerte und mit seiner schauspielerischen Leistung die Animatoren inspirierte, die ihre Geschöpfe nach seinem Bild modellierten und animierten.

Der Schauspieler oder die Schauspielerin muss in diesem Fall nicht nur den Darstellungsstil an die sich veränderte Aufzeichnungssituation anpassen – seine bzw. ihre Schauspielkunst ist zudem auf der Leinwand nicht mehr von der Arbeit der Grafiker und Animatoren zu unterscheiden. Wie deren Beitrag zu Gestaltung hybrider Bewegungsbilder wird ihr bzw. sein Wirken erst durch Hintergrundinformationen, die über Foren im Netz, in Fachmagazinen oder im Zusatzmaterial der DVD-Versionen verbreitet werden, für den Zuschauer überhaupt erfahrbar.

Literatur

Aldred, Jessica (2006): »All Aboard The Polar Express. A ›Playful‹ Change of Adress in the Computer-Generated Blockbuster«. Animation 1 Nr. 2, S. 153-172.

Arnheim, Rudolf (2002): Film als Kunst, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

18 Serkis hat allerdings sowohl in *The Lord oft the Rings* als auch in *King Kong* einen Auftritt in einer Nebenrolle: In *The Lord of the Rings* spielt er in einer Rückblende im dritten Teil (*The Return of the King*) den Hobbit Sméagol, bevor dieser durch den Einfluss der dunklen Macht des Rings zur Kreatur Gollum verwandelt, in *King Kong* ist er neben seiner Mitarbeit an der Figur des Riesenaffen Kong auch noch in der Rolle des Schiffskochs zu sehen.

Benjamin, Walter (2003): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bertram, Stefan (2005): VFX, Konstanz: UVK.

Bordwell, David; Thompson, Kristin (2004): Film Art. An Introduction, New York: McGraw – Hill.

Darley, Andrew (2007): »Bones of Contention. Thoughts on Study of Animation«. Animation 2 Nr. 1, S. 63-76.

Dietrich, Daniela/Appelt, Christian (Hg.) (2005): Stop motion – die fantastische Welt des Puppentrickfilms. Eine Ausstellung des Deutschen Filmmuseums, Frankfurt/M.: Deutsches Filmmuseum.

DiLullo, Tara (2007): 300. The Art of the Film, Aperg: Amigo Grafik.

Duncan, Jody (2005): »Cool Cars, Hot Women and Hard Bastard Men«. Cinefex Nr. 102, S. 14-30.

Eßer, Kerstin (1997): Bewegung im Zeichentrickfilm. Eine vergleichende Analyse öffentlich-rechtlicher Zeichentrick-Koproduktionen für das deutsche Kinderfernsehen unter besonderer Berücksichtigung ästhetischer und historischer Aspekte, Frankfurt/M. u.a.: Lang.

Fordham, Joe (2004a): »A Dream of Christmas«. Cinefex Nr. 100, S. 112-135 u. 169-170.

Fordham, Joe (2004b): »Brave New World«. Cinefex Nr. 98, S. 16-33.

Giesen, Rolf (2000): Künstliche Welten im Film. In: Rolf Giesen/Claudia Meglin (Hg.), Künstliche Welten, Tricks, Special Effects und Computeranimation im Film von den Anfängen bis heute, Hamburg und Wien: Europa Verlag, S. 7-9.

Giesen, Rolf (2003): Lexikon des Trick- und Animationsfilms, Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf.

Hurwitz, Matt (2006): »Nothing is Real: Richard Linklater's A Scanner Darkly«. Http://www.uemedia.net/CPC/vfxpro/article_15208.shtml (24.4. 2007).

Kerlow, Isaac (2004): »Creative Human Character Animation: The Incredibles vs. The Polar Express«. Http://vfxworld.com/?sa=adv&code=319b255d&atype=articles&id=2306 (2.3. 2007).

Langer, Mark (2002): »The End of Animation History«. Http://asifa.net/SAS/articles/langer1.htm (10.2. 2007).

Monaco, James (1996): Film verstehen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Mulack, Thomas/Giesen, Rolf (2002): Special visual effects. Planung und Produktion, Gerlingen: Bleicher.

Robertson, Barbara (2004): »Animation oder Wirklichkeit?«. Digital Produktion 8 Nr. 6, S. 28-32.

Schaub, David (2005a): »The Polar Express Diary: Part 2. Performance Capture & the MoCap/Anim Process«. Http://vfxworld.com/?sa=adv&code=1e242f07&atype=articles&id=2390 (2.3. 2007).

Schaub, David (2005b): »The Polar Express Diary. Part 3. The Mocap/Anim Process«. Http://vfxworld.com/?sa=adv&code=1e242f07&atype=articles&id=2402 (2.3. 2007).

Thompson, Kristin (1980): »Implications of the Cel Animation Technique«. In: Stephen Heath/Teresa de Lauretis (Hg.), The Cinematic Apparatus, London and Basingstoke: Macmillan, S. 106-120.

Weibel, Peter (1995): Pittura – Immedia, Klagenfurt: Ritter.

Wells, Paul (1998): Understanding Animation, London and New York: Routledge.

Weitere Internetquellen

Zu *The Polar Express* (Produktionsdetails): Http://www.cinefacts.de/kino/film/18260/5/der_polarexpress/das_verfahren/infodetails.html (21.4. 2007).

Zum Thema Motion Capture: Http://en.wikipedia.org/wiki/Motion_capture (22.4. 2007).

Filme

300, USA 2006 (117 min); Regie: Zack Snyder.

A Scanner Darkly, USA 2006 (100 min); Regie: Richard Linklater.

Final Fantasy: The Spirits Within, USA/Japan 2001 (106 min); Regie: Hironobu Sakaguchi.

King Kong, NZ/USA 2005 (180 min); Regie: Peter Jackson.

Mary Poppins, USA 1964 (139 min); Regie: Robert Stevenson.

Pete's Dragon (dt.: Elliot, das Schmunzelmonster), USA 1977 (128 min); Regie: Don Chaffey.

Sin City, USA 2005 (124 min); Regie: Frank Miller; Robert Rodriguez.

Sky Captain and the World of Tomorrow, USA 2004 (106 min); Regie: Kerry Conran.

The Lord of The Rings: The Two Towers (dt.: Der Herr der Ringe: Die zwei Türme), NZ/USA/D 2002 (179 min); Regie: Peter Jackson.

The Lord of The Rings: The Return of the King (dt.: Der Herr der Ringe: Die Rückkehr des Königs), NZ/USA/D 2003 (201 min); Regie: Peter Jackson.

The Polar Express (dt.: Der Polarexpress), USA 2004 (99 min); Regie: Robert Zemeckis.

The Three Caballeros, USA 1944 (72 min); Regie: Norman Ferguson.

Who Framed Roger Rabbit (dt.: Falsches Spiel mit Roger Rabbit), USA 1988 (103 min); Regie: Robert Zemeckis.

Körper-Performance und mediale Präsentation: Zur Inszenierung von Körper im Videoclip

MARTINA SCHUEGRAF

Welche Bedeutung hat der Körper in der medialen Präsentation? Wie wird er von den Künstlerinnen und Künstlern in Szene gesetzt? Und welche Rolle spielt er letztlich in der Wechselbeziehung von Performenden und Zuschauenden?

Diesen Fragen möchte ich im Folgenden nachgehen und anhand eines empirischen Interviewbeispiels analysieren. Die Erkenntnisse resultieren aus einer qualitativen Studie zum Musikfernsehen, wobei hier die Konvergenz der Medien untersucht wurde, u.a. in Bezug auf die Wahrnehmung der Inszenierung von Künstlerinnen und Künstlern seitens der Rezipientenschaft. Für die Untersuchung habe ich 12 Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 16 bis 24 Jahren durchgeführt, wobei die Geschlechterverteilung paritätisch war. Es zeigte sich in der Studie, dass das Verhältnis zu den verschiedenen Stars und ihrer Musik für die Interviewteilnehmerinnen und -teilnehmer eine entscheidende Rolle spielte, denn diese Altersgruppe beobachtet und verfolgt die Inszenierungen und Wandlungen der sie interessierenden Bands und Interpretinnen bzw. Interpreten sehr genau. Wichtig war dabei, dass sie Musikfernsehen schauen, Senderpräferenzen standen jedoch nicht im Vordergrund. Darüber hinaus wurden weitere Medien, die für die jeweiligen Interviewteilnehmenden von Bedeutung waren, mit einbezogen. Auf diese Weise war es möglich, die Inszenierung der Stars über verschiedene Medien hinweg zu thematisieren, wobei Bild *und* Ton wichtige Inszenierungsträger waren. Folgend jedoch wird das Gewicht auf das Bild und darin speziell auf den Körper gelegt.

In den anschließenden Ausführungen möchte ich in einem ersten Schritt auf drei performativitätstheoretische Konzepte eingehen, die Leib bzw. Körper als Materialität, Korporalität und mimetische Gesten in Bezug auf den Aufführungscharakter und Inszenierungen diskutieren. Sie bilden den Aus-

gangspunkt für meine Überlegungen zur Inszenierung von Körper im Videoclip, da sie sich für die Analyse medialer Aufführungen im Sinne performativer Akte gut eignen. In einem zweiten Schritt soll anhand eines Interviewausschnitts aus meiner empirischen Studie exemplarisch dargestellt werden, wie sich diese theoretischen Überlegungen mit der Körperinszenierung von Stars verbinden lassen und wie dabei die Wahrnehmung seitens der Rezipientenschaft und die Inszenierung seitens der Künstlerinnen und Künstler aufeinander treffen. Hierbei dient die Inszenierung Madonnas als beispielhaftes Anschauungsmaterial, da sie von einer Interviewpartnerin zur Verdeutlichung angeführt wurde.

Leib – Körper – Materialität

Zuerst beziehe ich mich auf das Konzept von Judith Butler, die am Beispiel von Geschlecht und Geschlechtsidentität den Körper als diskursiv markierten und in diesem Sinne konstruierten entwickelt. Sie richtet sich bereits in ihrem Buch *Gender Trouble* oder zu Deutsch *Das Unbehagen der Geschlechter* gegen die Bipolarität von Geschlechtsidentität (*Gender*) und Geschlecht (*Sex*), da der Körper für Butler ein Konstrukt und keine biologische Entität ist. Ihrer Auffassung nach gibt es keine Unterscheidung zwischen Sex und Gender, denn »der ›Leib‹ ist selbst eine Konstruktion – die unzähligen ›Leiber‹, die das Feld der geschlechtlich bestimmten Subjekte bilden. Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge.« (Butler 1991: 26) Damit geht Butler davon aus, dass »Ursache und Wirkung« umgekehrt gedacht werden müssen. Das Geschlecht als Sex ist nicht der Geschlechtsidentität bzw. dem sozialen Geschlecht vorgängig, sondern es ist der *Effekt* der Konstruktion von Geschlecht.

Hier wendet sich Butler gegen die Position, dass das biologisch-anatomische Geschlecht wie im hegemonialen (Herrschafts-)Diskurs als »*Substanz*« (ebd.: 40, Hervorh. im Original) oder als »selbstidentisches Seiendes« (ebd.) gesehen werden kann. Ihrer Ansicht nach ist es unmöglich, und das würde durch den Schein verschleiert, ein Geschlecht oder eine Geschlechtsidentität zu *sein*. Für Butler ist (Geschlechts-)Identität nicht vorgängig, sondern eine soziale Konstruktion, die performativ hervorgebracht wird. Dies weist zugleich darauf hin, dass sie mit ihrem Performativitätspostulat eine Prozesshaftigkeit der Hervorbringung von Geschlecht und Identität privilegiert und keinen festgelegten Vorgang im Blick hat.

Diese Gedanken zur Markierung von geschlechtlichen Zuschreibungen und Geschlechtsidentität führt Butler weiter aus, indem sie sich dem Körper zuwendet und ebenso sein Konstruiertsein als diskursives Produkt beschreibt. Sie geht nicht von einem souveränen Subjekt aus, sondern von einem diskursiv hergestellten, das sich in performativen Akten konstituiert und sich darin

zeigt. Ebenso gelangt der Körper erst durch seine performativen Akte zur Realität und besitzt nicht als Objekt der Einschreibung einen naturgegebenen Status. Hier knüpft sie an Foucaults Überlegungen an, der den Körper als einen produzierten entwickelt und ihn beispielsweise in *Überwachen und Strafen* als einen »gelehrigen« bezeichnet, wobei er folgendes Bild deskribiert:

»In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Soldat etwas geworden, was man fabriziert. Aus einem formlosen Teig, aus einem untauglichen Körper macht man die Maschine, deren man bedarf; Schritt für Schritt hat man die Haltungen zurechtgerichtet, bis ein kalkulierter Zwang jeden Körperteil durchzieht und bemeistert, den gesamten Körper zusammenhält und verfügbar macht und sich insgeheim bis in die Automatik der Gewohnheiten durchsetzt.« (Foucault 1994: 173)

So begreift auch Butler den Körper nicht als Mittel des Ausdrucks, das, einem inneren Kern folgend, das Innere nach außen wendet, sondern umgekehrt, was äußerlich ist, wird zum Inneren des Körpers, was für Butler der »Effekt einer leiblichen Bezeichnung« ist und auf diese Weise zum Ausdruck gelangt:

»Anders formuliert: die Akte, Gesten und Begehren erzeugen den Effekt eines inneren Kerns oder einer inneren Substanz; doch erzeugen sie ihn *auf der Oberfläche* des Körpers, und zwar durch das Spiel der bezeichnenden Abwesenheiten, die zwar auf das organisierende Identitätsprinzip hinweisen, aber es niemals enthüllen. Diese im allgemeinen konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als *performativ*, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltende Fabrikationen/Erfindungen sind. Daß der geschlechtlich bestimmte Körper performativ ist, weist darauf hin, dass er keinen ontologischen Status über die verschiedenen Akte, die seine Realität bilden, hinaus besitzt.« (Butler 1991: 200, Hervorh. im Original)

Des Weiteren sieht Butler die Beziehung zwischen Original und Kopie vielschichtiger als es gemeinhin angenommen wird. Sie hinterfragt hiermit die Vorstellung von falsch und richtig bzw. von geglückt und misslungen. Am Beispiel der Travestie, was sie in ihrem nachfolgenden Werk *Körper von Gewicht* weiter ausführt, verdeutlicht sie performative Subversionen im Hinblick der Unterscheidung zwischen der »Anatomie des Darstellers (*performers*) und der dargestellten Geschlechtsidentität«. (Butler 1991: 202) Sie illustriert an diesem Beispiel, dass die Inszenierung einer Geschlechtsidentität – beispielsweise von *Drags* – nicht mit dem biologisch-anatomischen Geschlecht übereinstimmt und dennoch eine überzeugende Aufführung dieser Geschlechtsidentität sein kann, ohne sich jedoch auf einen inneren Kern zu berufen.

»Wenn die Anatomie des Darstellers immer schon von seiner Geschlechtsidentität unterschieden ist, und diese beiden sich wiederum von der Geschlechtsidentität der Darstellung (*performance*) unterscheiden, dann verweist die Darstellung nicht nur auf eine Unstimmigkeit zwischen Geschlecht (*sex*) und Darstellung, sondern auch auf eine Unstimmigkeit zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität (*gender*) und zwischen Geschlechtsidentität und Darstellung.« (Butler 1991: 202)

Sie spricht hier auch von einer »Geschlechter-Parodie« (Butler 1991: 203), wobei die Imitation nicht voraussetzt, dass es ein Original gibt, an dem sich die Parodie orientiert, sondern umgekehrt: Durch die Imitation wird das vermeintliche Original selbst als Imitation entlarvt. Hierin liegt für Butler die Möglichkeit der Verschiebung durch eine Neu- oder wie sie sagt: Re-Kontextualisierung. Durch die Imitation der Imitation usw. verschiebt sich in der Wiederholung die Bedeutung des Originals.

»Der hier verteidigte Begriff der Geschlechter-Parodie (*gender parody*) setzt nicht voraus, daß es ein Original gibt, das diese parodistischen Identitäten imitieren. Vielmehr geht es gerade um die Parodie *des* Begriffs des Originals als solchem. […] die Geschlechter-Parodie [offenbart], daß die ursprüngliche Identität, der die Geschlechtsidentität nachgebildet ist, selbst nur eine Imitation ohne Original ist. Oder genauer gesagt: sie ist eine Produktion, die effektiv – d.h. in ihrem Effekt – als Imitation auftritt. Diese fortwährende Verschiebung ruft eine fließende Ungewißheit der Identitäten hervor, die ein Gefühl der Offenheit für deren Re-Signifizierung und Re-Kontextualisierung vermittelt. Die parodistische Vervielfältigung der Identitäten nimmt der hegemonialen Kultur und ihren Kritiken den Anspruch auf naturalisierte oder wesenhafte geschlechtlich bestimmte Identitäten. […] Als Imitationen, die die Bedeutung des Originals verschieben, imitieren sie den Mythos der Ursprünglichkeit selbst.« (Butler 1991: 203)

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass für Butler Identität durch die »*stilisierte Wiederholung der Akte*« (ebd.: 206, Hervorh. im Original) in der Zeit konstituiert und im Außen verortet ist. Ihre Vorstellung der Möglichkeit zur Verschiebung der Geschlechtsidentität liegt in der Möglichkeit einer missglückten Wiederholung, die zu einer Deformation oder parodistischen Repetition in der Aufführung gelangen kann. Doch geht es ihr in der parodistischen Imitation nicht darum, die Aufführung als Kopie und somit als falsch zu entlarven, sondern aufzuzeigen, dass das Original selbst eine Imitation und auch Inszenierung ist.

Um nun den Körpern »mehr Gewicht zu verleihen«, entwickelt Butler ihre Theorie der Materialität. Selbst die geschlechtlich markierten Körper sind in diesem Sinne – wie bereits erwähnt – diskursiv erzeugte Produkte. D.h. dass das, was als physischer Körper wahrgenommen wird, erst durch Diskurse in Erscheinung tritt, somit ermöglicht dies die Verschiebung von Subjektposi-

tionen und Geschlechterkategorien. Zur Konstituierung der Materialität der Subjekte ist Macht wirksam, wobei Butler Foucault folgt. Dieses Machtprinzip – oder auch die »Operation der Macht« (Butler 1997: 61) – erzeugt das Subjekt der Subjektivierung, das es gleichzeitig unterwirft. In Bezugnahme auf Foucaults *Überwachen und Strafen* schreibt Butler, dass dies nicht nur für die Materialität des Körpers eines Gefangenen (oder Staatsuntergebenen wie bei dem oben beschriebenen Soldaten) gilt,

»sondern auch des Körpers des Gefängnisses. […] Demnach ist das Gefängnis in dem Umfang *materialisiert*, in dem es *mit Macht ausgestattet* ist, oder, um grammatisch genau zu sein, es gibt kein Gefängnis vor der Materialisierung. […] Der Körper ist in diesem Kontext keine unabhängige Materialität, die von ihr äußerlichen Machtbeziehungen belehnt wird, sondern er ist dasjenige, für das Materialisierung und Belehrung deckungsgleich sind.« (Butler 1997: 61, Hervorh. im Original)

Den Prozess, den Butler Materialisierung nennt, bringt das Subjekt in der Zitatförmigkeit hervor, indem Macht und Normen zitiert werden. Somit lässt sich abschließend für Butler konstatieren, dass Geschlechterkategorien und in diesem Zusammenhang ebenso Körper diskursive Konstrukte sind, die nicht einmalig erhalten oder, um mit Butler zu sprechen, materialisiert werden, sondern sie werden immer wieder neu beschrieben, somit zugewiesen und auf diese Weise performativ erzeugt.

Korporalität und Mimesis

Sybille Krämer erweitert diese Auffassung von Performativität, indem sie eine Position entwickelt, die stärker den Körper fokussiert, und den Handlungscharakter als physische Aufführung in den Mittelpunkt rückt. In dieses Konzept fließt die Erfahrung künstlerischer Performances und die Entwicklungstendenz in den Künsten mit ein. Damit nimmt sie das künstlerische Werk im Übergang zum Ereignis in den Blickpunkt der Betrachtung. Dieser Ereignischarakter des Performativen geht nach Krämer über eine iterabilisierende Konzeption – wobei sie auf Butler verweist – hinaus. Dem stellt sie das Konzept der korporalisierenden Performativität entgegen:

»Während die iterabilisierende Performativität ihren Ausgang nimmt vom reproduktiven Charakter als der definierenden Bedingung alles Semiotischen, gilt hier das Augenmerk umgekehrt dem Ereignischarakter und damit der Instabilität und Flüchtigkeit von Aufführungen, die in eben ihrem Ereignis- und Präsenzaspekt den Rahmen repräsentational fungierender Semiosis immer auch überschreiten. Auf zwei Facetten kommt es hier an: Einmal bedarf die performance des Zuschauers, ist also an Wahrnehmungsvorgänge, an Aisthetisierung und ein Sich-Zeigen grundsätzlich gebunden. Sie findet ihren Ort im sinnlich-aktualen Spannungsverhältnis zwischen

Akteur und Betrachter, wobei der Handlungscharakter des Zuschauens gerade dadurch unterstrichen wird, dass in einer Vielzahl von performances der Zuschauer zum – mehr oder weniger freiwilligen – Kollaborateur der Aufführung wird. Zum anderen zehrt die performance vom Eigengewicht, welches der Korporalität und Materialität des Darstellungsgeschehens zukommt. Das Physische im Vollzug einer Aufführung – der Körper des Schauspielers und alle sinnlich sichtbaren Attribute einer Aufführung – bleiben dabei nicht länger Zeichen für einen dahinter liegenden immateriellen Sinn, der in der Materialität des Darstellungsgeschehens lediglich zur Erscheinung kommt. […] *›Korporalisierende Performativität‹ […] geht davon aus, dass ein durch die Erfahrung der performance inspiriertes Konzept von Theatralität ein Modell abgeben kann für die schöpferische Metamorphose der wahrgenommenen Welt, im Wechselverhältnis von Akteur und Betrachter.*« (Krämer 2004: 17f., Hervorh. im Original)

Schon in ihren früheren Werken (z.B. Krämer 1998) spricht Krämer von der Perzeption durch das Publikum und drängt auf die Bedeutung der Zuhörenden oder auch -sehenden in der Aufführung. In diesem Wahrnehmungsprozess nehmen ebenso die Betrachterinnen bzw. Betrachter eine handlungsbezogene Rolle ein und werden auf diese Weise zu Mittragenden der Inszenierung. Andererseits drängt sie auf die physische Bedeutung des Körpers und damit der Materialität, durch die der Charakter des In-Szene-Setzens bestimmt ist. Erst durch die körperliche Performance der Darstellenden wird Performativität zur Aufführung gebracht. Somit geht es nicht um die Repräsentation, sondern um die Präsentation des Sichtbaren im Darstellungsgeschehen. Doch unterliegt auch die Aufführung Gelingensbedingungen, die durch das betrachtende Publikum zum Zuge kommen. In der Anerkennung wird der performative Akt als gelungen oder in der Nicht-Anerkennung als gescheitert betrachtet. Gerade dieses Oszillieren zwischen Darstellenden und Betrachtenden unterstreicht die gegenseitige Bezugnahme in Präsentation und Perzeption, die sich auf beide Richtungen – von den Zuschauenden auf die Aufführenden und umgekehrt – bewegt. Zudem ist die Aufführung durch die Wiederholung gekennzeichnet. In der Reproduktion der Produktion liegt die Möglichkeit der Veränderung und des Anderswerdens – was auf Butler verweist –, wodurch die Einmaligkeit des Ereignisses – um mit Krämers Worten zu sprechen – im Unterschied zur Geltung kommt.

»Zum andern ist unübersehbar […], dass es das ›reine‹ Ereignis der absolut gefassten Singularität einer Aufführung nicht gibt. Das Ereignishafte zeigt sich nur auf der Folie eines Unterschieds, der durch die Reproduktion (und das Anderswerden eben dies Reproduzierten) gestiftet wird und ›Einmaligkeit‹ überhaupt erst erfahrbar macht. Überdies ist nahezu allen performances ein auf das kulturelle Archiv zurückgreifendes – mimetisches – Element eingeschrieben.« (Krämer 2004: 18)

Hierin wird erneut deutlich, und damit lässt sich Krämer durchaus an Butler anschließen, dass Performativität auch in der Aufführung im Sinne eines physischen Vollzugs, bei dem Korporalität und Materialität des Darstellungsgeschehens im Mittelpunkt stehen, der Iterabilität und Alterität und damit der Erzeugung von Differenz in der Reproduktion bedürfen.

Was Krämer hier als Korporalität in Verbindung mit der unabdingbaren Wechselbeziehung zwischen Aufführenden und Zuschauenden in einer künstlerischen Performance betont, greifen auch Christoph Wulf und Gunter Gebauer in ihrer Konzeption mimetischen Handelns bzw. Prozesse performativer Handlungsvollzüge auf. Gebauer und Wulf begreifen mimetische Akte nicht als reine Reproduktionen, sondern als kreative Handlungen, denn »soziale Ereignisse gleichen sich nie exakt [...] ihre Gleichheit liegt in der Variation«. (Gebauer/Wulf 1998: 13) Doch stellen sie dabei heraus, dass potenzielle Beobachterinnen und Beobachter sich stets darüber im Klaren sind, zwei einander gleichende Handlungen zu betrachten. Als zentrale Kategorie sozialen Handelns entwickeln sie drei Dimensionen, die ihrem Verständnis nach grundlegend sind für ein Konzept der Mimesis:

»Zum einen entwirft sie [die soziale Kategorie, M.S.] das Individuum als Teil eines größeren sozialen Zusammenhangs, indem es zu seiner Umwelt Bezug nimmt. Zum zweiten hebt es hervor, daß am sozialen Handeln wesentlich der Körper mit seinen Sinnen beteiligt ist. Drittens rückt es das gestalterische und sinnliche Herstellen sozialer Welten in das Zentrum der Betrachtung. In mimetischen Handlungen machen die sozialen Subjekte eine je vorgängige Welt noch einmal, als *ihre* Welt. Mit diesen Akten stellen sie eigene Welten her und fügen sich in die Gesellschaft ein. Sie nehmen an dieser teil und geben ihr eine körperhafte Existenz. Ebenso wie das Subjekt in der Welt enthalten ist, enthält es die Welt. Die im mimetischen Handeln erzeugten Welten haben einen zeigenden Charakter; sie werden in öffentlichen Aufführungen dargestellt. Auf Grund dieses Merkmals haben sie den Charakter eines Spiels.« (Gebauer/Wulf 1998: 300, Hervorh. im Original)

Zur Veranschaulichung mimetischer Prozesse beschreibt Wulf die Aufführung einer Mädchentanzgruppe in einem Schulprojekt. Die Mädchen tanzen zu dem Song *Mambo No. 5* von Lou Bega und studieren hierfür in Anlehnung an den Videoclip ihre Choreographie ein. Dabei betont Wulf, dass die Mädchen *ihre* Aufführung in Szene setzen und damit *ihre* Wirklichkeit des *Mambo No. 5* erschaffen. Zudem sind die Zuschauerinnen mit an der Performance beteiligt, indem sie Elemente der Vorführung aufnehmen und wiederholen. An diesem Beispiel illustriert Wulf, dass jedoch keine der Bewegungen mit ihrer früheren identisch ist, sondern »in der Wiederholung entsteht jede Bewegung von neuem. Daran ändert auch das Einüben der Bewegung und ihrer Koordination nichts«. (Wulf 2001a: 332) Für Wulf zeigt sich an dieser Szene-

rie die Komplexität des mimetischen Prozesses, der mit jeder Wiederholung der Bewegung hervorgebracht wird.

»Wenn die Mädchen eine Tanzbewegung machen, nehmen sie gleichsam einen Abdruck von der Welt, für die diese Bewegung steht; indem sie diese vollziehen, gestalten sie diese und ihr Verhältnis zu der Welt, für das diese Bewegung steht. In der Hervorbringung der Bewegung machen die Mädchen sowohl die Bewegung als auch die in ihr repräsentierte Welt zu einem Teil ihrer selbst. Desgleichen werden sie bei dem Vollzug der Bewegung von dieser ergriffen und durch die Welt, für die sie steht, geformt.« (Wulf 2001a: 332)

Wie auch Krämer in ihrer Konzeption herausgearbeitet hat, gehören zum mimetischen Prozess ebenso die Zuschauenden, die sich in der Aufführung auf das Geschehen beziehen. Wulf geht es in diesem Beziehungs-Verhältnis darum, dass sie sich in die Aufführung hinein »erweitern«, sich ihr »angleichen« und dabei Bewegung, Rhythmus und Darstellungsformen in ihre Erfahrungs- und Vorstellungswelt aufnehmen. (Vgl. Wulf 2001a: 337) In dieser Folge definieren Wulf und Gebauer soziale Handlungen dann als mimetisch, *»wenn sie als Bewegungen Bezug auf andere Bewegungen nehmen, wenn sie sich als körperliche Aufführungen oder Inszenierungen begreifen lassen und wenn sie eigenständige Handlungen sind, die aus sich heraus verstanden werden können und die auf andere Handlungen oder Welten Bezug nehmen«*. (Wulf 2001: 254, Hervorh. im Original)

Zum einen erzeugen mimetische Prozesse damit in Bezug auf andere Welten, Menschen und Situationen immer etwas Neues, zum anderen bringen sie etwas zur Darstellung und sind damit performativ.

Prozesse des sozialen Handelns sind demnach mimetisch, wenn die Welt im Handelnden und das »Begriff-Werden der Welt« durch die Handelnden inkorporiert werden. Im Verlauf der Prozesse des sozialen Handelns »ähnelt sich der Körper des Handelnden der Welt an und macht sie zu einem Teil seines Körpers. Dabei kommt es zu einer ›Erweiterung‹ seines Körpers durch die Einverleibung von Welt«. (Wulf 2001: 265) Auf diese Weise ist Mimesis »das Prinzip des praktischen Wissens der Handelnden und zugleich das Strukturierungsprinzip der sozialen Welt«. (Gebauer/Wulf 1998: 61)

Gebauer und Wulf postulieren mehrfach in ihrem Konzept mimetischen Handelns, dass das menschliche Verhältnis zur Welt in mimetischen Prozessen mittels des Körpers zur Aufführung kommt. Bedeutsam ist dabei, dass dieses Verhältnis von Subjekt und Welt als ein wechselseitiges Verhältnis gedacht werden muss. In diesem Zusammenhang erscheinen mir auch ihre Ausführungen zu *Gesten* von besonderer Relevanz zu sein. In einem Rückblick auf die historische Gewachsenheit menschlicher Gesten beschreiben sie diese in ihrer Entwicklung als *Taten*. In diesem Verständnis »sind Gesten nicht nur

körperliche Begleiterscheinungen des menschlichen Ausdrucks und seiner Darstellung. Sie können auch materielle Veränderungen hervorrufen; sie sind Taten und als solche Ausdruck eines zentralen menschlichen Weltverhältnisses«. (Gebauer/Wulf 1998: 107) Des Weiteren führen sie aus, dass dabei »gestische Elemente aus bekannten Kontexten herausgelöst, in einen neuen Kontext eingebracht und in Übereinstimmung mit den neuen Bedingungen verändert« werden. (Gebauer/Wulf 1998: 108) Mit Hilfe der Hervorbringung dieser Gesten versucht das Subjekt, Einfluss zu nehmen und sich der Welt und ihren Verhältnissen anzugleichen. Bezieht man nun dieses Verhältnis menschlicher Gesten zur Welt auf Kontexte künstlerischer Vorführungen, sind sie einerseits (einzigartige) Darstellungsmittel der Aufführenden in ihrer Performance und andererseits Ausdruck der Wahrnehmung und (Wieder-)Aufführung durch die Betrachtenden.

Eine weitere wichtige Form des Sich-Ausdrückens sind verschiedene Arten der Bewegung, die in unterschiedlichen Weisen aufgeführt werden können. Gebauer und Wulf zeichnen hier ein »Zwei-Partner-Modell«, wobei der eine der Modellgeber ist und mit seiner Vorbildfunktion auf den Körper des anderen einwirkt. Der andere ist der Lernende, der die Bewegungen des ersten nachahmt, imitiert, ironisch-distanziert nachmacht (vgl. Gebauer/Wulf 1998: 41) oder auch parodiert, überzeichnet, satirisch kopiert. Diese verschiedenen Formen der Aufnahme von Bewegungen anderer explizieren ein weiteres Mal die Auswahl an denkbaren veränderten Aufführungspraktiken bei der Wiederaufführung und die darin enthaltene Möglichkeit zur Unterwanderung und subversiven Verschiebung. Gerade hierin wird nochmals deutlich – wie schon Butler an verschiedenen Beispielen aufgezeigt hat –, dass ebenso in mimetischen Prozessen das Potenzial zur Re- bzw. Neukontextualisierung durch das Spiel mit zitatförmigen Gesten und Bewegungen enthalten ist. Doch muss zum Wiedererkennen der Darstellung auch beim Zitieren von Eigenem oder Fremden eine wiedererkennbare Kohärenz in der Aufführung gegeben sein, damit das Postulat von Gebauer und Wulf, dass zwei gleiche Handlungen trotz ihrer Variation durch die Beobachtenden zu erkennen sein müssen, auch eingelöst werden kann.

Diese theoretischen Überlegungen sollen nun mit dem folgenden empirischen Beispiel in Verbindung gebracht und aufeinander bezogen werden. Bei der Analyse wird insbesondere das Wechselverhältnis von Performanden und Betrachtenden in den Blick genommen, da dies für die Inszenierung – hier des Körpers im Videoclip – von zentraler Bedeutung ist.

Körperinszenierung am Beispiel von Madonna

Am Beispiel des Interviews mit Susa, 21 Jahre alt, wurde besonders deutlich, welche herausragende Bedeutung der Körper, die Bewegungen und Gesten

von Künstlerinnen und Künstlern in der medialen Präsentation innehaben. Deshalb werde ich mich bei den folgenden Ausführungen auf sie beziehen, wobei sich jedoch in beinahe allen Interviews zeigte, welche Relevanz das Zusammenspiel von auditiver und visueller Ebene in dieser Hinsicht hat.

Susa hob immer wieder die Präsenz der Künstlerinnen bzw. Künstler bei der Cliprezeption hervor, was sich für sie von der reinen Musik- und damit Tonrezeption unterschied. Sie sucht nach »speziellen Handlungen« in einer Musikvideopräsentation, die für sie sinnstiftend wirken, und will nicht ausschließlich aneinander gereihte Bilder vorgesetzt bekommen. Durch die Bilder bzw. visuelle Ebene kann die Musik im Clip eine Bedeutungsverschiebung erfahren oder zumindest das Erleben – der Musik, der Interpretin / des Interpreten – beeinflussen, wie sie folgend beschreibt:

»Ich hör' hauptsächlich die Musik, aber ich find das jetzt, das ist oft so, dass ich ähm ein Lied hör', was mir nicht gefällt, und wenn ich dann das Video dazu sehe, gefällt mir das plötzlich. […] Zum Beispiel bei Madonna, das Neue jetzt American Life, da hab' ich das bloß immer, das kam in den News so'n bisschen, da hat man zwar Ausschnitte von dem Video gesehen, wo es nur noch das alte war, da hat man halt das Lied gehört im Hintergrund und da dachte ich mir, so toll ist das ja gar nicht. Und jetzt wo das Video direkt läuft und das Lied dazu, da gefällt mir das eigentlich (..) also ist manchmal seltsam.«

Abb. 1: Bildausschnitt aus dem Musikvideo zu American Life *von Madonna*



An Susas Aussage wird deutlich, dass bei ihrer Rezeption die Verstärkung der Musik durch die Bilder im Vordergrund steht. Die Bilder können ihr Musikerleben so weit beeinflussen, dass ein Lied, das sie rein musikalisch nicht besonders schätzt, durch das visuelle Erleben zu einem Titel avanciert, der ihr gefällt. Doch scheint sie keine richtige Erklärung für dieses Phänomen zu haben. Als ich sie jedoch frage, woran das liegen könne, versucht sie das an der Interpretin Madonna zu explizieren.

»Na bei ihr grade denke ich mal ist so (..) ihre äh Ausstrahlung oder so, kommt mir so, also ich find' die (..) also ich mein, das Video ist ja, ist ja total simpel gemacht, einfach die fahren im Hintergrund, die da durchlaufen. Die im Vordergrund, aber wie die Gesten von ihr, find' ich halt immer, weiß nicht (...) hat halt Ausstrahlung.«

Die Ausstrahlung der Künstlerin Madonna ist für Susa ausschlaggebend für die Intensivierung der Musik. Madonnas Bewegungen, ihre »Gesten« und ihr Gebaren scheinen auf Susa eine starke Anziehungskraft auszuüben. Wulf und Gebauer sprechen, wie ich bereits ausgeführt habe, von Gesten als Bewegungen des Körpers, die seine bedeutendsten Handlungs-, Darstellungs- und Ausdrucksformen sind, denn »sie beziehen sich mimetisch auf die Welt, auf Dinge und andere Menschen. [...] Mit Hilfe von Gesten werden Bewegungen, Räume sowie Körperpositionen gestaltet und Beziehungen zu anderen Personen inszeniert.« (Gebauer/Wulf 1998: 301)

Dieses inszenatorische Einsetzen des Körpers macht sich auch Madonna in ihren Auftritten zu Nutze. Für die Künstlerin ist das Musikvideo ein audiovisueller Artikulationsraum, über den sie ihre Rezipientenschaft in ihren Bann ziehen kann. Zudem lässt sich bei ihr ein Spiel mit Performanceelementen erkennen. Madonna zitiert in ihren Videoclips andere Stars und stellt Elemente ihrer Images in ihren eigenen Inszenierungskontext. Durch diese Art des Zitierens verbindet sie verschiedene Imageelemente, die unterschiedlichen Zusammenhängen entnommen sein können, und integriert diese in ihre Aufführung. Auf diese Weise finden Umdeutungen und Verschiebungen der Inszenierungselemente statt, die in einem neuen Kontext auch anders interpretiert werden können.

Michaela Krützen spricht hier von einer »De- und Rekontextualisierung« (Krützen 2002: 77)[1] disparater Stile und Bilder. Dies lässt zudem an iterative Rekontextualisierungen denken, von denen Butler spricht, wenn es um die Bedeutungsverschiebung durch Wiederholung und Neukontextualisierung geht. Außerdem scheint es Madonna zu gelingen, trotz dieses Spiels mit verschiedenen Images Kohärenz und damit Wiedererkennbarkeit herzustellen. Oder anders ausgedrückt: Ihr Spiel mit den Images ist das, was das Madonna-Image kohärent erscheinen lässt. Bedeutend ist jedoch in ihren Präsentationen das stete In-Szene-Setzen ihres Körpers. Die Möglichkeit der visuellen Inszenierung sieht auch Susa als das Moment an, was den Clip von der reinen Musikrezeption unterscheidet: »Das ist halt das das Visuelle, was man halt dazu noch mit sieht, das das macht schon was aus.«

Somit ist für Madonnas Inszenierung das Spiel mit verschiedenen Figuren bzw. Images charakteristisch. Durch die oben angesprochenen De- und Re-

1 Krützen zeichnet im genannten Artikel Madonnas inszenatorische Entwicklung und ihr Spiel mit ihrem Image in Videoclippräsentationen nach.

kontextualisierungen erzeugt Madonna stets neue Images. Dieses Spiel mit verschiedenen Imageelementen macht Madonnas »Gesamtimage« aus. Bei jeder neuen Platte, die Madonna veröffentlicht, wird in den Feuilletons sämtlicher Zeitungen nach ihrer aktuellen »Neuerfindung« gesucht.

Fazit

Für Susa – und nicht nur für sie – ist gerade Madonnas In-Szene-Setzen ihres Körpers von besonderer Relevanz. Susa expliziert am Beispiel von Madonna, dass die Bilder das Musikerleben beeinflussen und intensivieren können. Madonna gewinnt durch ihre Ausstrahlung und ihren körperlichen Auftritt in Videoclips an Intensität und Überzeugungskraft. Ihre Bewegungen und Gesten unterstreichen die musikalische Performance. Über ihren körperlichen Auftritt setzt sich die Künstlerin in Beziehung zu ihrem Publikum und schafft es auf diese Weise ihre Zuschauerinnen und Zuschauer wie Susa in ihren Bann zu ziehen. Der Künstlerin gelingt es, über die Visualität der Bilder die Musik in Szene zu setzen. Sie inszeniert mit bzw. durch ihren Körper ihre Musik und verstärkt dadurch das Musikerleben mittels der visuellen Ausdrucksform im Clip.

Dies verweist auf das Beziehungs-Verhältnis, das sowohl Wulf und Gebauer als auch Krämer in ihren Ausführungen zum Performativen beschreiben. Krämer spricht von einem Austauschverhältnis zwischen Ereignis und Wahrnehmung (Krämer 2004: 14) bzw. Akteurinnen/Akteuren und Betrachterinnen/Betrachtern, wobei dieses Wechselverhältnis ebenso von den Zuschauenden mitgetragen wird, indem sie sich auf die Performance der Performenden beziehen. Für Krämer ist dies die »Bipolarität des Wahrnehmens« und eine »Wechselbeziehung von Empfangen und Hervorbringen«, wobei die »Korporalität« in der performativen Aufführung (auf beiden Seiten) eine wichtige Rolle spielt. (Vgl. Krämer 2004: 21).

Die Korporalität bzw. Körperlichkeit sprechen – wie oben deutlich wird – auch Wulf und Gebauer in ihren Ausführungen immer wieder an. In ihrem Konzept der Mimesis beschreiben sie verschiedentlich, dass sich das Subjekt der Welt in mimetischen Handlungsvollzügen nähert. Körper und Gesten spielen dabei eine herausragende Rolle und dies lässt sich auf beiden Seiten erkennen: Künstlerinnen wie Madonna beziehen sich mittels Bewegungen und Gesten auf ihr Publikum und die Zuschauer und Zuschauerinnen nähern sich mittels körperlicher Bewegungen oder Mitsingens der Künstlerin an. Diese Bezugnahme auf Welt durch die Zuschauenden wird von Wulf und Gebauer auch als mimetischer »Anähnlichungsprozess« beschrieben, wobei die Zuschauenden in der Anähnlichung durch die Transformation der Gesten und Bewegungen jedoch ihre »eigene« Aufführung hervorbringen. Auf diese Weise ist dieser Prozess für die Autoren eine Erweiterung des Körpers und Mime-

sis »das Prinzip des praktischen Wissens der Handelnden«. (Wulf und Gebauer 1998: 61)

Mediale Inszenierungen bewegen sich darüber hinaus zwischen Spiel und Kohärenz. Zu einer glaubwürdigen Inszenierung gehören ebenso Brüche, dennoch müssen die Wiedererkennbarkeit und Bezugnahmen, welche Kohärenz erzeugen, gewährleistet sein. Brüche durch stetige Imagewechsel wie bei Madonna können die mediale Inszenierung von Künstlerinnen und Künstlern charakterisieren und durch die Beständigkeit in der Präsentation Kohärenz erzeugen. Das heißt paradoxerweise, dass durch die steten Brüche überhaupt erst Kohärenz hervorgebracht wird. Ist die Brüchigkeit jedoch nicht ein durchgängiges Phänomen, wird die Authentizität in Frage gestellt, die Figur scheint nicht mehr kohärent. Dieses ludische Spiel mit Inszenierungselementen ist an eine kohärente Darstellung gebunden, um anerkennungswürdige Authentizität zu evozieren. Und im Falle von Madonna wird deutlich, dass hierzu der Einsatz des Körpers eine herausragende Funktion einnimmt.[2]

Um hier noch einmal an Butler anzuschließen, lässt sich durch die Analyse von Madonnas Inszenierung(en) zeigen, dass sie – wie oben beschrieben – verschiedene Elemente aus anderen Kontexten herauslöst und diese in ihre Präsentation integriert. Durch diese Neukontextualisierung erfahren die verschiedenen Inszenierungselemente eine Transformation und damit eine Bedeutungsverschiebung. Gleichzeitig macht es jedoch die Frage nach Original und Kopie überflüssig, denn das was Madonna »kopiert, imitiert«, erhält durch dieses »Herauslösen und neu Einfügen« eine andere Zuschreibung und damit ist es ein Original. Somit kann durch diesen Prozess – wie es Butler anhand der Geschlechter-Parodie exemplifiziert – das vermeintliche Original überhaupt erst als solches erscheinen.

Darüber hinaus zeigt dieses inszenatorische Spiel Madonnas mittels des Einsatzes ihres Körpers, dass hier nicht ihr Inneres nach außen gelangt, mit anderen Worten: ihr innerer Kern zum Ausdruck kommt, sondern das, was sie in ihren Aufführungen darstellt, *ist* letztlich Madonna. Das, was äußerlich ist, wird zum Inneren des Körpers und das ist – um erneut mit Butler zu sprechen – der »Effekt einer leiblichen Bezeichnung«, welcher hier zum Ausdruck gelangt. Das heißt, Madonnas Darstellungen in Videoclips oder auch auf der Bühne machen Madonna zu dem, was sie (für eine Rezipientenschaft) ist. Und nur wenn die Inszenierung durch das Publikum Anerkennung erfährt, gilt sie als gelungen und damit die Künstlerin als glaubwürdig bzw. authentisch. Das bedeutet jedoch nicht – um es noch einmal zu betonen –, dass die Körperinszenierung dem »Naturell« oder »inneren Kern« der Künstlerin entspringt.

2 Zur Inszenierung von Authentizität siehe auch Schuegraf 2007.

Literatur

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Engl. Originalausgabe: Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity, New York u.a. 1990.)

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Frz. Originalausgabe: Surveiller et punir. Naissance de la prison, Paris 1975.)

Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (1998): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Krämer, Sybille (1998): »Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Thesen über Performativität als Medialität«. Paragrana 7 H. 1, S. 33-57.

Krämer, Sybille (2004): »Was haben ›Performativität‹ und ›Medialität‹ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ›Aisthetisierung‹ gründende Konzeption des Performativen. Zur Einführung in diesen Band«. In: Dies. (Hg.), Performativität und Medialität, München: Wilhelm Fink Verlag, S. 13-32.

Krützen, Michaela (2002): »Madonna ist Marilyn ist Marlene ist Evita ist Diana ist Mummy ist Cowgirl ist – Madonna«. In: Wolfgang Ullrich/Sabine Schirdewahn (Hg.), Stars – Annährungen an ein Phänomen,: Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 62-104.

Schuegraf, Martina (2007): Authentizität im S(ch)ein der Starwelt des Musikfernsehens am Beispiel von Fallrekonstruktionen. In: Lothar Mikos/ Dagmar Hoffmann/Rainer Winter (Hg.), Mediennutzung, Identität und Identifikation. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen, Weinheim und München: Juventa, S. 119-133.

Wulf, Christoph (2001): »Mimesis und Performatives Handeln. Gunter Gebauers und Christoph Wulfs Konzeption mimetischen Handelns in der sozialen Welt«. In: Ders./Michael Göhlich/Jörg Zirfas (Hg.), Grundlagen des Performativen. Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln, Weinheim und München: Juventa:, S. 253-272.

Wulf, Christoph (2001a): »Rituelles Handeln als mimetisches Wissen«. In: Ders. u.a. (Hg.), Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften, Opladen: Leske und Budrich, S. 325-338.

Genetische Kolonisation als Flexibilisierung – warum die Genetisierung der Zeugung keine Medikalisierung ist

BETTINA BOCK VON WÜLFINGEN

Debatten über Politik und Ethik der *Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien*[1] werden in den damit befassten wissenschaftlichen Zweigen international meistens im Rahmen von Bevölkerungspolitik geführt. Überwiegend werden sie so verstanden, dass sie für das Individuum eher einschränkende gouvernementale Effekte haben, die das Individuum im Wechselspiel mit gesellschaftlichem Druck sich einer allgemeinen Eugenik unterwerfen lassen und diese damit zugleich vorantreiben. Im Gegensatz dazu behauptet dieser Artikel, dass ein solcher Ansatz übersieht, dass die Kapitalisierung genetischer Daten intrinsisch verbunden ist mit dem neuen genetischen ›Reproduktionssystem‹, in dem genetische Labore, Stammzellforschung und In-Vitro-Fertilisationskliniken miteinander verknüpft werden. Diese Verbindung bringt ein wachsendes Interesse an ›Diversität‹ und ›Abnormalität‹ mit sich.

In den vergangenen Jahren haben Wissenschaftsforscherinnen und -forscher[2] (vorwiegend jene, die mit Forschungsmaterial aus dem angelsächsischen Raum arbeiten) vorgebracht, dass eine auf den Menschen bezogene Genetik seit der ›Dekodierung‹ des menschlichen Genoms weniger auf Kontrolle orientiert sei, als es herkömmliche Untersuchungen mit Verweis auf ›Eugenik‹ darstellen. Dies gilt auch und besonders für die Verbindung von

1 *New Reproductive and Genetic Technologies* (NRGT) sind im Englischen ein stehender Begriff für eine Kombination aus diversen genetischen und reproduktiven Technologien, die es aufgrund des Embryonenschutzgesetzes in Deutschland nur ansatzweise gibt. Dieser Artikel handelt allerdings von Zukunftsvisionen zu solchen *Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien* auch im deutschsprachigen Raum.

2 Dieser Text verwendet die Doppelform, wenn beide Geschlechter gemeint sind.

Genetik mit Reproduktion. Adele Clarke (1998) diskutierte den Wechsel in Auseinandersetzungen um Reproduktion von der Idee der Kontrolle hin zur Umgestaltung physischer Prozesse in Laboren als das eben »Neue« an *Neuen Reproduktionstechnologien*. Sie charakterisierte das Neue als das Eröffnen biochemischer und damit zugleich ökonomischer Nischen. Paul Rabinow und Nikolas Rose (2006) nennen diesen Typus der Biopolitik entschieden »Kapitalismus und Liberalismus« (Rabinow/Rose 2006: 211) statt kontrollorientierte Eugenik. Anhand der Ergebnisse meiner Dissertation »Genetisierung der Zeugung – eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte« diskutiert dieser Artikel, wie in den Jahren 1995-2003 diese Bewegung von der Kontrolle zum Marketing von Hoffnung und Chancen in der Reproduktion – oder weiter sogar von der »chance to choice« (Buchanan et al. 2000) – in die deutsche Öffentlichkeit eingeführt wurde. Für meine Analyse des Vorgangs der Genetisierung der Zeugung habe ich ausschließlich solche, in Deutschland eher seltenere Medienbeiträge verwendet, die sich dafür aussprechen, die Anwendung von *Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien* massiv auszuweiten. Ausgehend von meiner breiter angelegten Dissertation, die den Gesundheits- und Krankheitsbegriff in der Zeugung im Blick hatte, untersucht dieser Artikel, wie diese Ideen im spezifisch deutschen Kontext ausgeführt wurden. Dieser Artikel untersucht also einen ganz bestimmten, medial als solchen gekennzeichneten ›Expertendiskurs‹ in deutschen Printmedien in dem historisch spezifischen Moment, als eine grundsätzliche biopolitische Wende in Deutschland zumindest manchen Journalisten möglich schien. Der ausgewählte Zeitraum (1995-2003) folgt der Angabe Sigrid Graumanns (2002), nach der die Ethikdebatte zu Biotechnologie in menschlicher Reproduktion, speziell zu Klonierung, in Deutschland um 1997 mit der Geburt des Schafs Dolly begann.

Der Text fokussiert auf Expansion als Teil des Prozesses der Genetisierung im metaphorischen wie im geographischen Sinn. Meine Verwendung des Begriffs Genetisierung ist abgeleitet von ›Molekularisierung‹, die sich auf ein bestimmtes epistemisches wie ökonomisches Konzept bezieht. Dies impliziert unter anderem, dass eine Erforschung der supramolekularen oder organismischen Ebenen keinen relevanten (Erkenntnis-)Gewinn bringt. Ich beziehe mich jedoch auch kritisch auf den Begriff der ›Medikalisierung‹, von dem her manche (s. u.), wiederum im Unterschied zu mir, den Begriff der ›Genetisierung‹ ableiten, sowie auf den Begriff der Expertise. Sowohl Expertise als auch Medikalisierung verbinde ich mit dem Foucaultschen Konzept der Subjektivierung.

Dieser Artikel geht davon aus, dass die Expansion eines Marktes explizit mit sozio-kulturellen Hindernissen umzugehen hat. Wie in diesem Artikel ausgeführt wird, sind Strategien wie das Ridikülisieren lokaler Widerstände oder die Verwendung von ›globalizers‹ (Globalisierern, meine Bezeichnung)

wie etwa ›Identität‹ und ›intime Liebe‹ essentielle Elemente im Fall der Expansion der Genetisierung der Zeugung.

Im ersten Teil dieses Beitrags führe ich in die Situation in Deutschland ein, in der die diskursive Genetisierung der Zeugung aufkam. Danach stelle ich im zweiten Teil das Material vor, das die Basis meiner Überlegungen zur Genetisierung darstellt. Anschließend diskutiere ich die Begriffe Medikalisierung, Genetisierung und Molekularisierung im Verhältnis zueinander, um in Teil vier zwei Formen der Ausweitungen des Anwendungsprofils *Neuer Gen- und Reproduktionstechnologien* als Bestandteil der Genetisierung zu beschreiben und in Teil fünf diskursive Formen der räumlichen Markterweiterung darzustellen. Anschließend stelle ich zentrale Kategorien in diesen Diskurssträngen vor, die als ›globalizer‹ fungieren und diskutiere zuletzt die Un-/Brauchbarkeit des Begriffs der Kolonisation für die hier vorgestellten Ergebnisse.

Lokale Hindernisse

Innerhalb internationaler Märkte begrenzen nationale Gesetze und Grenzen weiterhin scheinbar globale Forschung. Deutschland wird in Medien allgemein als relativ restriktiv in Hinsicht auf Reproduktions- und Gentechnolgien beschrieben. Zu Beginn des zweiten Millenniums wurde von verschiedenen Seiten Druck auf die deutsche Politik ausgeübt, einen neuen rechtlichen Rahmen zu entwickeln, um die Möglichkeiten für Human-Biotechnologien im Land fundamental zu verändern. So waren am *Human Genom Project* häufig öffentlich zitierte, ambitionierte deutsche Wissenschaftler beteiligt, denen der deutsche Rechtsrahmen als zu eng erschien. Einige Reproduktionsmediziner forderten die Legalisierung der Präimplantationsdiagnostik und manche Stammzellforscher verlangten, mit embryonalem Material arbeiten zu können.

Allerdings fielen die relevanten Entscheidungen nach den oft im Tenor dringender Notwendigkeit geführten öffentlichen Debatten anders aus, als es nach den medial dominierenden Meinungen zu erwarten gewesen wäre. Das Embryonenschutzgesetz, 1990 erlassen, wurde wieder bestätigt. Der lange Diskussionsprozess im Deutschen Bundestag steigerte dabei eher die öffentliche Aufmerksamkeit für umstrittene Praxen und Begriffe wie jenen der Klonierung. Infolgedessen kristallisierte sich im Lauf der Debatte in den meisten Medien und im Bundestag die Position heraus, dass das Gesetz die sogenannte therapeutische und reproduktive Klonierung nicht unterschiedlich handhaben solle, wie es zum Teil von biomedizinisch Forschungstätigen gefordert wurde, da beide technisch und biologisch nicht unterscheidbar seien. Lediglich der Import embryonaler Stammzellen wurde legalisiert, während weiterhin die Eizellspende und jedes Hantieren mit befruchteten Eizellen, abgesehen von ihrer sogenannten Reimplantation zum Schwangerschaftszweck,

verboten bleiben. Der politische Prozess, der zu diesen Entscheidungen führte, stand in engem Wechselverhältnis mit starkem Medieninteresse und dichter Medienberichterstattung, in der Experten eingeladen wurden, ihre Zukunftsvisionen der Verwendung der *Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien* darzustellen. Diese Essays und Interviews mit in den Medien als solchen markierten ›Experten der Molekularbiologie und Reproduktionsmedizin‹ stellen das Material meiner Untersuchung dar.

Analyse der diskursiven Genetisierung

Die an Michel Foucault orientierte Diskursanalyse (Foucault 1981) war zunächst ausgelöst von der Feststellung, dass neue Diskursstränge[3] in deutschen Medien auftauchten: Experten der Reproduktionswissenschaften und Genetik hießen gleichgeschlechtliche Paare und Singles in der Laborzeugung willkommen. Dies geschah in Deutschland erstmals Ende der 1990er Jahre, daher war eine meiner wesentlichen Forschungsfragen, wie Experten diesen neuen Gedankengang, der zuvor angesichts evolutionärer Konzepte von reproduktiver Gesundheit undenkbar gewesen war, begründeten.

In die Analyse aufgenommen wurden von mir Magazine, sogenannte Qualitätszeitschriften und Wochenzeitungen (die auch von Politikerinnen und Politikern und Journalistinnen und Journalisten selbst gelesen werden), wie etwa *Spiegel*, *Stern*, *Süddeutsche Zeitung* etc. Auf diese Weise umfasste die Studie eine Makroanalyse von etwa 1000 Medienartikeln von 1995-2003, die die Schlüsselwörter Klonierung, Laborreproduktion, In-vitro-Fertilisation oder Präimplantationsdiagnostik enthielten. Diese erste Sammlung enthielt im Wesentlichen Reportagen und Berichte zur Stammzellpolitik und Klonierungsdebatte, fast alle nahmen eine kritische Haltung zu Gen- und Reproduktionstechnologien ein. Von diesen wurden explizit jene Artikel ausgesucht, die dadurch auffielen, dass sie sich *für* eine Lockerung der deutschen Regulierung *Neuer Gen- und Reproduktionstechnologien* aussprachen. Indem ich hier Netzwerke diskursiver Linien ausmachte, habe ich schließlich einige Dutzend Artikel einer Mikroanalyse unterzogen. Es wurde eine ›Architektur‹ diskursiver Objekte und deren Positionierung zueinander herausgearbeitet, die ich in der Mikroanalyse dekontextualisierte und mit Unterstützung des Materials aus

3 Hier verwende ich die Begrifflichkeit Siegfried Jägers (1993), ohne allerdings Foucaults Diskurskonzept zu Jägers Gunsten zu verlassen. Es soll lediglich vermieden werden, eine Entscheidung zwischen einem vermeintlich als abgeschlossener Ganzheit (und womöglich nur im historischen Nachhinein) betrachtbaren Diskurs und Teilen von einem Diskurs treffen zu müssen. In dieser Gegenwartsanalyse ist die Entscheidung, ob es sich bei der Genetisierung der Zeugung um einen Diskurs im Foucaultschen Sinne handelt, offen. Mehr zu dieser Diskussion findet sich in Bock v. Wülfingen 2007a und vor allem in 2007b.

der Makroanalyse rekontextualisierte. Die Studie enthielt auch Regierungsberichte, Berichte verschiedener nationaler und regionaler Ethikgremien, populärwissenschaftliche Bücher, verfasst von den in den ausgewählten Medienartikeln als solche kodierten Experten. Die Mikroanalyse ihrerseits umfasste zusätzlich eine Metaphernanalyse unter Anwendung des breiten Metaphernbegriffs von Harald Weinrich (1980). Dies erlaubte eine synchrone und diachrone Analyse von Überlappungen in den Sprachbildern.

In der ersten Übersicht über das Material, das sich für *Neue Gen- und Reproduktionstechnologien* aussprach, ließ sich feststellen, dass darin nicht nur gleichgeschlechtlichen Paaren neue Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Denn außerdem tauchte ein neuer Diskursstrang auf, nach dem *alle* Menschen für die Empfängnis ihres Nachwuchses auf die Expertise in Laboren rekurrieren sollten, womit also In-vitro-Fertilisation als ›Behandlung‹ von der Diagnose der ›Infertilität‹ entkoppelt würde. Die Analyse zielte darauf ab, herauszuarbeiten, welche diskursiven Objekte und Stränge sich neu miteinander kombinierten und so einen neuen imaginativen Raum eröffneten, der diese Idee der generellen Laborzeugung ermöglichte.

Erst indem die Analyse explizit auf jene Beiträge abzielte, die *Neue Gen- und Reproduktionstechnologien* offensiv befürworteten, zeigte sich, dass sie sämtlich durch die Zeitungs- und Magazinredaktionen als von – meistens ausländischen – biomedizinischen *Experten* verfasste Statements markiert waren. Dies erscheint im deutschen Kontext plausibel, weil beide Berufsgruppen, hiesige Journalistinnen und Journalisten in ›Qualitätsmedien‹ ebenso wie deutsche Naturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, offensichtlich in ihren Aussagen durch den lokal spezifischen professionellen Ethos, eine distanzierte Haltung zu historisch belasteten Technologien einzunehmen, eingeschränkt sind. Gäste dagegen, die als ausländische Experten markiert sind, scheinen autorisiert, mit diesen lokalen Regeln brechen zu dürfen. Die Expertentexte sind als eingespannt zwischen Restriktion und Expansion zu verorten. Letztere betrifft den Hintergrund der gentechnisch-pharmazeutischen Marktausweitung, die Ausweitung des Zugangs zu menschlichem Biomaterial und die wesentliche Erweiterung von Expertise als ein Mittel sowohl des Zugangs zu Biomaterial als auch zum Markt.

Solche Expansionstendenzen im Kontext von Biopolitik werden in gendertheoretischen Studien auf bestimmte Weise kontextualisiert: In einigen Strängen der gesundheitswissenschaftlichen wie auch in feministischer Wissenschaftstheorie und *Social Studies of Reproductive Medicine* ist ›Medikalisierung‹ breit im Gebrauch als ein Konzept, das die Erweiterung medizinischen Einflusses auf oder den Eingriff in biologische Prozesse meint (s. u.). Es ließe sich demnach ›Medikalisierung‹ als ein sinnvoller Rahmen für das Verständnis der Expansionshintergründe der in diesem Artikel diskutierten Diskursstränge setzen. Im Folgenden diskutiere ich, inwiefern dies für die hier

beschriebene Genetisierung in Hinsicht bestimmter Aspekte zutrifft und mache deutlich, warum sich mein Konzept der Genetisierung nicht von jenem der Medikalisierung ableitet.

Medikalisierung, Genetisierung und Molekularisierung

Kritische historische und gesellschaftstheoretische Ansätze verwenden den Begriff der Medikalisierung seit den 1970er Jahren zur Beschreibung der Installation der akademischen Medizin im Wettstreit mit dem herkömmlichen Gesundheitssektor (wie beispielsweise die Arbeit der Hebammen; siehe z. B. Goubert 1982). Er wird oft als eine Viktimisierung von Patientinnen und Patienten verstanden und als Betonung eines einseitigen Machtverhältnisses, bei dem die Medizin sich ihrer bemächtigt. (Vgl. z. B Illich 1995)

Dabei würden Experten die Grenzen ihrer Kompetenz, ihres Einflussbereichs und ihres Arbeitsfeldes ausdehnen. (Ettorre 1999, vgl. Canguilhelm 1974) Generell liefert die Analyse der Medikalisierung in diesem Sinne ein Verständnis davon, warum ›sich gesund fühlen‹ und ›gesund sein‹ historisch auseinander zu driften begannen und wie eine Expertendefinition von der Gesundheit einer Person substantieller wurde gegenüber dem Urteil der Person selbst. Die Geschlechtertheorie in den Gesundheitswissenschaften verwendete dieses Konzept erfolgreich zur Beschreibung der ausgreifenden klinischen Behandlung von immer mehr körperlichen Phänomenen in verschiedenen Lebensspannen wie Pubertät, Fertilität/Infertilität, Schwangerschaft, Geburt oder Menopause. Zugleich wird gesellschaftlich die Medizin von ihrer Klientel auch aktiv als ›Normalisierungsinstanz‹ angesprochen. (Kolip 2000a)

Ich verwende das Konzept der Medikalisierung nur insofern, als es kritisch mit dem Foucaultschen Ansatz der medizinischen oder genetischen »Subjektivierung« kombiniert werden kann.[4] (Foucault 1997) Dies soll Vorteile des Medikalisierungsprozesses für und Beteiligung am Medikalisierungsprozess durch die Adressierten des Medizinsystems in einer medikalisierten Welt betonen.

Dabei sind Expertinnen und Experten und Patientinnen und Patienten im selben Machtfeld untrennbar mit dem Staat und zahlreichen weiteren Kräften verknüpft. Alle diese könnten unterschiedliche Interessen an Medikalisierung haben. Sie alle sind Teil überindividueller, sich zwischen Recht, Medizin, Politik und wissenschaftlicher Praxis herausgebildeter Verfahren, in denen der Medizin beispielsweise die Rolle zukommt, Individuen einen Status zu geben, von dem aus sie den Staat adressieren können, um als Angehörige bestimmter

4 Statt den Begriff Medikalisierung neu zu definieren, vermeide ich ihn, da er bereits stark belegt ist und somit zu Missverständnissen führen würde.

›Krankheits‹-Gruppen einen bestimmten Status zu erlangen oder für bestimmte Rechte zu kämpfen.

Die Expertise nimmt dabei eine besondere Rolle ein. Thomas F. Gieryn (1999) betont in seiner Analyse professioneller Grenzen der Disziplinen und der Funktion, die sie bei der Einführung von Technologie erfüllen, dass es nicht so sehr die wissenschaftlich objektive Methode sei, die ihre Glaubwürdigkeit produziere, sondern die Art und Weise, wie wissenschaftliche Ergebnisse das Labor verließen und zum Bestandteil öffentlichen Wissens und zur Legitimation kultureller Praxen würden. Essenziell in diesem Konzept ist die Differenzierung zwischen Laien und Expertinnen und Experten: Die gesellschaftlich (beispielsweise in Rechtsgutachten, Medien etc.) angefragte Expertise als ein produktives Fundament der modernen Wissenschaft und Medizin entsteht dadurch, dass Expertinnen und Experten in entsprechenden Institutionen im Zuge einer speziellen Ausbildung es lernen, habituell-performativ disziplinäre Grenzen zu ziehen und ihre wissenschaftliche Tätigkeit den Regeln der jeweiligen Disziplin gemäß durchzuführen geloben. (Kuhn 1973)

Als Spezialistinnen und Spezialisten sind Expertinnen und Experten der Humangenetik im gouvernementalen Sinne (Foucault 2004) »educators, surveillors and story tellers, whose role is to reinforce and legitimate a genetic order, required for the common good.« (Ettorre 1999, 555) Im Gesundheitssystem der Risikogesellschaft übersetzen sie Risikowissen in reproduktive Wahlmöglichkeiten. (Ettorre 1999: 555; Samerski 2002) Indem sie Klienten und Klientinnen beraten, erfüllen sie die Nachfrage nach Normalität und Ritualen. (Kolip 2000b) Auf diese Weise sind bestimmte Aspekte des herkömmlichen Medikalisierungsbegriffs mit Gouvernementalität verbindbar. Allerdings bedarf auch der von mir verwendete Begriff der Genetisierung dann einer genaueren Beschreibung, da er sich bei manchen Autorinnen und Autoren auf Medikalisierung gründet.

Der Begriff der Genetisierung als die Weiterführung eines sehr medizinkritischen Begriffs der Medikalisierung wird Abby Lippman zugeschrieben.[5] Durch die von mir eingenommene gouvernementale Perspektive, wie oben beschrieben, weicht mein Verständnis von Medikalisierung stark von dem Lippmans ab, auch wenn Genetisierung von einem hohen ›Medikalisierungsgrad‹ der Gesellschaft profitieren mag. Sie nennt Genetisierung »the tendency to distinguish people one from another on the basis of genetics; to define most disorders, behaviours, and physiological variations as wholly or in part genetic in origin.« (Lippman 1998: 64) Auch wenn diese Beschreibung für die diskursive Erweiterung der Anwendendengruppe von Reproduktionsgenetik zutreffen sollte, wie ich sie im folgenden Abschnitt diskutieren werde, verwende ich den Genetisierungsbegriff eher in einem epistemologischen Sinne.

5 Zur Übersicht über diese Verbindung siehe Hedgecoe (1998).

Statt in Bezug auf Medikalisierung verwendete ich den Begriff der Genetisierung in Anlehnung an jenen der ›Molekularisierung‹, wie er von Scott Gilbert 1996 eingeführt wurde. Er bezog sich damit auf den Übergang von einem zellbiologischen zu einem molekularbiologischen Ansatz in den Lebenswissenschaften, auf die molekularbiologischen Techniken, Forschungsfragen, Wahrnehmungen und Repräsentationen ebenso wie auf das ökonomische System hinter dieser Forschung, das sich ebenso sehr auf das Molekulare konzentriert. Wie ich an anderer Stelle feststellte, führte Molekularisierung zu der produktiven Vernachlässigung der zeitlich-räumlichen Grenzen individueller Organismen und damit zu der Möglichkeit, nie endende molekulare Lebenszyklen zu ›sehen‹ und zu beschreiben. Außerdem führte sie seit den 1970er Jahren zu der konzeptionellen Überschreitung zellulärer oder organismischer Grenzen. (Bock v. Wülfingen 2005) Da diesem Konzept nach Genetisierung konzeptionell nicht am Supramolekularen oder zumindest am Überindividuellem interessiert ist, ist es weitaus flexibler als jede Genetisierung, die von Medikalisierung abgeleitet wäre. Ich gehe davon aus, dass eine solche *epistemische* und ökonomische Haltung, die an der Diversifizierung des Molekularen interessiert ist, und nicht an einem in irgendeiner Weise einschränkenden Konzept davon, wie ›gesunde‹ molekulare Konstellationen beschaffen sein sollten, einen eher liberal-konsumeristischen, weniger kontrollorientierten Zugang prägt.

Ich werde im Folgenden die analysierten Texte als Vorboten oder Teil des Versuchs der Einführung einer bestimmten Technologie in einen (angesichts restriktiver Rechtslage und ablehnender Haltung) neuen Markt diskutieren. Ich werde drei zentrale Aspekte der Marktausweitung in diesen Texten anführen, nämlich erstens die Erweiterung des Anwendungsprofils in Hinsicht auf die Eltern des geplanten Kindes (das heißt den Zugang der künftigen Eltern zu den Gentechnologien) und zweitens die Erweiterung der Qualitäten, die im projektierten Kind erfüllt sein sollen (beides im folgenden Kapitel). Die Ausdehnung der Grenzen des Markts an sich stellt den dritten Aspekt dar, der im darauffolgenden Teil beschrieben wird. Diese Aspekte der Expansion sind miteinander über die Frage des Zugangs zu biologischem, genetischem Material verbunden. Metaphorischer und physischer Raum entfaltet sich dabei als eine Zunahme von Biomaterial und genetischer Information, die erreichbar wird und mit der sich arbeiten lässt.

Anwendung erweitern

Viele der untersuchten sogenannten Experten-Texte, die sich für die *Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien* aussprechen, bezeichnen konventionelle Zeugung ›zu Hause‹ als überholt. Sie bevorzugen Laborzeugung für jeden und jede: »Frauen und Männer werden sich zwischen 20 und 30, wenn die

Qualität ihrer Eier und Spermien noch gut ist, Keime entnehmen und einfrieren lassen. Nicht nur der Mann, auch die Frau wird dann bis ins Alter Kinder haben können – und zwar wann und mit wem sie will.« (Djerassi 1998: 184) Andere Texte sprechen sich für reproduktionsgenetische Technologien für Singles, ›späte Mütter‹ und gleichgeschlechtliche Paare aus. Manche beziehen sich auch auf Klonierung als eine reproduktive Technologie: »Mit Hilfe der Klonierung können beide Frauen die Männer gänzlich aus ihrer Beziehung heraushalten, indem jede einen Klon ihrer Partnerin austrägt«. (Green 1999: 64)

Diese Zitate handeln nicht mehr von Individuen, die unter einer organischen Infertilität leiden. Stattdessen werden Sterilisierung, Speichern von Biomaterial auf Banken, IVF und ICSI ebenso wie Klonierung diskursiv miteinander verbunden; Präimplantationsdiagnose wäre in der Logik dieser Aussagen Standard. Sterilität wird dabei normalisiert und ›willkürliche Fertilität‹ pathologisiert, indem die ›Zeugung daheim‹ (oder Do-It-Yourself-Zeugung) als »unfaires« »genetisches Roulette« (Silver 2000: 147) bezeichnet wird oder als eine unvernünftige »stochastische Zeugung«, ähnlich dem »Würfeln«. (Reich 2000: 206)

Dies entspricht der Ausweitung des Anwendungsprofils, die Hand in Hand geht mit emanzipatorischen Auseinandersetzungen, angeführt von Interessengruppen entlang vorgegebener medikalisierter Konzepte. So hat im Mai 2006 beispielsweise das dänische Parlament entschieden, öffentliche Kliniken zu verpflichten, In-Vitro-Fertilisation auch für Singles anzubieten, wobei die vollen Kosten von der Krankenversicherung übernommen werden müssen.

Die Ausweitung des Anwendenden-Profils erstreckt sich zudem in drei Schritten auf die Qualitäten des Kindes: von der Heilung zur Prävention und schließlich zur freien Wahl der Gene. Während die Texte in den ersten untersuchten Jahren Infertilitätsbehandlungen lediglich vorsahen, wenn ein oder beide Elternteile eine ›genetische Krankheit‹ trugen, wurde später mit Prävention argumentiert. Vorgeschlagen wurde z. B., dem Embryo genetische Faktoren gegen Malaria hinzuzufügen (Reich 1999) oder es mit Schutz vor Krebs oder HIV auszurüsten (Silver 2000: 146). Von 1998 bis 2000 erfolgt dann die zweite Verschiebung, nämlich von der Prävention zum »Wohlbefinden« des Kindes, das ähnlich gefaßt ist wie im Gesundheitsbegriff der WHO. Allerdings meint Wohlbefinden nun, dass seine entsprechend aufbereitete *genetische* Verfasstheit »Glücklichsein und Erfolg« des Kindes ausmachen würden (Silver 2000: 147) und damit seine »Lebenschancen« erhöhe (Silver 1998b: 144).

Der nächste Schritt um das Jahr 2000 ist die freie Wahl der Gene, denn »Menschen sollen frei aussuchen, welche Merkmale sie für ihre Kinder wünschen«. (Baker 1999: 163) Natürlich sollten diese Eigenschaften mit der

Identität der Eltern korrespondieren, die beispielsweise auswählen möchten, einen Jungen oder ein Mädchen zu haben. Die Geschlechtswahl des Kindes sei »Privatsache [der Eltern], da soll sich der Staat nicht einmischen.« Der Ruf nach der freien Wahl der Gene reflektiert auch den in wissenschaftlichen Interviewstudien wiedergegebenen Wunsch von Eltern die (auch ethnischen) Merkmale des Kindes der elterlichen Umgebung anzupassen. (Beckera et al. 2005) Im analysierten Makrodiskurs wurde die öffentlich diskutierte Suche eines gehörlosen lesbischen Paares nach einem Samenspender, der eine 50-prozentige Wahrscheinlichkeit für ein ebenfalls gehörloses Kind berge, von jemanden, der als »Humangenetiker der Universität Halle« markiert wurde und also als Experte für die Anwendung *Neuer Gen- und Reproduktionstechnologien* designiert war, kommentiert: »Das Wichtigste ist doch, dass die Kinder Liebe, Geborgenheit und Förderung bekommen [...]. Schließlich betreiben alle Menschen Selektion, wenn sie sich einen Partner suchen, mit dem sie Kinder bekommen wollen.« (Berndt 2002)

Dies entspricht im Ansatz der Analyse des »somatic individual« von Carlos Novas und Nikolas Rose (2000). Sie beschreiben die Veränderung der genetischen Beratung im Verlauf der vergangenen 30 Jahre. Anstatt ›genetisches Risiko‹ nur als Bedrohung der Gesundheit des Individuums zu verhandeln, begann die genetische Beratung, ›Lebenschancen‹ und ›Lebensqualität‹ des jeweiligen Individuums zu thematisieren. Während jüngste Studien dies in Interviews und Expertisen nicht wiederfinden (Kerr 2003; Samerski 2002) und weiterhin ›Verantwortung‹ als die zentrale Kategorie in der Gouvernementalität dieser Technologien finden, bestätigen die hier analysierten Texte die Anwendbarkeit von Novas und Roses Analyse auch auf die *reproduktions*genetische Beratung und auf die Sorge um das projektierte Kind. Zudem argumentieren die analysierten Texte nicht nur mit der ›Verbesserung‹ des Wohlbefindens des Kindes, sondern auch mit der Kreativität und Identität der Eltern als Begründung für genetische Intervention. Das ›genetische Selbst‹ dehnt sich dabei in die nächste Generation aus.

Den Markt erweitern

Der dritte Expansionsaspekt ist jener der räumlichen Expansion im wörtlichen Sinne, die Ausweitung des Marktes, welcher in diesem Fall der deutsche Rechtsraum ist. Die Ausweitung des technischen Einflusses wird dabei in den Texten als ein der Technologie inhärenter Motor beschrieben, der seine Macht als unbezähmbarer Krieger entfaltet, ohne nationale Grenzen zu respektieren, wenn uns der »Fortschritt [...] an allen Fronten« (Stock 1998) überrollt und »die mächtigen Technologien [...] uns selbst ins Visier« nehmen (Stock 2000: 190). Die Technologien erzwingen offenbar auch eine Art Kolonialkrieg, der von uns Tribut verlangt, aber auch ideellen und materiellen Profit verspricht:

Mehrere Zitate sehen Staaten und Institute »an vorderster Front der medizinischen Forschung« (Green 2002: 24 als Beispiel), und schließlich sei die Entwicklung der *Neuen Reproduktions- und Gentechnologien* gleichbedeutend »mit der Eroberung des Weltraums« (Stock 1998); zudem verspreche »[d]ie *Ausbeutung* des menschlichen Genoms [...] mehrere tausend neue Angriffspunkte für die Medikamentenentwicklung« (Rosenthal 2001: 85; Hervorhebung von mir). Diese Aussicht auf genetisch-pharmazeutischen Erkenntnisgewinn und Profit durch eine Expansion in einen zuvor wenig erschlossenen Markt, gemeinsam mit der Ausweitung des Anwendungsprofils entspricht genau Clarkes (1998) Abscheidung der flexiblen diversifizierenden neue Nischen produzierenden und modifizierender Reproduktionsgenetik von der herkömmlichen kontroll-orientierten Reproduktionstechnokratie.

Da die Texte sich für die Überschreitung nationaler Grenzen interessieren, diskutieren sie auch Problematiken, die sie für spezifisch im deutschen Kontext halten. Die Autoren verhandeln explizit, was Jesper Lassen und Andrew Jamison (2006) als »discourses of concern« bezeichnen. Offensichtlich werden als solche in Deutschland Eugenik, Klonierung und Gleichberechtigung im Zugang zu den Technologien ausgemacht. Beispielsweise zeigt meine Analyse ähnlich wie Hauskellers (2005), dass die Unterscheidung zwischen Stammzellklonierung und sogenannter reproduktiver Klonierung für den deutschen Kontext spezifisch ist. Anders als in Ländern mit gradueller Regulierung verbietet das Embryonenschutzgesetz jedwedes Hantieren mit dem Embryo von der Verschmelzung der Zellkerne in der Zygote an. Insofern erscheint es plausibel, dass die Texte entsprechend versuchen, für Differenzierung und ein Aufbrechen dieser einheitlichen Regulierung zu argumentieren.

Andere Theoretikerinnen und Theoretiker untersuchten zentrale Themen in Debatten zu Stammzellforschung und reproduktiven Technologien in anderen Ländern. Offensichtlich war Eugenik in keinem Land ein so prominentes Thema wie in Deutschland. (Kerr 2003; Kirejcyk 1999; O'Mahony/Schäfer 2005) Dies spiegeln auch die von mir untersuchten Expertenmedienbeiträge. Die Autoren bieten verschiedene biologische Definitionen von Eugenik an und erklären dabei, dass ihre Zukunftsvisionen der Anwendung von Gen- und Reproduktionstechnologien diesen jeweiligen Kriterien für Eugenik nicht entsprechen. Ein anderer Weg der Texte mit der historischen Erfahrung der Eugenik umzugehen, ist die Ridikülisierung und das Negieren ihrer Bedeutung: In den Texten wird wiederholt vom »Gespenst der Eugenik« gesprochen (z.B. Stock 2000: 192), einer Art irrationaler Phantasie, die ärgerlicherweise »glanzvolle Aussichten« verdüstere (Green 1999: 65).

Historische Analysen, wie besonders die zur Rolle des Buchs in Benedict Andersons *The invention of nation* (1991), beschreiben die Ausdehnung von Technologien und Ideen und den in der Neuzeit wachsenden Bedarf an Identität, in dem Fall insbesondere an ›nationaler Identität‹, als zentralen Be-

standteil des Projekts der frühen Moderne. Im Einklang mit der Rolle der Genetik in den analysierten Texten schreibt Anderson der Technologie des Buchdrucks sowohl emanzipatorische als auch imperialistische Qualitäten zu, indem er die egalitäre aber auch universalisierende Rolle der Schriftsprache bei der Nationengründung und in der wirtschaftlichen Expansion in die Neue Welt, in die Kolonien darstellt. Zentral in diesem Eroberungsprozess sei das ›silencing‹ der lokalen Sprachen, Mythen und Traditionen, die an vorherige Regenten oder Regierungsweisen wie auch an Widerstände und Konflikte im Zuge der Machtwechsel erinnerten. Einige der untersuchten Texte schlagen vor, das Gesundheits- und Sozialsystem, für das Deutschland so berühmt sei, zugunsten der reproduktiven Technologien einzusetzen, so dass jeder Zugang zu ihnen hätte. (So z. B. Silver 2000: 147; vgl. auch die oben erwähnte Entscheidung des dänischen Parlaments)

Genetischer Raum für Liebe und Identitäten

Im Zuge all dieser neu verwobenen Diskursstränge verlassen die Texte bisherige im Zusammenhang mit Reproduktionsdiskursen verwendete, mit Bedrohung assoziierte Argumente wie Krankheit als gesellschaftlicher Belastung, Risiko und Verantwortung und eröffnen den Raum für positiv besetzte Begriffe wie Identität, Lebensqualität und sogar Liebe. So heißt es: »[I]im Labor entstandene Kinder sind stets gewünscht: Sie werden [...] mehr geliebt als natürlich gezeugte Kinder.« (Djerassi 2002: 77) Auf diese Weise wird Liebe zur Verbindung verschiedener Diskursstränge eingesetzt und so zu einem wesentlichen Argument für die Änderung der restriktiven deutschen Regelung nach der Jahrtausendwende. Dies ist mit der Tatsache verbunden, dass diese Texte oft geschlechteremanzipatorische Fragen wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ansprechen. So wird die Möglichkeit angeboten, Frauen könnten erst ihre Karriere verfolgen und dann im Alter von 40 oder 50 Jahren ›späte Mütter‹ werden. (Djerassi 1998 und 1999) Andere beziehen sich auf die gleichgeschlechtliche Emanzipation, da das Problem für Frauen, die Frauen lieben, ja nur sei, »dass sie von dem Menschen, den sie lieben, kein Kind bekommen können.« (Dahl 1999: 312; ähnlich u.a. Djerassi 1999; Green 1999; Hamer 2002)

Die analysierten Diskursstränge beziehen das Reproduktionsinteresse nicht mehr auf die Kategorie Gesundheit als etwas, was sich von einer universalen menschlichen Natur ableitet (wie dies im medizinischen Infertilitätsbegriff üblich ist), sondern beziehen es auf ein gänzlich anderes Diskursobjekt, das unabhängig ist von physischer Funktionalität, nämlich Liebe.[6] Wo

6 Zum zentralen Argument der notwendigen Materialisierung der Liebe der beiden Eltern zueinander im Eigen-Gen-Kind siehe Bock v. Wülfingen 2007a.

bisher heilungsorientierte Reproduktionstechnologie durch Kategorien wie Risiko und Verantwortung legitimiert war, rechtfertigt nun Liebe alle Abweichungen vom konventionellen Konzept von Gesundheit und Krankheit als in Physiologie und Evolution verankert. Die neue Architektur der Objekte Liebe, Verantwortung und Anrecht auf gesellschaftliche Unterstützung ist in einer Weise konstruiert, die unvermeidbar in der Anwendung *Neuer Gen- und Reproduktionstechnologien* resultiert. Die Kategorie der romantischen Liebe entsexualisiert zugleich die Partnerkonstellation des Paares und schafft einen Imaginationsraum (vgl. Foucault 1981) für neue Alters- und Geschlechterkonstellationen, denn »*jedes* Paar hat das Recht zu entscheiden, wann und wie es Kinder bekommen will.« (Katzorke 2003: 149; Hervorhebung von mir) So muss dafür gesorgt werden, dass rechtliche Restriktionen für solche Technologien »das Recht auf biologischen Nachwuchs« nicht beschneiden. (Silver 1998: 142) Auf diese Weise sind die Kategorien Liebe, Gleichberechtigung (im Zugang zu den *Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien*) und Identität verwoben, indem sie Körper und Identitäten in den Diskurs integrieren, die bisher durch ein physiologisch-evolutionäres Verständnis ›gesunder Reproduktion‹ ausgeschlossen waren. Im Kontrast zu dem konventionellen Konzept eines genetisch determinierten Kinderwunsches, der als ein Ausdruck physiologisch und evolutionär gesunder (und damit heterosexueller) Körper gedacht war, werden die elterlichen Körper und ihre Eigenschaften nun irrelevant und damit von Kontrolle entlastet. Stattdessen liegt das Gewicht auf den genetischen Eigenschaften des projektierten Kindes, das allerdings ebenfalls keinem universalen Gesundheitsverständnis entsprechen muss. Es kann gemäß der elterlichen Anforderungen und ihren identitären Wünschen gestaltet sein, selbst wenn diese dem früheren Wert ›bester natürlicher Gesundheit‹ widersprechen.[7]

Reproduktive Technologien, so fassen Novas und Rose (2000) zusammen, »split apart categories that were previously coterminous – birth mother, psychological mother, familial father, sperm donor, egg donor and so forth – thus transforming the relation that used to play such a fundamental role in [...] identity formation.« Die besondere Veränderung, die sich in den analysierten Texten findet, liegt in der Genetisierung der Blutsverwandtschaft, im Wandel also von biologischen Beziehungsverhältnissen von ›Blutsbanden‹ zu bloßen ›genetischen Beziehungen‹, die mit Liebe begründet werden, welche das neue diskursive Bindeglied zwischen den flexiblen reprogenetischen Ansätzen darstellt. Allerdings, diese neue platonische Verbindung, Liebe, muss in Form der genetischen Identitäten in den genetischen Verbindungen materialisiert

7 Für einen Überblick über den Zusammenhang von Gesundheit, Kinderwunsch und Liebe in diesen und früheren Diskurssträngen siehe die Diagramme in Bock v. Wülfingen 2007b: 262f.

werden, die die Blutsverwandtschaften ersetzen und ohne die reproduktive Technologien nicht notwendig wären.

Andersons (1991) Konzept von den universalistischen, herrschaftlichen wie zugleich emanzipatorischen Qualitäten der Schrift, von der einheitlichen Sprache und vom Buch verbindet Räume der Denkbarkeit (von den analysierten Artikeln eröffnet mittels der ›globalizer‹ Liebe und Identität) mit Raum im geographischen Sinne. Er verwendet das Beispiel des Buchs und dessen standardisierende und universalisierende Effekte, die die Marktausweitung in der frühen Moderne beförderten. Sprachdifferenzen und lokale Erinnerungen an Widerstände galt es zu tilgen oder anzupassen, bevor größere Reiche und Nationen gegründet werden konnten. Seine Analyse stimmt auf überraschende Weise überein mit Foucaults Darstellung der Installation von souveräner Macht. (Foucault 1997) Foucault beschreibt diese anhand der britischen Geschichte, wo ein Königreich dem anderen folgte, auf dem immer gleichen Territorium, wobei stets die Sprachen und Geschichten der Ahnen der eroberten Gesellschaften bekämpft und mit der neuen Sprache, dem Münzsystem mit Prägungen des Antlitzes des neuen Königs ersetzt wurden. Souveräne Politik basiert dabei auf dem offenen Konflikt, im Kontrast zur nachaufklärerischen Selbstführung und bürgerlichen Identifikation mit der nationalen Biopolitik. Unter dieser Perspektive zeigt die genetisierte Zeugung Reibungen an ihren (territorialen) Grenzen mit lokalen Geschichten als notorischen Barrieren. Diese Spannungen können auch als ein Zusammenprall zwischen der Verwendung ›souveräner‹ universalistischer expansionistischer Strategien mit der Realität einer Welt lokal-globaler (wie es im Englischen oft heißt ›glocal‹) Biopolitiken verstanden werden.

Schlussfolgerungen

In der Beschreibung historischer Prozesse wie auch in aktuellen Rekonzeptualisierungen körperlicher Phänomene bezieht sich Medikalisierung auf den Grundgedanken von Heilung und Gesundheit, wie sie der Physiologie entlehnt sind. Physiologie kennt Ziele der Evolution oder zumindest Gerichtetheit körperlicher Funktionalität (Teleonomie). Dem nicht entsprechende Abweichungen müssten korrigiert werden. Konzepte der Genetisierung, die von einem solchen Verständnis von Medikalisierung abgeleitet sind, werden Schwierigkeiten haben, die aktuelle Abkehr von der Fokussierung auf das biologisch ›Normale‹ hin zu einer Diversifizierung wünschenswerter ›genetischer‹ Eigenschaften zu erklären. Eine Tendenz, menschliche Körper und deren Verhalten in genetisch deterministischen Zügen zu erklären, mag für das expansionistische Angebot, die Zeugung zu genetisieren, notwendig sein. Aber diese deterministische Erklärung des Menschen war bereits zu Zeiten des Chromosoms möglich. Die Molekularisierung der Genetik dagegen – von

mir wiederum als Genetisierung bezeichnet – erklärt den Mangel an Interesse am ›physiologisch Normalen‹. Ein solcher Genetisierungsbegriff ermöglicht es zu verstehen, wie das Anwendenden-Profil diskursiv über normative Ideen von Gesundheit und Krankheit hinaus erweitert wird. Zudem spricht es gezielt die lokalen – oder im Sinne von Identitäten – diversesten und verschiedensten Interessengruppen an.

Die hier beschriebenen diskursiven und geographischen Expansionen scheinen in einer anachronistisch universalistischen Haltung die Bedeutung ›lokaler‹ Zweifel und Sorgen (*concerns*) zu unterschätzen. Dies erinnert an die fehlende Übereinstimmung zwischen humanistischen Zielen, wie sie von einigen Protagonisten des *Human Genome Diversity Project* in den 1990ern beschrieben wurde, mit dem dann eher ignoranten Umgang mit der auf historischer Erfahrung gegründeten Skepsis der von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besuchten ›indigenen‹ Bevölkerungen. (Reardon 2004) Bevor das Projekt, das auf eine genetische Datenbank von ›isolated indigenous populations‹ abzielte, überhaupt startete, wurde es beschuldigt, eine neue Form des Kolonialismus zu erfinden. Der Begriff der Kolonie in dieser Kritik bezog sich auf die historischen Macht- und Ausbeutungsverhältnisse zwischen Kolonialstaaten und überseeischen Kolonien und deren Bevölkerungen.

Es erscheint am Laboralltag vorbei gezielt und ungenau, diesen Kolonialbegriff, also solche Machtbeziehungen, die zwischen verschiedenen Nationen und den jeweiligen menschlichen Körpern scharf unterscheiden, von der Aufklärung auf die heutige Genetisierung zu übertragen. Die Hintergründe der heutigen Genetisierung liegen eher in den wirtschaftlich eingebundenen gouvernementalen und molekularisierenden Prozessen: Ein Interesse an ganzkörperlichen Individuen mag in Richard Dawkins (1982) Sinne vorliegen, nach dem ein Individuum lediglich eine Transporthülle der DNA darstellt. Dennoch lässt sich der Begriff der Kolonisation auch für dieses Verständnis von Genetisierung verwenden, denn Kolonisation hat im Ursprung eine weitere Wortbedeutung: Gemeint war die Umwandlung von ›nutzlosem‹ Moor- oder Steppenland in fruchtbares Ackerland. Diese Metapher der Kolonie, die auf das genetische Makromolekül als ›Bodensubstrat‹ selbst verweist, enthält nicht die Idee nationaler Grenzen und souveräner Interessen. Im Fall reproduktiver Genetik stehen demnach weder Individuen noch spezielle Populationen im Mittelpunkt des Interesses. Eher sind es die vielen ›Angriffspunkte‹ für Pharmazeutika, die noch unbekannten Moleküle. Der Track in den Wilden Westen, die Urbarmachung der Wüste, die Landung auf dem Mond sind koloniale Projekte, in deren Tradition sich die analysierten Texte selbst in ihrem Metapherngebrauch positionieren, in ihrer Beschreibung des Vorhabens, die DNA urbar zu machen.

Literatur

Anderson, Benedict (1991): Imagined communities: Reflections on the origin and spread of nationalism, London: Verso.

Baker, Robin (1999): »»Der Mensch wird seine Reproduktion bald voll steuern««. Focus 22, S. 163.

Beckera, Gay/Butler, Anneliese/Nachtigall, Robert D. (2005): »Resemblance talk: A challenge for parents whose children were conceived with donor gametes in the US«. Social Science & Medicine 61, S. 1300–1309.

Berndt, Christina (2002): »Der Wunsch nach dem fehlenden Sinn«. Süddeutsche Zeitung 93.

Bock v. Wülfingen, Bettina (2007a): »Liebe und Gesundheit in der Genetisierung der Zeugung – Diskursanalyse als Transformation von Denkräumen«. In: Irene Dölling/Dorothea Dornhof/Karin Esders/Corinna Genschel/Sabine Hark (Hg.), Transformation von Wissen, Mensch und Geschlecht, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer, S. 109-125.

Bock v. Wülfingen, Bettina (2007b): Genetisierung der Zeugung. Eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte, Bielefeld: transcript.

Bock v. Wülfingen, Bettina (2005): »Fruchtbares Virus, infiziöses Spermium. Wie das Molekül das Selbst verlässt«. In: Gisela Engel/Nicole C. Karafyllis (Hg.), Re-Produktionen, Berlin: trafo, S. 115-130.

Buchanan, Allen/Brock, Dan W./Daniels, Norman/Wikler, Daniel (2000): From chance to choice: Genetics and Justice, Cambridge: Cambridge University Press.

Burguess, Michael (1993): »The medicalization of dying«. The Journal of Medicine and Philosophy 18, S. 270-271.

Calnan, Michael (1987): Health and illness: The lay perspective, London: Tavistock.

Canguilhelm, Georges (1974): Das Normale und das Pathologische, München: Carl Hanser Verlag.

Clarke, Adele (1998): Disciplining reproduction. Modernity, American life sciences, and »the problems of sex«, Berkeley: University of California Press.

Dahl, Edgar (1999): »Sollten lesbische Paare Zugang zur künstlichen Befruchtung haben?«. Ethica 7, S. 307-313.

Davison, Charly/Davey Smith, George/Frankel, Steven (1991): »Lay epidemiology and the prevention paradox: The implications of coronary candidacy for health education«. Sociology of Health and Illness 13, S. 1-19.

Dawkins, Richard (1982): The extended genotype, Oxford: Oxford University Press.

Djerassi, Carl (Interview mit Jürgen Neffe) (1998): »›Ich will meine Gefühle pur‹«. Spiegel 24, S. 182-184.

Djerassi, Carl (1999): »Der entmachtete Mann«. Die Zeit 27.

Djerassi, Carl (Interview mit Jörg Blech und Gerald Traufetter) (2002): »›Laborbabys werden mehr geliebt‹«. Spiegel 4, S. 76-77.

Ettorre, Elisabetz (1999): »Experts as ›storytellers‹ in reproductive genetics: Exploring key issues«. Sociology of Health and Illness 21 (5), S. 539-559.

Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1997): »Il faut défendre la société«. Cours au Collège de France. 1976. Paris: Gallimard.

Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gieryn, Thomas F. (1999): Cultural boundaries of science: Credibility on the line, Chicago: University of Chicago Press.

Gilbert, F. Scott (2003): »Enzymatic adaptation and the entrance of molecular biology into embryology«. In: Sahotra Sarker (Hg.), History of molecular biology, Dordrecht: Kluwer.

Goubert, Jean Pierre (Hg.) (1982): La médicalization de la société française. 1770-1830, Waterloo (Ontario): Historical Reflections Press.

Graumann, Siegrid (2002): »Die Rolle der Medien in der Debatte um die Biomedizin«. In: Silke Schicktanz/Christof Tannert/Peter M. Wiedemann (Hg.), Kulturelle Aspekte der Biomedizin. Bioethik, Religionen und Alltagsperspektive, Frankfurt am Main: Campus, S. 212-243.

Green, Ronald M. (1999): »Mein Kind ist mein Zwilling«. Spektrum Spezial 4, S. 62-65.

Green, Ronald M. (2002): »Die Ethik des Klonens«. Spektrum der Wissenschaft 1, S. 17-24.

Hamer, Dean (2002): »Das Wunschkind aus dem Genbaukasten«. Spektrum der Wissenschaft, Dossier: Gene, Klone, Fortpflanzung 4, S. 24-29.

Hauskeller, Christine (2005): »The Language of stem cell science«. In: Wolfgang Bender/Christine Hauskeller/Alexandra Manzei (Hg.): Crossing borders. Grenzüberschreitungen. Ethische, politische und religiöse Kontexte der Stammzellforschung, Münster: Agenda, S. 39-60.

Hedgcoe, Adam M. (1998): »Geneticization, medicalization and polemics«. Medicine, Healthcare and Philosophy 1 (3), S. 235-243.

Illich, Ivan (1995): Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medikalisierung des Lebens, München: C. H. Beck.

Informationsgemeinschaft zur Verbreitung von Werbeträgern (2000): IVW Praxis, Bonn: IVW.

Jäger, Siegfried (1993): Kritische Diskursanalyse, Duisburg: DISS.

Jonson, Albert R. (1996): »The impact of mapping the human genome on the patient-physician relationship«. In: Thomas H. Murray/Mark A. Rothstein/Robert F. Murray (Hg.), The Human Genome Project and the future of health care, Bloomington: Indiana University Press, S. 7-11.

Katzorke, Thomas (Interview mit Martin Paetsch) (2003): »Brauchen wir neue Gesetze für die Fortpflanzungs-Medizin?«. Geo 8, S. 149.

Kerr, Anne (2003): »Rights and responsibilities in the new genetics era«. Critical Social Policy 23 (2), S. 208-226.

Kirejczyk, Marta (1999): »Parliamentary cultures and human embryos: The Dutch and British debates compared«. Social Studies of Science 29 (6), S. 889-912.

Kolip, Petra (Hg.) (2000a): Weiblichkeit ist keine Krankheit. Die Medikalisierung körperlicher Umbruchphasen im Leben von Frauen, Weinheim, München: Juventa.

Kolip, Petra (2000b): »Frauenleben in Ärztehand. Die Medikalisierung weiblicher Umbruchphasen«. In: Petra Kolip (Hg.), Weiblichkeit ist keine Krankheit. Die Medikalisierung körperlicher Umbruchphasen im Leben von Frauen, Weinheim, München: Juventa, S. 9-30.

Kuhn, Thomas S. (1962/1973): The structure of scientific revolutions, Chicago: University of Chicago.

Lassen, Jesper/Jamison, Andrew (2006): »Genetic technologies meet the public. The discourses of concern«. Science, Technology, & Human Values 31 (1), S. 8-28.

Lippman, Abby (1991): »Prenatal genetic testing and screening: constructing needs and reinforcing inequalities«. American Journal of Law and Medicine 17 (1/2), S. 15-50.

Lippman, Abby (1998): »The politics of health: geneticization versus health promotion«. In: Susan Sherwin/The Feminist Health Care Ethics Research Network (Hg.), The politics of women's health: exploring agency and autonomy, Philadelphia: Temple University Press, S. 64-303.

Novas, Carlos/Rose, Nicolas (2000): »Genetic risk and the birth of the somatic individual«. Economy and Society 29 (4), S. 485-513.

O'Mahony, Patrick/Schäfer, Mike Steffen (2005): »The ›book of life‹ in the press: Comparing German and Irish media discourse on human genome research«. Social Studies of Science 35 (1), S. 99-30.

Rabinow, Paul/Rose, Nicolas (2006): »Biopower today«. BioSocieties 1 (2), S. 195-217.

Reardon, Jenny (2004): Race to the finish: Identity and governance in an age of genomics, Princeton: Princeton University Press.

Reich, Jens (Interview) (1999): »Gentherapie gegen individuelles Leid«. Süddeutsche Zeitung 212, V2 (7), 14.7. 1999.

Reich, Jens (2000): »Erotik in der Cyberwelt«. Spiegel 48, S. 204-206.

Rosenthal, André (2001): »Molekulare Medizin – Möglichkeiten und Grenzen«. Spektrum der Wissenschaft 9, S. 84-93.

Samerski, Silja (2002): Die verrechnete Hoffnung. Von der selbstbestimmten Entscheidung durch genetische Beratung, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Silver, Lee (Interview mit Jürgen Petermann und Paul Rainer) (1998): »›Gefährlicher als die Bombe‹«. Spiegel 29, S. 142-145.

Silver, Lee (2000): »Eingriff in die Keimbahn«. Spiegel 1, S. 146-147.

Stock, Gregory (Interview) (1998): »Klon der Angst. Der Segen der Gen-Technik«. Süddeutsche Zeitung 11.4. 1998.

Stock, Gregory (2000), Der Geist aus der Flasche, Spiegel 15: S, 190-192.

Weinrich, Harald (1980): »Metapher«. In: Joachim Ritter (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1179-1186.

Wilmut, Ian (2002): »Klonen für medizinische Zwecke«. Spektrum der Wissenschaften. Dossier Gene, Klone, Fortpflanzung H. 4, S. 39.

Bilder von Körper, Raum und Welt

ANITA JANZEN

Das Thema der Tagung *Welt.Raum.Körper* haben sich die Künstlerinnen Silke Helmerdig, Michaela Göltl und Christa Zauner aus Berlin und Wien als Oberthema für ihre Arbeiten gewählt. Jede von ihnen hat sich mit einem der drei Teilaspekte befasst. Als Bindeglied für ihre Arbeiten haben sie den Menschen gewählt, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne: seine Ausdehnung im Realen sowie im Metaphorischen. Die Welt tritt als scheinbarer Mittelpunkt unseres Universums auf und wir scheinbar als Mittelpunkt der Welt. Wir beherrschen sie, breiten uns aus, erschaffen sie neu. Dabei drehen wir uns eigentlich nur um uns selbst und nicht um die Welt, denn die Welt dreht sich auch ohne uns nur um sich und wir uns mit ihr.

MICHAELA GÖLTLS Arbeit befasst sich mit dem Thema Körper. In ihren Bildern wird der menschliche Körper soweit abstrahiert, dass er zu einem Teil der Welt und des Raumes wird. Er ist erst auf den zweiten Blick menschlich oder doch nur menschenähnlich, quasi sein Abbild. In diesem Wechselspiel von Schein und Sein werden wir künstlich erschaffen und bleiben doch in der ursprünglichen menschlichen Form. Der Körper wird zu einem Teil einer Maschinerie, einem Idealbild und somit zu einer Illusion, geformt durch die Künstlerin, neu erschaffen durch die Allmacht Mensch. Schon immer haben Menschen sich vorgestellt, wie der ideale Mensch sein sollte, und ihn dann in ihrer Phantasie neu erschaffen, beispielsweise in den Höhlenmalereien mit dem Bildnis des unbesiegbaren Jägers oder in der Antike mit den gottgleichen Adonisfiguren bis hin zur Neuzeit mittels plastischer Chirurgie. Nur gehen wir heute einen Schritt weiter und lassen unsere Idealvorstellung in die Realität umsetzen und werden damit zu einem Teil der Phantasiewelt.

Hier setzen die Arbeiten von Michaela Göltl an, indem sie unsere Sehgewohnheiten herausfordern. Was ist noch Fiktion und was schon Realität? Wir werden gezwungen, unseren Blick zu schärfen, um Sein vom Schein zu trennen, gleichzeitig werden wir durch ihren grenzgängerischen Blickwinkel auf-

gefordert, uns mit dem Thema Körperkult und Körperwahn im persönlichen wie im öffentlichen Raum im Besonderen und in der Welt im Allgemeinen auseinanderzusetzen.

SILKE HELMERDIGS Arbeit setzt sich mit dem Thema Welt als Lebensraum des Menschen im Allgemeinen und dem Einfluss der sogenannten Dominanzkultur im Speziellen auseinander. Insbesondere geht es um das Thema, wie die »Westliche Welt«, repräsentiert durch die großen internationalen Konzerne, versucht, das Weltbild zu vereinheitlichen, indem sie Standards entwickelt und diese bis in die letzten Winkel des Globus trägt. Es geht darum, sich eine Illusion von Sicherheit zu schaffen, indem diese Standards exportiert werden und so eine Pseudowelt schaffen, die es ermöglicht, sich an jedem Ort des Planeten wie zu Hause zu bewegen, ohne mit der fremden einheimischen Kultur in Berührung zu kommen. Dieser Versuch, mit Hilfe der Globalisierung erneut fremde Territorien zu erobern, ist sozusagen eine moderne Art der Kolonialisierung. Man könnte auch sagen, die Konzerne setzen Duftmarken, um ihr Revier abzustecken – als Zeichen ihrer Allmacht. Dies macht deutlich, wie uns die Angst vor dem Fremden einschränkt und wie sie uns dazu verleitet, die Vielfalt der Kulturen aufzugeben für das scheinbare Maß aller Dinge. Wir übersehen dabei leicht, dass diese Normen genauso wenig real sind wie unsere Sicht der Dinge, sondern nur ein von der Werbung künstlich (künstlerisch) geschaffenes Ideal darstellt. Um dieses Konstrukt aufrechtzuerhalten, wird versucht, das Unbekannte auf ein Minimum zu reduzieren, es bleibt nur das äußere Umfeld, das noch nicht vereinnahmt werden konnte. Dies schmückt man aber zumindest mit uns bekannten Symbolen, in diesem Fall der Werbung, um uns eine Sicherheit im Althergebrachten vorzugaukeln.

In den Bildern von Silke Helmerdig zeigt sich, dass dieser Versuch der Reduktion des Fremden scheitert, denn bei näherer Betrachtung wird sichtbar, dass die Werbebotschaften die Fremd-Körper sind, umgeben vom alltäglich Anderen. Gleichzeitig stellen wir fest, dass das Fremde mit dem Alltäglichen in Dialog tritt und durch ihre Wechselwirkung ein neues Drittes entsteht.

CHRISTA ZAUNERS Arbeit nimmt das Thema Raum auf. Es geht dabei sowohl um den äußeren als auch um den inneren Raum. In den Bildern werden der Raum um uns sowie der Raum in uns sichtbar, gefüllt mit Lebens- und Phantasiewelt. Durch die Verknüpfung von scheinbar Realem und Irrealem zeigt uns Christa Zauner, wie wir uns unsere Wirklichkeit schaffen können. Wer kann schon mit Bestimmtheit sagen, dass die Fabelwesen nicht tatsächlich existent sind. Ist es nicht genauso wahrscheinlich, dass sie erst durch das Foto sichtbar werden und wir sie mit dem bloßen Auge nur nicht wahrnehmen können? Die Fragen, die sich hier stellen, sind: Können wir unseren Sinnen trauen, was ist die Wahrheit und gibt es die eine Wahrheit überhaupt? Ist in diesem Fall das Foto die eigentliche Abbildung der Wirklichkeit oder doch

nur Fiktion? Wer stellt die Norm auf, und beugen wir uns der vorherrschenden Regel, oder schaffen wir uns unser ureigenes Universum?

Durch ihre Bilder schafft Christa Zauner das Bindeglied zwischen den Arbeiten, indem sie den »freien« Raum füllt, die Fantasie greifbar macht und somit am konkretesten die Künstlichkeit der Wirklichkeit hervorhebt. Was bleibt ist nur die Gewissheit: Alles entsteht in unseren Köpfen und nur durch uns wird es real.





transformationen *Michaela Göltl*



global players: Bangkok *Silke Helmerdig*



global players: New York *Silke Helmerdig*



global players: Budapest *Silke Helmerdig*



gischt *Christa Zauner*



gischt *Christa Zauner*



gischt *Christa Zauner*



gischt *Christa Zauner*

Welt – Raum – Körper – Bild

SILKE HELMERDIG

Welt, Raum, Körper: drei Begriffe, die eng miteinander verbunden sind und doch sehr eigenständige Blickwinkel bezeichnen. Als ein Wort klingt es visionär, die einzelnen Begriffe verweisen jedoch auf aktuelle Debatten über Globalisierung, Präkarisierung und Gender/Geschlecht.

Sowohl dokumentarische als auch künstlerische Fotografie hat eine lange Tradition der Einmischung in gesellschaftliche Debatten und Prozesse. Gisèle Freund bezeichnet in ihrem Buch *Photographie und Gesellschaft* bereits 1976 die Fotografie als Ausgangspunkt für die Massenmedien. Sie schreibt darin: »Die Photographie hat dem Menschen verholfen, die Welt mit neuen Augen zu sehen, und sie hat Entfernungen verringert. [...] Zugleich kann sie aber auch eine gefährliche Rolle spielen als Manipulationsmittel, indem sie neue Bedürfnisse schafft und dazu verhilft, Waren zu verkaufen und das Bewußtsein zu beeinflussen.« (Freund 1983: 230)

Viele Argumentationen Gisèle Freunds sind heute noch aktuell, doch gleichzeitig hat sich die Fotografie weiterentwickelt.

Rückblickend war die Fotografie zu Beginn ihrer Entwicklung der Realitätsabbildung verpflichtet und somit ausschließlich ein Medium der Vergangenheitsdarstellung. Aufgrund ihrer technischen Gegebenheiten wurde fotografisch aufgezeichnet, was sich zum Zeitpunkt der Aufnahme vor der Linse befand. Bis das Bild sichtbar wurde, gehörte es schon der Vergangenheit an. Manipulationen wurden rückwärts gewandt im Labor vorgenommen, so z.B. zur Korrektur historischer Zusammenhänge. Man denke etwa an die Bilder Lenins, aus denen Trotzki durch Retusche nachträglich entfernt wurde, nachdem er in Ungnade gefallen war.

Die Weiterentwicklung der technischen Möglichkeiten in der Fotografie entsprang den Bedürfnissen des industriellen Zeitalters, ihre mediale Nutzbarkeit voranzutreiben.

Sobald die Fotografie durch die Verkürzung der Belichtungszeiten die Studios verlassen konnte, wurde sie auch schon für politische Zwecke, wie z.B. Kriegsberichterstattung, genutzt. So begann bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts neben der reinen Dokumentation die politische Positionierung und mediale Einmischung durch Fotograf/innen. Die Fotografie wurde zu einem mächtigen Mittel zur publizistischen Herstellung von Fakten. Durch eine klare Bestimmung des Ausschnittes und des Blickwinkels zeigten viele Fotograf/innen die Welt aus ihrer Perspektive. Sie versuchten erst gar nicht, objektiv zu bleiben. Eines der berühmtesten Beispiele hierfür ist ohne Zweifel Robert Capa mit seinen Fotografien aus dem spanischen Bürgerkrieg.

»Die Funktion der Fotografie ist die mediale Vermittlung visueller Inhalte«. (Sachsse 2003: 11) Könnten wir davon ausgehen, dass die Fotografie ausschließlich dokumentarisch arbeitet, ließe sich daraus der Rückschluss ziehen, dass visuelle Inhalte gleichzusetzen sind mit medialen Wahrheiten. Dabei ließen wir allerdings den Menschen hinter der Kamera völlig außer Acht. Durch den langen Umgang mit Fotografie als der Realität verpflichtetes Medium, sieht der/die Betrachter/in das fotografische Bild gern als wahrheitsgetreu. Erst eine kritische Auseinandersetzung des/der einzelnen Konsumenten/in mit medialen Bildern kann dies ändern und eine vorsichtige Distanz zur medialen Wahrheit aufbauen.

Von diesem Umgang des/der Betrachters/in mit dem Medium leben künstlerische Strategien, die sich mit politischen Themen befassen. Sie nutzen die vermeintliche Wahrheitsliebe der Fotografie zur Hinterfragung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse.

Seit einiger Zeit äußern sich Fotograf/innen und Fotokünstler/innen nicht mehr nur in Bezug auf Gegenwärtiges, sondern auch visionär in die Zukunft schauend. Dabei hilft ihnen der Umstand, dass in der digitalen Bildherstellung nicht mehr unbedingt ein Vorbild gebraucht wird. Das digitale Bild kann komplett fiktiv konstruiert werden.

Durch digitale Manipulation entstehen neue Sichtweisen auf die Welt und durch die geschickte Wahl von Ausschnitt und Aufnahmemoment werden laut Andreas Beaugrand »reflektorische Hilfestellungen für philosophische Seinsfragen« (Beaugrand 2004: 86) gegeben. Die Welt, die uns umgibt, erscheint in einer durch mediale Bilder gefilterten Sichtweise.

Marlene Schnelle-Schneyder schreibt zur medialen Debatte: »Unsere Gehirne konstruieren ein Weltbild, das von Bildern geprägt wird.« (Schnelle-Schneyder 2004: 115) Man könnte also sagen, unsere bildhafte Vorstellung der politisierten Begriffe Globalisierung, Präkarisierung und Geschlecht ist vornehmlich von fotografischen Bildern geprägt.

Andreas Gurski zum Beispiel zeigt in seinen Arbeiten eine durch digitale Manipulation perfektionierte schöne neue Welt aus globalen Warenumschlagsplätzen und Konsumtempeln, während Margherita Spiluttinis Fotogra-

fien die Eingriffe des Menschen in vormals idyllische Landschaften aufzeigen und uns durch die Wahl des Ausschnittes auf das Verhältnis von Architektur, Raum und Natur hinweisen.

»Jeder wird die Beobachtung haben machen können, wieviel leichter ein Bild, vor allem aber eine Plastik, und nun gar Architektur, im Photo sich erfassen lassen als in der Wirklichkeit.« (Benjamin 1977: 60f.) schreibt Walter Benjamin 1936.

So ist ebenso wie unser Bild von Welt auch unser Blick auf Raum und Körper fotografisch geprägt.

Raum und Körper waren in Form von Stadt- und Menschenbildern von Beginn an Themen der Fotografie. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte Nadar von einem Ballon aus Stadtbilder von Paris. Auch Eugène Atgets Fotos vom Paris gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind prägend für unser Bild von der Stadt. Viele weitere Fotograf/innen, die sich fotografisch mit Architektur und Landschaft auseinandersetzen, folgten. Als deutsche Vertreter soll die Erwähnung von Albert Renger-Patzsch, Heinrich Riebesehl und Thomas Struth genügen. Thomas Struth hat sich, wie auch schon August Sander, sowohl mit Stadt und Landschaft, also Raum, als auch mit dem Menschenbild beschäftigt.

Fotografinnen haben oftmals einen bewusst weiblichen Blickwinkel auf die Welt. Gerade in der feministischen Debatte um Körper und Geschlecht hat die Fotografie seit den 1970er Jahren eine wichtige Rolle gespielt. Fotografinnen und Künstlerinnen wie Cindy Sherman, Valie Export oder auch Rebekka Horn nutzen Fotografie, Film und später auch Video für ihre Arbeiten über den Körper.

In der feministischen Fotografie zeigt sich, wie zuvor in den politischen Fotocollagen der 1930er Jahre, die enge Verbindung von Politik und Fotografie. Auch hier wird Fotografie zu einem politischen Statement.

Fotografie als politisches Statement zu Themen der Zeit ist ein weitreichender Komplex, der hier nur exemplarisch anhand einiger Positionen zu den Begriffen »Welt«, »Raum« und »Körper« angerissen wurde. Viele andere bleiben ungenannt und sind doch nicht weniger wichtig.

Es bleibt festzustellen, dass Fotografie aufgrund ihrer medialen Nutzung ideale Voraussetzungen als Medium für politische Strategien mitbringt. Sie dient der Einmischung in gesellschaftliche Prozesse und geht damit weit über ihre ursprüngliche Intention des reinen Abbildens hinaus.

Literatur

Benjamin, Walter (1977): »Kleine Geschichte der Photographie«. In: Ders., Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 45-64.

Beaugrand, Andreas (2004): »Radikale Subjektivität«. In: Jörg Boström/ Gottfried Jäger (Hg), Kann Fotografie unsere Zeit in Bilder fassen?, Bielefeld: Kerber Verlag, S. 86-87.

Freund, Gisèle (1983): Photographie und Gesellschaft, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Sachsse, Rolf (2003): Fotografie – Vom technischen Bildmittel zur Krise der Repräsentation, Köln: Deubner Verlag für Kunst, Theorie & Praxis.

Schnelle-Schneyder, Marlene (2004): »Die Fassbarkeit der Fotografie, der Zeit und der Bilder«. In: Jörg Boström/Gottfried Jäger (Hg), Kann Fotografie unsere Zeit in Bilder fassen?, Bielefeld: Kerber Verlag, S. 115-117.

Zahlenkörper – Funktionenräume – unendliche Welten. Einfälle eines Mathematikers zu Raum und Körper

TORSTEN STEIDTEN

Du bist mein maximales Ideal,
Der Zustand meiner Liebe ist stabil,
Doch deine Kovarianten sind labil
Und unbestimmt wie Eulers Integral.
[...]
Den Ring aus Polynomen gab ich dir,
Dazu die Markov-Kette mit dem Stein,
All deine Tensorfelder waren mein,
Nur dein Quotientenkörper fehlte mir.
Stanislaw Lem: Liebe und Tensoralgebra (1983: 57)

Körper und Räume in der Mathematik

Körper und Räume sind in der Mathematik zum Teil sehr abstrakte Begriffe, die ganz unterschiedliche Dinge bezeichnen können. Am ehesten der gewohnten Vorstellung entspricht der Körper in der Geometrie. Es ist dies ein dreidimensionales Objekt, das durch Grenzflächen beschrieben werden kann. Die bekanntesten Körper besitzen flache oder kreis- bzw. kugelförmige Grenzflächen. Polyeder (Vielflächner) sind Körper, die ausschließlich von flachen Flächen begrenzt sind. Bei den 5 nach dem Griechen Plato benannten platonischen Körpern (unter anderem Tetraeder, Oktaeder und Würfel) sind alle Flächen regelmäßige Polygone, alle Flächen haben dieselbe Anzahl von Ecken und in jeder Ecke kommt dieselbe Anzahl an Kanten an. Es waren dies daher für die alten Griechen die perfekten geometrischen Körper. Charakteristische Größen für alle Körper sind beispielsweise Volumen und Oberflächeninhalt.

Wenn wir uns nun den Körpern in der Algebra zuwenden, sei als Warnung ein Jules Verne zugeschriebener Satz zitiert: »Du wolltest doch Algebra, da hast du den Salat.«

Was folgt, sind nämlich einige typische mathematische Definitionen, also Begriffserklärungen …

Eine *Gruppe* G ist eine Menge zusammen mit einer Abbildung $*$: $G \times G \to G$, welche jedem Paar (a,b), $a,b \in G$ ein Element $a*b$ zuordnet, so dass gilt:

1. $a*(b*c) = (a*b)*c$ für alle $a,b,c \in G$ (Assoziativität).
2. Es gibt ein Element $e \in G$ mit
   $e*a = a = a*e$ für alle $a \in G$ (Neutralelement).
3. Zu jedem $a \in G$ existiert ein $b \in G$ mit
   $a*b = e = b*a$ (Inverses).

Eine Gruppe A heißt *kommutativ* oder *abelsch*, wenn

$a*b = b*a$ für alle $a,b \in A$.

Ein *Ring* R ist eine (additiv geschriebene) abelsche Gruppe zusammen mit einem Produkt „$\times$", so dass für alle $a,b,c \in R$ gilt:

1. $(a \times b) \times c = a \times (b \times c)$ (Assoziativität);
2. $a \times (b+c) = a \times b + a \times c$ und
   $(a+b) \times c = a \times c + b \times c$ (Distributivität).

Ein Ring K heißt *Körper*, wenn gilt:

1. Es existiert ein Einselement 1 mit $1 \neq 0$.
2. Für jedes $a \in K$ mit $a \neq 0$ gibt es ein $a^{-1} \in K$ mit
   $a \times a^{-1} = a^{-1} \times a = 1$ (Invertierbarkeit).
3. Die Multiplikation ist kommutativ.

Beispiele

- Q (die Menge der rationalen Zahlen), R (die reellen Zahlen) und C (die komplexen Zahlen) sind Körper, also auch spezielle Ringe.
- Z (die Menge der ganzen Zahlen) ist ein kommutativer Ring mit Einselement.
- N (die Menge der natürlichen Zahlen) bildet keinen Ring.

Es gibt aber auch völlig andere Beispiele, unter anderem verschiedene Mengen von Matrizen …

Ein *Vektorraum* V ist

1. eine kommutative Gruppe bezüglich Addition mit den Eigenschaften
2. $\lambda * (v + w) = \lambda * v + \lambda * w$ für alle reellen Zahlen λ und für alle $v, w \in V$;
3. $(\lambda + \mu) * v = \lambda * v + \mu * v$ für alle reellen Zahlen λ, μ und für alle $v \in V$;
4. $1 * v = v$ für alle $v \in V$.

Besonders wichtig sind Räume mit einer sogenannten Norm (normierte Räume).

Eine Funktion $\|\| : V \to R$ heißt *Norm* auf V, wenn für alle $x, y \in V$ und für alle reellen Zahlen α gilt:

1. Es gilt stets $\|x\| \geq 0$ (Positivität).
2. Falls $\|x\| = 0$ ist, dann ist $x = 0$ (Definitheit).
3. $\|\alpha \times x\| = |\alpha| * \|x\|$ (Homogenität).
4. $\|x + y\| \leq \|x\| + \|y\|$ (die so genannte Dreiecksungleichung).

Eine *Funktion* f ist eine Vorschrift, die jedem Element des Definitionsbereiches in eindeutiger Weise ein Element des Wertebereiches zuordnet.

Eine reelle Funktion auf der Menge R der reellen Zahlen ist beispielsweise eine Funktion, die jeder reellen Zahl x einen ebenfalls reellen Wert $f(x)$ zuordnet.

Als *Funktionenraum X* wird eine Menge von Funktionen mit bestimmten Eigenschaften bezeichnet. Solche Räume sind oft nach Mathematikern benannt – Banach, Besov, Bessel, Lebesgue, Lipschitz, Orlicz, Sobolev und viele andere mehr sind Beispiele hierfür.

Wer bis hierhin geduldig gefolgt ist, wird spätestens an dieser Stelle nicht zu Unrecht fragen, wozu das alles gebraucht wird. Doch der nächste Abschnitt beantwortet erst einmal eine Frage, die scheinbar gar nichts hiermit zu tun hat.

Wie werden Probleme gelöst?

Nehmen wir einmal an, ein/e Mathematiker/in bekommt ein Problem zur Bearbeitung. Dann gilt es typischerweise folgende Schritte zu bewältigen:

Erstens die Modellierung, zweitens die Untersuchung bzw. Bearbeitung des Modells und drittens die Ergebnisformulierung und -validierung.

Die *Modellierung* ist der Übergang vom Problem zu einem Modell. Dabei wird Ersteres unter Nutzung bekannter Gesetzmäßigkeiten beschrieben. Hier-

bei sind viele Dinge zu beachten wie etwa Ursachen, Einflussfaktoren oder auch der Vorgang selbst.

Früher wurde hierzu oft ein »reales Modell« genutzt, Probleme wurden in erster Linie experimentell gelöst. Heute wird dagegen oft ein mathematisches Modell gewählt. Es ist dies der Versuch, wesentliche Parameter natürlicher Phänomenen zu erfassen und diese in einem berechenbaren Gleichungssystem, Differentialgleichungssystem, Algorithmus oder ähnlichem zur Vorhersage des beobachteten Systems zu nutzen. Das hierfür mathematische Modelle bevorzugt werden, hat unterschiedliche Gründe: So ist ein Experiment häufig unmöglich bzw. verursachte zu hohe Kosten, oder es sollen Vorhersagen vor der Konstruktion gemacht werden, die teure Versuche vermeiden helfen.

Bei der *Untersuchung* des Modells ist zunächst insbesondere die Frage zu beantworten, ob das Modell prinzipiell das leisten kann, was es leisten soll. Danach gilt es, numerische Verfahren und Algorithmen zur Lösung der Modellgleichungen auszuwählen oder neu zu entwickeln. Es folgen die Implementation und der Test auf einem Computer und anschließend oft viele Computersimulationen.

Der letzte Teilschritt ist der Vergleich der Simulationsergebnisse mit der Realität. Danach ist gegebenenfalls das Modell weiter zu verbessern, und der ganze Prozess beginnt eventuell von vorn. Auch die Variation von Einflussfaktoren und anderem ist möglich. Damit kann zum Beispiel die Frage beantwortet werden, welche (mathematischen) Konsequenzen eine Änderung der physikalischen Annahmen hat. Für die *Validierung* des Modells erfolgt eine Auswahl von Parametern, die einerseits aus experimentellen Untersuchungen bekannt und andererseits auch für das Modell bestimmbar sind. Wenn Vorbild und Modell in diesen Parametern übereinstimmen, dann kann man umgekehrt schließen, dass das Modell relevante Aspekte der Wirklichkeit korrekt wiedergibt.

Wozu Funktionenräume benötigt werden

Für numerische Verfahren ist es wichtig, eine Reihe von Fragen zu beantworten: Es ist zunächst zu klären, ob das Modell eine Lösung besitzt – man spricht von der Frage nach der Existenz einer Lösung. Meist parallel dazu muss überprüft werden, ob die Lösung des Modells eindeutig ist, d.h. ob es genau eine Lösung gibt. Wenn beide Fragen mit Ja beantwortet worden sind, ist zu überlegen, ob man mit dem gewählten Verfahren diese Lösung erhält – man spricht von der Konvergenz des Verfahrens. Wenn auch durch die moderne Technik nicht mehr ganz so bedeutsam wie noch vor wenigen Jahren, stellt sich schließlich auch die Frage, wie groß (Speicherplatz- und) Rechenzeitbedarf sind.

Zunächst soll kurz erläutert werden, warum diese Fragen von Bedeutung sind und nicht nur der Beschäftigung einiger Theoretiker dienen.

Schon die Modellierung birgt mögliche Fehler: Vielleicht wird ein wichtiger Einflussfaktor zu Unrecht vernachlässigt oder ein anderer falsch beschrieben. Umso vorsichtiger muss man beim weiteren Umgang damit sein. Wie schon erwähnt, handelt es sich bei mathematischen Modellen in der Regel um Gleichungen oder um ganze Systeme davon. Sehr oft treten Differentialgleichungen auf. Dass es nicht selbstverständlich ist, dass es eine Lösung gibt, zeigt schon das ganz einfache Beispiel

$$x^2 = -1$$

zumindest solange man eine reelle Zahl x als Lösung sucht. Die Modellgleichungen sind natürlich in aller Regel wesentlich komplizierter.

Ganz ähnlich sieht es mit der Eindeutigkeit der Lösung aus. Schon die einfache Gleichung

$$x^2 = 1$$

besitzt zwei Lösungen, nämlich 1 und -1. Erst wenn man eine zusätzliche Bedingung stellt wie z.B.

$$x > 0$$

wird die Lösung eindeutig.

Numerische Verfahren sind immer fehlerbehaftet, schon weil selbst der modernste Computer nicht unendlich genau arbeiten kann. Daher ist es wichtig zu wissen, ob ein bestimmtes Verfahren zuverlässig die gewünschte Lösung liefert. Dazu gilt es, die Größenordnung des dabei gemachten Fehlers zu ermitteln. Da sehr oft Verfahren benutzt werden, mit denen man der tatsächlichen Lösung in mehreren Schritten näher kommt, stellt sich die Frage, wie viele Schritte man benötigt, bis man die Lösung mit einer gewünschten Genauigkeit angenähert hat.

Für all die in diesem Abschnitt aufgeworfenen Fragen sind die weiter oben angesprochenen Funktionenräume ein wichtiges Handwerkszeug des Mathematikers. Da es einleuchten wird, dass man nicht für jedes neue Problem langwierige theoretische Untersuchungen erneut anstellen kann, sucht man nach Eigenschaften der Lösung der Modellgleichungen, für die bereits Bedingungen bekannt sind, bei denen man dann *nur* noch untersuchen muss, ob sie erfüllt sind. Differentialgleichungen haben als Lösung Funktionen, und alle Funktionen in einem Funktionenraum haben eine Reihe von Eigenschaften gemeinsam. Man untersucht daher oft, ob ein Modell eine Lösung besitzt,

die zu einem bestimmten Raum gehört und kann dann Antworten auf die eben aufgeworfenen Fragen ableiten.

Natürlich konnte in diesem Beitrag nur sehr verknappt dargestellt werden, woran oft mehrere Wissenschaftler/innen längere Zeit arbeiten. Vielleicht ist aber klar geworden, dass auch zunächst sehr abstrakt wirkende Begriffe durchaus sehr viel zur Bewältigung der unterschiedlichsten Probleme in Natur und Technik beitragen können. Dass es noch eine Reihe davon zu lösen gibt, weiß jeder, der sich schon einmal über eine falsche Wettervorhersage geärgert hat. Das Wetter führt nämlich zu einem der kompliziertesten Modelle überhaupt und wird wahrscheinlich nur noch vom menschlichen Verhalten an Kompliziertheit übertroffen.

Literatur

Stanislaw Lem (1983): Kyberiade, Frankfurt/M.: Insel.

Frauen als Fremd*körper*. Neun Thesen zur kulturellen und sexuellen Geographie in der Kopftuch-Debatte

MANFRED SING

Angesichts der anhaltenden Diskussionen über die Integrationsfähigkeit des Islams lohnt sich ein Rückblick auf die sogenannte Kopftuch-Debatte, die seit Mitte der 1990er Jahre in Deutschland geführt wurde. Pars pro toto steht die Kopftuch-Debatte für den Umgang der Mehrheitsgesellschaft mit *dem* Islam oder *den* Muslimen, aber auch für die Selbstwahrnehmung von Muslimen in europäischen Gesellschaften.

Meine Kritik beschäftigt sich im Folgenden nicht so sehr mit dem Spezialproblem des Beamtenrechts,[1] sondern mit der Debatte, in der verschiedene Standpunkte aufeinanderprallen und sich partiell überschneiden. An leitkulturellen und multikulturellen, feministischen und islamischen, juristischen und akademischen Äußerungen zum Kopftuch lässt sich zeigen, wie Frauen islamischen Glaubens zu Fremdkörpern in europäischen Gesellschaften stilisiert werden. Es stellt nur zwei Seiten derselben Medaille dar, dass die einen Debattenbeiträge im Extremfall auf ein Verbot (vgl. Schwarzer 2003), die anderen auf ein Gebot (vgl. Gutmaier 2003) des Kopftuches abzielen. Gemeinsam ist solchen Äußerungen, dass sie Zuschreibungen an ›einheimischen‹ und ›fremden‹ Frauen vornehmen. Dadurch werden Frauen in voneinander verschiedenen Kultur-Räumen situiert. Diese Diskurse weisen über das Klassenzimmer, die islamische *community* und die deutsche Gesellschaft hinaus, umfassen die gesamte ›islamische‹ Welt und konstruieren eine ›globale Muslimin‹; sie zielen aber zugleich darauf ab, eine Grenze festzulegen, die be-

1 In etwa der Hälfte aller Bundesländer wurde inzwischen ein Verbot für Lehrerinnen an staatlichen Schulen erlassen, das islamische Kopftuch zu tragen. Die Bundesländer kamen damit dem BVG-Urteil vom 24.9. 2003 nach, das sie aufforderte, für ein Kopftuch-Verbot gesetzliche Grundlagen zu schaffen.

stimmt, was unter die deutsche Leitkultur, die herrschenden Normen oder ein religiöses Ideal fällt und was nicht.

In der Tendenz verfremden solche Diskurse Frauen, entmündigen sie zu bewusst unemanzipierten Wesen und ent- und resexualisieren sie. Wenn die Befreiung der Frau von ihrem Kopftuch mit ihrer Befreiung von religiösen Zwängen und vom Patriarchat sowie mit der Befreiung ihrer Sexualität gleichgesetzt wird, so unterliegt solchen Diskursen: (1) eine prinzipielle Gleichsetzung des Zeichens mit den Strukturen und damit einhergehend (2) eine Bedeutungsreduktion des Zeichens, (3) eine Kritik an weiblichen Handlungsstrategien und (4) eine Reproduktion von unterdrückten sexuellen Phantasien des männlichen Blicks auf das Zeichen.

Dies ist vor allem deswegen bedenklich, weil es durchaus die Möglichkeit gäbe, im Beamtenrecht eine Neudefinition für religiöse Symbole vorzunehmen und auch Auflagen für das Tragen von Kopftüchern zu formulieren, ohne *rechtlich* und *diskursiv* »die christlich-abendländische Kultur« zu betonen und den Eindruck zu vermitteln, Muslime seien in Staat und Gesellschaft unerwünscht. Die Kopftuch-Verbote in den einzelnen Bundesländern stellen einen politischen und juristischen Pyrrhussieg dar, weil sie nur eine kleine Zahl von Beamtinnen treffen, die eigentlich anvisierten Kernprobleme nicht verändern und von einer Mehrheit der Muslime als Zeichen genereller Ablehnung verstanden werden. Die folgenden neun Thesen sollen verständlich machen, warum das islamische Kopftuch die falsche Angriffsfläche ist, um Integrationsprobleme und männliche Herrschaft wirkungsvoll zu kritisieren.

These 1: Die Kopftuch-Debatte tastet die Geschlechter-Hierarchie nicht an, sondern stabilisiert sie, weil sie auf einer Polarisierung zwischen deutscher Leitkultur und Islam basiert.

Im Mittelpunkt von leitkulturellen und islamischen Kopftuch-Diskursen stehen Aussagen darüber, wie *frau* auszusehen habe, damit sie sich als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, Beamtin des Staates oder Mitglied der islamischen Gemeinschaft ausweise. Der weibliche Körper fungiert als Symbol für die Reproduktion und die Verletzbarkeit der Gemeinschaft. Über die Normierung von Frauenrollen werden nationalistische, religiöse oder ethnische Vorstellungen von der Reinheit und Gesundheit des Gemeinschaftskörpers aktiviert. Den Kontext für die Kopftuch-Debatte in Deutschland bilden Diskussionen über die demographische Entwicklung, Geburtenrate, Rente und Zuwanderung. In den mehrheitsgesellschaftlichen und *community*-internen Debatten werden auf Frauenkörper identitätsstiftende Eigenschaften projiziert, die aufgrund sozialer Krisen, Grenzverschiebungen und globaler Entwicklungen als bedroht wahrgenommen werden. Daher projizieren der leitkulturelle und der islamische Diskurs in der Kopftuch-Debatte ihre jeweilige Krisener-

fahrung auf dieselben Frauenkörper: Der leitkulturelle Diskurs sieht das Kopftuch als Angriff auf Frauenrechte und problematisiert Migration als kulturelles Problem. Dadurch beschwört er am Frauenkörper die Angst vor Islam, Fundamentalismus und Terrorismus und bedient paternalistische Vorstellungen über die rückständige, muslimische Frau. Er schreibt die sogenannten Integrationsprobleme nicht nur einseitig der migrantischen Bevölkerung und deren weiblichen Teil, sondern vielmehr einer sich explizit islamisch verstehenden Teilmenge der weiblichen migrantischen Bevölkerung zu. Der islamische Diskurs hingegen hält das Kopftuch zur Abwehr gegenüber der materialistischen Kultur für notwendig und nimmt die darüber in Deutschland und Europa entbrannte Debatte als Angriff auf den Islam wahr, nicht als Angriff auf das Patriarchat. Die Gemeinschaft wird als Opfer westlicher Verschwörung, Kulturinvasion und Entrechtung imaginiert. Aus Sicht vieler Muslime in Europa erscheint die islamische Identität durch eine falsch verstandene Integration ›bedroht‹. Das Kopftuch markiert dann – als zum bloßen »Signal« herabgesunkenes Symbol (Arkoun 1999: 55) – eine Verteidigungslinie gegen diese Bedrohung. Unter dem Strich imaginieren sich beide Seiten – die leitkulturelle und die islamische – als Opfer eines gescheiterten Integrationsprozesses, und für beide Seiten repräsentiert das Kopftuch dieses Scheitern.

Die dabei produzierte ›kulturelle Geographie‹ zieht eine Grenze zwischen Islam und deutscher Leitkultur, zwischen Ausländerin und Inländerin. Dies geschieht ungeachtet der Tatsachen, dass (a) viele Musliminnen gar kein Kopftuch tragen, (b) ca. 800.000 Musliminnen die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, (c) Geschlechterungleichheit nicht nur ein Problem der Musliminnen ist, (d) die Hauptprotagonisten fundamentalistischen Islams männlich[2] sind. Die männliche Machtposition bleibt durch die Kopftuch-Kritik nicht nur unangetastet, sondern sie wird gestärkt, da die Kritik ihnen erlaubt, als legitime Verteidiger des Islams und Beschützer der Frauen aufzutreten – vergleichbar mit Männern der Mehrheitsgesellschaft, die sich durch Kritik an Muslimen als Verteidiger von Grundwerten und Frauenrechten darstellen.[3]

Eine besondere Rolle für die Kopftuch-Debatte spielen daher feministische Kritiken, weil durch eine Kritik des Kopftuches eine Kritik der männlichen Herrschaft intendiert wird. Hierbei ergibt sich meiner Ansicht nach jedoch das Problem, dass die symbolische Macht männlicher Herrschaft über den Umweg einer asymmetrischen Sicht auf den fremden Frauenkörper sogar gestärkt wird. Denn ein Teil feministischer Debattenbeiträge tendiert dazu, das Kopftuch als Symbol für das Mann-Frau-Verhältnis aufzufassen. Die

2 Alle Attentäter des 11. September 2001, die Mehrzahl aller Selbstmordattentäter, alle potenziellen Kalifenkandidaten und die Religionsgelehrten sind Männer.

3 Birgit Rommelspacher (2004) argumentiert, auch die Hierarchie zwischen einheimischen und eingewanderten Frauen werde »wesentlich über den Emanzipationsdiskurs abgesichert«.

Herrschaftskritik beschränkt sich dann auf eine Kritik dieses Verhältnisses, während die mehrfach asymmetrische Position der Kopftuchträgerin als Frau, Muslimin, Migrantin und/oder rechtliche ›Ausländerin‹ ausgeklammert bleibt. Geschlechterverhältnisse bestehen nicht allein im Verhältnis der muslimischen Frau zu Vater, Ehemann, Bruder und Familie, sondern sie werden entscheidend durch Institutionen, politische, juristische, soziale und kulturelle Umstände mitbestimmt: Staatliche Regelungen für das Kopftuch ebenso wie soziale Normen, Bildungs- und Integrationsangebote ebenso wie soziale Herkunft, Kopftuch-Debatten als Fremdbeschreibungen ebenso wie Selbstbeschreibungen muslimischer Frauen, die Gewährung von Bürgerrechten ebenso wie Heiratsstrategien – all diese Kontexte sind keine Nebenerscheinungen, sondern sie formen die Geschlechterverhältnisse maßgeblich mit. Die symbolische Kategorie der ›Kopftuchträgerin‹ oder der ›Frau im Islam‹ existiert dabei keineswegs überörtlich und überzeitlich (vgl. Mohanty 1988), sondern sie ist konkret in migrantischen und deutschen Bezügen angesiedelt.

Dass die Kritik am Kopftuch die Geschlechterhierarchie weit weniger antastet, als die Kopftuch-Kritiker meinen, liegt daran, dass in diesen Kritiken Differenzen zwischen Geschlechtern, Kulturen und Religionen als natürlich und vollkommen eindeutig aufgefasst werden. Gegensatzpaare auf allen sozialen Ebenen (stark/schwach, aktiv/passiv, gerade/krumm, salzig/süß, spontan/kontinuierlich) bilden aber gerade das symbolische Material, aus dem die Polarität zwischen Mann und Frau geformt wird, sie lassen diese Polarität als naturgegeben erscheinen. (Bourdieu 2005: 17ff.) Daher arbeiten Gegensatzkonstruktionen wie ›der Westen‹ und ›der Islam‹, die in der Kopftuch-Kritik unweigerlich auftreten, der symbolischen Konstruktion der Geschlechterpolarität und der Macht männlicher Herrschaft zu. Wenn Geschlechtergerechtigkeit das Ziel der Kopftuch-Kritik ist, so läuft die Konstruktion solcher starren Gegensätze unterschwellig diesem Ziel zuwider.

In westlichen Diskursen über den Islam wird die Wissensformation der ›Frau im Islam‹ in doppelter Hinsicht symbolisch als ›weiblich‹ und inferior gegenüber dem ›Männlichen‹ konstruiert – durch die Gegensatzpaare ›starker Westen‹ versus ›schwacher Islam‹ sowie ›starker Mann‹ versus ›schwache Frau‹.[4] Ebenso wie der Westen gegenüber dem Islam als stark, aktiv und frei (also ›männlich‹) gesehen wird, erscheinen die gleichberechtigten Geschlechter im Westen symbolisch als stark (ergo ›männlich‹). Wenn auf den Islam symbolisch ›weibliche‹ Eigenschaften (schwach, passiv, unveränderlich) projiziert werden, so erscheint das ungleiche islamische Geschlechterverhältnis

4 In der interkulturellen Debatte ergibt sich ein besonderer Konflikt dadurch, dass die Selbstbilder der ›starken westlichen Frau‹ und des ›starken islamischen Mannes‹ aufeinanderprallen. Der energische Einsatz für die muslimischen Schwestern und die ebenso heftige islamische Ablehnung des Feminismus erklären sich daraus, dass für beide Seiten das eigene Selbstbild zur Disposition steht.

nicht nur als Ausdruck von *machismo*, Hierarchie und Unfreiheit (also als übertrieben ›männlich‹), sondern auch als zu Unrecht ›männlich‹: den muslimischen Männern wird attestiert, sie hätten es als Mitglieder einer dominierten (›weiblichen‹) Kultur offenbar besonders nötig, ihre Männlichkeit zur Schau zu stellen. Die inferiore (›weibliche‹) Position des Islams gegenüber dem Westen wird dabei auf die Entrechtung der Frauen zurückgeführt, also auf schwache Frauen und übermäßig starke, aber eigentlich ebenfalls schwache Männer.

Aus islamischer Sicht werden dieselben Gegensatzpaare umgekehrt: Die westliche Gesellschaft erscheint als ›verweiblicht‹, der westliche Mann als schwach. Das Geschlechterverhältnis wird als unmoralisch, sexuell enthemmt und pornographisiert beschrieben, während die islamische Rollenverteilung als moralisch, familiär und sexuell gesund verteidigt wird. Die männliche Kontrolle über die Frauen wird in Abgrenzung zur unmoralischen westlichen Umgebung als ›islamisch‹ gerechtfertigt.

Die in solchen Diskursen angelegte stereotype Polarität zwischen dem ›Westen‹ und dem ›Islam‹ verstärkt folglich die paternalistischen Vorstellungen darüber, wie eine Frau zu sein und zu leben habe. Auch die Kritik an Islam, Kopftuch und muslimischen Patriarchen reproduziert hierarchische Kategorien und damit ungewollt auch die Geschlechterpolarität. Aus der Totalität einer doppelten Inferiorität bliebe dann der Muslimin wirklich kein anderer Ausweg mehr als die Flucht vor dem muslimischen Mann.[5] Da eine Mehrheit muslimischer Frauen trotz oder gerade wegen ihrer Unterdrückung als zu »schwach« für eine solche Flucht betrachtet wird, soll ihrer Befreiung vom islamischen Patriarchat von außen nachgeholfen werden, etwa durch ein Verbot des Kopftuchs.[6]

These 2: Islam-Kritiker behaupten, der Islam müsse von außen aufgeklärt werden – als Voraussetzung für eine Integration der Muslime. Unklar bleibt, welcher Islam wie aufgeklärt werden soll. Zugleich wird die mangelnde Aufklärung des Islams zum Integrationshemmnis erklärt, nicht jedoch der mangelnde politische Willen oder die herrschenden gesellschaftlichen und rechtlichen Strukturen.

Die symbolische Aufladung in der Kopftuch-Debatte schmiedet bisher unbekannte Allianzen. Auf islamischer Seite erfolgte zeitweise eine Homogenisie-

5 Siehe das Kapitel »Zehn Tips für Muslimas, die weglaufen wollen« bei Ayaan Hirsi Ali. (2005: 165ff.)

6 In diesem Sinne forderte der von Kopftuch-Gegnerinnen verfasste »Becklash«-Aufruf (Bendkowski u.a. 2004) tatsächlich die Ausweisung migrantischer Frauenfeinde, d.h. die Befreiung der Muslimin von ihrem Mann, vgl. auch die tageszeitung vom 17.1. 2004.

rung der ethnisch, konfessionell, national und politisch zersplitterten Gruppierungen zu einer imaginären islamischen Gemeinde (*community*). Auf leitkultureller Seite wiederum fanden sich gegenüber den Verfechtern einer multikulturellen Gesellschaft Konservative, Feministinnen und selbsternannte Aufklärer in einem Lager zusammen.[7] Besonderer Aufmerksamkeit erfreuen sich in dieser Auseinandersetzung Islam-Dissidentinnen, Frauen islamischer, türkischer oder arabischer Herkunft, die die islamische Gemeinschaft und Geschlechterordnung kritisieren. Sie gelten in der Debatte um das Ende der multikulturellen Gesellschaft als Kronzeuginnen. Ihr Hauptargument lautet, es sei nicht (kultur-)rassistisch, die sozialen Missstände bezüglich muslimischer Frauen anzuprangern, sondern (kultur-)rassistisch sei es, eben diese Missstände als kulturelle Besonderheit zu akzeptieren und über sie aus *political correctness* hinwegzusehen.[8]

Freilich sind Autorinnen, sobald sie sich über die Medien an ein größeres Publikum wenden, zu einer Inszenierung sowohl ihrer Authentizität als auch ihres Kronzeugentums gezwungen. So ist in Werken der Dissidentinnen häufig eine eindeutige Bevorzugung der ›Werte‹ der Mehrheitsgesellschaften zu beobachten, ohne dass deren innere Paradoxien oder die Ängste vor dem Fremden thematisiert würden. Der islamischen Gemeinde wird generell Unaufgeklärtheit und Verlogenheit vorgeworfen, die als Effekt von Tradition, von überzogener Prinzipienreiterei oder von unmenschlichen Moralvorstellungen dargestellt werden. Frauen könnten sich deshalb nur unaufrichtig durch das Leben retten, was die misogynen Vorurteile männlicher Muslime bestärke.[9]

Einen Kern der Kopftuch-Debatte bildet die Anklage, »daß der gegenwärtige Islam nicht mit den Anforderungen des westlichen Rechtsstaats vereinbar ist. Er braucht dringend eine Epoche der Aufklärung. Aber es ist unwahrscheinlich, daß diese Aufklärung sich innerhalb der islamischen Welt entwickeln wird.« (Hirsi Ali 2005: 37) Diese Islam-Kritik ist nicht rundweg falsch, wohl aber in doppelter Hinsicht einseitig. Zum einen lässt sie außer Acht, dass westliche Politik nicht automatisch die Aufklärung im Islam fördert, sondern oftmals sogar das Gegenteil bewirkt. Zum anderen wird zwar

7 Die Gegnerinnen eines Kopftuchverbots wurden von der damaligen Ausländerbeauftragten der Bundesregierung, Marieluise Beck, und von rot-grünen Ministerinnen angeführt; sie verbreiteten einen Aufruf für »religiöse Vielfalt« und wider eine »Lex Kopftuch«. (Beck 2004) Dagegen protestierten unter anderem Autorinnen der Zeitschrift *Emma* und des »Becklash«-Gegenaufrufes (Bendkowski u.a. 2004); sie kritisierten die patriarchalen Strukturen unter Muslimen und die Haltung der Bundesregierung.

8 Vgl. die wiederkehrende Argumentation bei Necla Kelek (2005a und 2005b) und Hirsi Ali (2005).

9 Beispielhaft hierfür ist das Kapitel »Der Jungfrauenkäfig« bei Hirsi Ali. (2005: 101ff.)

darauf hingewiesen, dass es *den* Islam nicht gibt, gleichwohl wird jedoch weiter pauschalisiert, etwa in der Hinsicht, dass der Islam als eine homogene Einheit ohne Kontakt zur aufgeklärten Um- oder Außenwelt dargestellt wird. So heißt es etwa, Europa könne »hiesigen Muslimen [...] helfen«, indem es den Zustand des Islams »nicht bagatellisiert, sondern an den Pranger stellt«. (Hirsi Ali 2005: 37) Unverständlich bleibt, was das »Wir« in einem paradoxen Satz wie: »Warum gelingt es uns nicht, uns selbst zu hinterfragen?« (Hirsi Ali 2005: 39) bedeuten soll. Unklar ist auch, inwiefern eine Dissidentin aus eigener Sicht oder aus Sicht der *community* noch zu derselben zählt und auf diese einwirken kann, selbst wenn sie sich von ihr abgekehrt hat (oder abkehren musste).[10] Zwar richtet sich das Islam-Hinterfragen vor allem gegen jene Muslime, denen das Festhalten an Traditionen vorgeworfen wird, jedoch bleibt es unklar, was diese Kritik über die Mehrheit der vergleichsweise gut integrierten Muslime auszusagen hat. Falls diese Muslime nicht dem unaufgeklärten Islam zugerechnet werden, der hinterfragt werden muss, stellt sich die Frage, zu welchem Islam sie dann gehören, wo die Grenzziehung verläuft und welche Berechtigung die Pauschalkritik am Islam hat.

Die islamischen Gemeinden in Europa existieren nicht mehr in abgeschlossener Form, sondern sind seit längerem in einem sozialen Umbruch begriffen, der sich im positiven wie negativen Sinne auch aus der Wahrnehmung der Diskrepanz zu den Werten und Lebensstilen in der Mehrheitsgesellschaft speist (auch das Auftreten der Islam-Dissidentinnen ist ein Beispiel hierfür). Der Bewusstseinswandel, als Muslim in Europa zu leben, hat seit den 1980er Jahren sowohl zur verstärkten Integration in die Gesellschaft als auch zur Abgrenzung geführt. Die Forderung nach verstärkter gesellschaftlicher Teilnahme geht einher mit der Forderung nach rechtlicher Gleichstellung, was sowohl gleiche Rechte für das Individuum als auch für die Gruppe oder die Religionsgemeinschaft bedeuten kann.

Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob das Kopftuch – gerade in seiner deutschen Besonderheit als beamtenrechtlicher Sonderfall – dafür taugt, um zu verhandeln, wie die Beziehung von Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten rechtlich zu regeln ist.[11] Denn an einem als fremd empfundenen Symbol debattiert die Mehrheitsgesellschaft verbindliche ›Werte‹ bzw. den ›Werteverfall‹ (also Themen, die weit über die Regeln des Beamtenrechts hinausrei-

10 Im Klappentext bei Hirsi Ali (2005) heißt es: »Ayaan Hirsi Ali weiß, wovon sie redet: Der Zwangsheirat, die ihr Vater für sie geplant hatte, konnte sie sich nur durch Flucht entziehen – und das hieß den Bruch mit ihrer Familie, ihren bisherigen Freunden, ihrer gesamten Umgebung ... Seitdem kämpft sie für ihre Schicksalsgenossinnen: damit sie nicht mehr nur ›Söhnefabrik‹ sind, dass sie studieren können, dass endlich sie selbst – und nicht mehr die Männer – bestimmen können, wie sie leben wollen.«

11 Das gestehen selbst Unterzeichnerinnen des »Becklash«-Aufrufes ein, vgl. die tageszeitung vom 17.1. 2004.

chen). Umstritten sind in dieser Debatte *ethische Grundsätze* oder die *Bedeutung* demokratischer Werte (Religionsfreiheit, Gleichheit, Toleranz). Doch sowohl das unveränderliche Festhalten am Bisherigen und das Ignorieren von Differenzen als auch das Akzeptieren alles Anderen und Differenten bergen die Gefahr, die Werte, Rechte und demokratischen Prozesse auszuhöhlen, auf die man sich beruft oder die man einfordert. Die Gefahr besteht sowohl in der gezielten Exklusion als auch der zwanghaften Inklusion, in der bewussten Abgrenzung ebenso wie in der erzwungenen Anpassung. Die Debatte in der deutschen Öffentlichkeit spiegelt diese Gefahr insofern (unbewusst) wider, als meistens darüber diskutiert wird, was am Islam ausgeschlossen und bekämpft werden soll. Die Debatte wird folglich nicht darüber geführt, welches pluralistische Gemeinwesen idealerweise angestrebt werden sollte und welche Regeln und Prozesse in Hinblick auf dieses Ideal angemessen wären; in aller Regel wird vielmehr versucht, Ausgrenzungs- oder Unterdrückungsstrategien als legitim zu begründen, die sich gegen ein undemokratisches, frauenfeindliches oder gewalttätiges Verhalten von Muslimen richten.

Anhand des Kopftuches im Beamtenstand stellt sich jedoch einmal mehr die Frage, ob die Gewichte für die Koexistenz der Religionen, die bislang ohne den Islam austariert wurden, heute noch richtig justiert sind. Denn der Kopftuch-Streit stellt insofern ein Novum dar, als die Bundesländer, die das Kopftuch verbieten, sich in Glaubensfragen einer Religion einmischen, die sie noch nicht einmal offiziell als solche anerkannt haben. Sie legen vielmehr fest, dass das Kopftuch als islamisches Zeichen vom Staat nicht toleriert werden müsse. Dieser Eingriff in Fragen der Religion geht eigentlich über die Rolle des religionsneutralen Wächter-Staates hinaus (ginge es nicht ums Beamtenrecht). Denn verfassungsrechtlich betrachtet sich der deutsche Staat als religionsneutral und mischt sich im Grundsatz nicht in Religions- und Glaubensfragen ein; er überwacht lediglich die störungsfreie Koexistenz der Religionsgemeinschaften und garantiert die individuelle Religionsfreiheit in Staat und Gesellschaft auf pragmatische Weise. (Vgl. Forstner 1991; Johansen 1999) Problematisch ist daher, dass der deutsche Staat den Islam bis heute nicht als »Körperschaft des öffentlichen Rechts« anerkannt und mit Juden- und Christentum gleichgestellt hat,[12] weshalb er dem Islam fortgesetzt die Grundrechte, Aufgaben und Finanzmittel, die einer Religionsgemeinschaft zustünden, vorenthält. Speziell die Einrichtung eines islamischen Religionsunterrichts kommt nur langsam voran,[13] da oftmals argumentiert wird, dieser setze wiederum den dem Islam vorenthaltenen Status einer »Körperschaft öf-

12 Der erste Antrag stammte aus dem Jahre 1978. (Vgl. Spuler-Stegemann 1998: 223ff.) Als Hauptgrund der Nicht-Anerkennung wird die mangelnde Einheitlichkeit der muslimischen Verbände genannt (Repräsentanzproblem).

13 Bereits 1984 einigte sich die Kultusministerkonferenz grundsätzlich auf die Einrichtung islamischen Religionsunterrichts. (Vgl. Rohe 2001: 155ff.)

fentlichen Rechts« voraus,[14] für den leider die praktischen Voraussetzungen nicht gegeben seien – was wenig verwunderlich ist, da diese erstens auf die christlichen Kirchen gemünzt sind und sich zweitens durch eine »Koexistenzpragmatik« zwischen Staat und Kirchen herausgebildet haben. (Vgl. Johansen 1999) Der argumentative Zirkelschluss benachteiligt den Islam nicht nur, sondern er ist auch verfassungsrechtlich und aus praktischen Gründen fragwürdig.[15] Daher ist es verständlich, dass Muslime die gezielte Verbannung des Kopftuches aus dem Beamtenstand ebenfalls als Zeichen für die Diskriminierung gegenüber dem Islam verstehen.

Die Kopftuch-Debatte ist insofern symptomatisch für den Umgang mit dem Islam, weil selbst eine Frage, die vergleichsweise wenige Frauen betrifft und einen beamtenrechtlichen Sonderfall darstellt, in einen Prinzipienstreit ausartete (während die prinzipielle Beziehung zwischen Staat und Islam weiterhin ungeklärt blieb). Wer hingegen für pragmatische Lösungen in dieser Einzelfrage plädierte, gehörte nicht nur zu einer Minderheit, sondern musste sich auch vorhalten lassen, blind gegenüber der islamistischen Unterwanderung von Recht, Schule und Gesellschaft zu sein.

These 3: Kopftuch-Kritik aktualisiert die Assimilierungsforderung an Migrantinnen und Migranten. Die Kopftuch-Kritik dient als Oberfläche für eine Debatte über Missstände, die durch das Kopftuch-Verbot nicht geändert werden.

Die argumentative Grundstruktur einer pauschalen Kopftuch-Kritik liegt darin, Probleme, die weltweit unter einer Milliarde Muslimen verbreitet sind, mit den drei Millionen Muslimen in Deutschland in Verbindung zu bringen. Die unter drei Millionen Muslimen verbreiteten Missstände[16] werden als Argument dafür benutzt, dass ca. drei Dutzend Lehrerinnen ein angebliches »Zeichen der Frauenunterdrückung« (Louis 2003) nicht tragen dürften. Die logische Verbindung ist unklar, denn dass z.B. Fereshta Ludin in Baden-Württemberg nicht als Lehrerin arbeitet,[17] hat bislang kein Mädchen in Ess-

14 Dies ist allerdings umstritten. (Vgl. Rohe 2001: 155ff.; Langenfeld 2006)

15 Die Einrichtung des Religionsunterrichts bedeutete nicht nur die Verwirklichung des Grundrechts auf Glaubensfreiheit, sondern sie hätte auch den praktischen Effekt, dass die Schüler lernten, was es bedeutet, als Muslim in einer nichtreligiösen Umgebung und in einem religionsneutralen Staat zu agieren. (Vgl. Langenfeld 2006: 60f.)

16 Etwa die Befreiung von Mädchen von Schwimm-, Sport-, Biologie- und Sexualkundeunterricht, das Verbot der Teilnahme an Schulausflügen, Zwangsheirat, Entführung, Entmündigung.

17 Aufgrund des staatlichen Lehrerausbildungsmonopols war es Ferestha Ludin trotz Kopftuch erlaubt worden, ihr Referendariat in Baden-Württemberg abzuschließen.

lingen vor der Zwangsheirat gerettet. Weiter stellt sich die Frage, inwiefern das ›Zeichen‹ einer Beamtin in Stuttgart für ›Fundamentalismus‹ in Kreuzberg, Südmarokko oder Nordpakistan haftbar gemacht werden könnte.[18]

Die Kopftuch-Trägerin wird in dieser argumentativen Grundstruktur zu einem sozialen Fremdkörper, weil der Raum, über den Kopftuch-Diskurse Aussagen treffen, nicht eindeutig ist. Das Kopftuch erstreckt sich vom Haupthaar einer Frau bis nach Peschawar; der verfremdete Körper befindet sich zugleich innerhalb und außerhalb Deutschlands. Die Vermischung globaler und lokaler Bereiche, so als habe das Kopftuch überall dieselbe Bedeutung, wird auf die Formel der unterdrückten Muslimin verdichtet: Diese wird zur ›globalen Muslimin‹.

In dieser argumentativen Grundstruktur treten zwei logische Kategorienfehler (der argumentative Wechsel vom Sein zum Sollen) auf: (1) Aus dem Vorhandensein von mit Muslimen verbundenen Missständen wird eine Rechtfertigung dafür abgeleitet, dass ein islamisches Zeichen verboten werden muss. Es wird sogar unterstellt, das Verbot habe eine positive Rückwirkung auf die Missstände. (2) Aufgrund der anderen Missstände wird das Kopftuch selbst als Missstand aufgefasst, das (für Lehrerinnen!) verboten werden sollte. Die praktische Konsequenz wird ausgeklammert: Ob ein Kopftuch-Verbot für Lehrerinnen tatsächlich die Zahl der Kopftücher in Deutschland verringert, wird nicht gefragt. Denkbar ist vielmehr, dass bereits die Verbotsdebatte den gegenteiligen Effekt hatte.

Das Hauptargument für ein Verbot – die sichtbare Beeinflussung der Schülerinnen und Schüler durch das Kopftuch einer Lehrerin – ist nur im Kontext der Illoyalitäts-Vermutung verständlich, wenn also angenommen wird, Kopftücher widersprächen dem demokratischen Erziehungsauftrag, und wenn weiter angenommen wird, der *familiäre* Kopftuchzwang für Schülerinnen könne durch gesetzliche Verbote für Lehrerinnen eingedämmt werden. Wenn das Ziel des Verbots die Kopftücher der Schülerinnen wären, wäre es angebracht, Kopftücher an Schulen generell zu verbieten. Da dafür offenbar der politische Wille und die rechtliche Handhabe fehlen, fungiert das Bild der wegen ihrer Lehrerin womöglich leichter unters Kopftuch zu zwingenden Schülerinnen nur als Hilfskonstruktion.

Um das Kopftuch-Tragen im staatlich besonders geschützten Beamtenstand zu verhindern, wäre eigentlich der Nachweis notwendig, dass allein die Existenz des Kopftuches ein Ausweis mangelnder Loyalität gegenüber dem Staat wäre. Dieser Nachweis ist bisher nicht gelungen. Die vielschichtigen Bedeutungen des Kopftuches konnten nicht auf einen beamtinnenrechts- oder

18 Siehe den Vorwurf Alice Schwarzers (2004) an Ferestha Ludin, sie habe »kein Wort des Mitgefühls für die Afghaninnen« – allein weil Ludin es abgelehnt hatte, über deren Lage zu reden.

sogar verfassungswidrigen Nenner gebracht werden. Vielmehr hebt z.B. der Kommentar zum baden-württembergischen Gesetz darauf ab, das Kopftuch sei *vieldeutig* interpretierbar. Die Vieldeutigkeit beweist zwar das Scheitern einer eindeutigen Zuschreibung von Illoyalität, wird aber zu Ungunsten der Kopftuch-Trägerin ausgelegt, weil Beobachter immer eine illoyale Bedeutung hineindeuten können.

These 4: Kopftuch-Diskurse reduzieren das Kopftuch auf eine fundamentalistische und frauenfeindliche Bedeutung und ignorieren seine Funktion als Marker von Ungleichheitserfahrung.

Wenn vom Kopftuch als der »Flagge der islamischen Kreuzzügler« (Schwarzer 2004) die Rede ist, wird das Kopftuch als Zeichen der Radikalen unter dem Deckmäntelchen der Religion aufgefasst. Hier ergibt sich die Schwierigkeit, dass das Kopftuch älter als der moderne Fundamentalismus ist und dass Geschlechterungleichheit in allen (monotheistischen) Religionen vorkommt. Wenn allein wegen der Geschlechterungleichheit von einem fundamentalistischen und politischen Zeichen gesprochen wird, wann und wo war der Islam dann jemals ›Religion‹? Politisch instrumentalisierbar war das Kopftuch ja gerade deshalb, weil es im islamischen Zeichen- und Symbolsystem verankert ist. Die politischen Dimensionen des Kopftuches werden, obwohl sie ständig beschworen werden, durch die Kritiker in mehrfacher Weise reduziert: Die *identitätsstiftende* Dimension des Kopftuchs wird auf eine zurückgebliebene Geschlechterrolle reduziert (und nicht als Antwort auf den sozialen Status der Frauen in der islamischen Enklave und deutschen Gesellschaft gesehen); die *politische* Dimension wird auf Fundamentalismus reduziert (und nicht als Verarbeitung komplexer, politischen Konfliktlagen der Muslime in Europa und in der Welt gesehen); die *soziale* Dimension wird auf eine Assimilationsverweigerung reduziert (und nicht als Ausdruck der Integrationsprobleme gesehen), und die *religiös-kulturelle* Dimension wird auf Fanatismus und Geschlechter-Hierarchie reduziert (und nicht als Ausdruck religiöser Ethik oder kultureller Ideale gesehen).

Dadurch, dass Kritiker die Dimensionen des Kopftuches auf ein *kulturspezifisches* Moment reduzieren, verurteilen sie es aus der Perspektive eines *partikularen Universalismus*. Stattdessen sollte das Kopftuch als Marker gesehen werden, der über das Geschlechterverhältnis hinausweist. Das Kopftuch ist eine symbolische Antwort auf soziale Ungleichheitserfahrungen und verweist auf für Migrantinnen und Migranten nicht eingelöste universale Rechte, die ethnischen Deutschen fraglos zustehen.[19] Das Verbot des Kopftuchs repräs-

19 Die zuerst von Bassam Tibi und im Jahre 2000 von Friedrich Merz (CDU) vorgebrachte Ansicht, das Grundgesetz verkörpere die deutsche Leitkultur, an die

sentiert geradezu einen symptomatischen Fall für die Suspendierung gleicher Rechte. Das Kopftuch als Marker von Ungleichheitserfahrungen wird nun selbst durch eine Kombination universalistischer und leitkultureller Argumentation – staatliche Religionsneutralität plus Erziehungsauftrag zur christlichen Wertevermittlung[20] – verboten.

Als *ethnic marker* bezeichnet das Kopftuch sowohl die *Herkunft* aus der islamischen Enklave (verstanden als Teilgruppe der Gesamtgesellschaft) als auch die *Ankunft* in der ›deutschen‹ Gesellschaft. Als Problem erscheint das Kopftuch der Beamtin gerade wegen ihrer Ankunft in Staat und Gesellschaft. Das geforderte Verbot richtet sich daher nicht nur gegen das Tuch, sondern auch gegen den Prozess der Ankunft. Es zielt folglich gerade nicht gegen diejenigen Gruppen, die sich bewusst der Integration verweigern, sondern gegen jene, die in der ›Mitte‹ der Gesellschaft (Beamtenstand) ankommen wollen; diesen Musliminnen wird generell unterstellt, Trojanische Pferde zu sein.

Aus leitkultureller Sicht ergibt sich folgender Widerspruch: Die Religion soll zwar im säkularen Staat auf die Privatsphäre zurückgedrängt werden; weil aber gerade die Mann-Frau-Beziehung im Islam als nicht hinnehmbare ›Frauenunterdrückung‹ problematisiert wird, ist es mit der Zurückdrängung des Islams ins Private nicht getan. Der Islam, sprich das Kopftuch, müsste eigentlich auch aus der Familie verschwinden.[21]

These 5: Wird das Kopftuch als »nicht zwingender Bestandteil des Islams« aufgefasst, so wird absurderweise suggeriert, Glaubensfreiheit gelte nur für Fundamentalismus.

Das Argument, das Kopftuch sei nicht »zwingender Bestandteil des Glaubens« (Schwarzer 2004) und müsse folglich nicht getragen werden, ist mit der Schlussfolgerung verknüpft, die Lehrerin könne sich bei ihrer Wahl für das Kopftuch nicht auf ihre Religionsfreiheit berufen. Ebenso urteilten die unteren Gerichtsinstanzen im Fall Fereshta Ludin. Zur Religion gehört nach diesem Urteil nur noch das, was zwingend vorgeschrieben ist – so, als schlössen sich Freiheit und Religion von vorneherein aus, und so, als ob sich Religionsfrei-

sich auch Muslime zu halten hätten, ignoriert die existierende juristische Ungleichbehandlung und weist die Verantwortung für Integrationsprobleme allein den Muslimen zu, weil sie sich nicht an die Leitkultur ›halten‹. Zu einer Kritik daran vgl. Claudia Roth (2005).

20 Das vom baden-württembergischen Landtag verabschiedete Gesetz begründet die Zulassung christlicher Symbole bei gleichzeitigem Kopftuch-Verbot mit dem Auftrag, christliche Werte wie Nächstenliebe und das Erbe der abendländischen Tradition zu vermitteln – unter Bezugnahme auf einen entsprechenden Passus im Landesgesetz und ein BVG-Urteil von 1975.

21 In diesem Sinne wird vom Islam mehr verlangt als von den anderen Religionen, die ja auch nicht per se Geschlechtergleichheit predigen.

heit nur auf unverrückbare Dogmen bezöge. Die Kopftuch-Kritik versucht hier einen Widerspruch zu konstruieren, weil eine Religion den Gläubigen die freie Wahl lässt: Weil das Kopftuch nicht von allen Frauen getragen werde, könne es nur ein Zeichen für Islamismus, nicht aber für Islam sein. In Wirklichkeit wird mit diesem Argument lediglich die islamische Vielfalt negativ ausgelegt. Erstaunlicherweise bemängeln die Kopftuch-Gegnerinnen und Gegner das Fehlen religiösen Zwangs (wäre dieser etwa Vorbedingung für ihre Toleranz des Kopftuches?), obwohl sie doch gerade Fundamentalismus ablehnen. Zudem betrachten sie Wahlfreiheit offenbar als unreligiös. Wenn sie nur noch »zwingende Bestandteile« als religiös ansehen, dann entsorgen sie jeglichen Begriff von Religion.[22] Denn es gibt keine Religion, deren Strömungen in allem übereinstimmen würden. Das Kopftuch ist zwar kein notwendiges, wohl aber hinreichendes Accessoire islamischer Glaubensdemonstration; keine islamische Gruppierung würde es als unislamisch betrachten. Das Argument, das Kopftuch repräsentiere Islamismus, tendiert dazu, die Bedeutung des Kopftuches nicht nach der Selbstwahrnehmung der Frauen, sondern alleine nach derjenigen der Beobachter festzulegen. So haben manche Kritiker das Urteil gefällt, das Kopftuch ›signalisiere‹ selbst dann noch ›Frauenunterdrückung‹ und ›Fundamentalismus‹, wenn sich seine Trägerin *nicht* unterdrückt fühlt und *nicht* undemokratisch äußert.[23]

These 6: Die Entscheidung der Muslimin für das Kopftuch wird oftmals als Folge sozialen Zwangs oder unaufgeklärter Handlung dargestellt. Dadurch wird weibliches Handeln als bloßer Ausdruck männlicher Herrschaft, nicht als Umgang damit betrachtet.

In Kopftuch-Diskursen treten drei Typen von Kopftuch-Trägerinnen auf: Täterinnen sind Musliminnen dann, wenn ihnen unterstellt werden soll, selbst Fundamentalistinnen zu sein, die im Gleichschritt mit ihren männlichen Glaubensgenossen die Demokratie abschaffen wollen. Opfer sind sie dann, wenn unterstellt werden soll, sie seien von Fanatikern oder der Familie unters Kopftuch gezwungen worden. Beides – bewusst unemanzipierte Wesen – sind sie dann, wenn ihnen unterstellt wird, durch das Kopftuch-Tragen an der eigenen Unterdrückung mitzuwirken. Die Konstruktion solcher Frauentypen bewertet weibliche Handlungsstrategien – dass Frauen unter sozialen Bedingungen handeln und an der Produktion dieser Bedingungen mitwirken – von vornherein negativ. Unbeantwortet lässt diese Kritik die Frage nach alternati-

22 »In der Religion gibt es keinen Zwang«, heißt es im Koran (Sure 2:256).

23 Kann ein konkret nicht-unterdrückerisches Zeichen ein gegenteiliges Signal aussenden? Wenn es ein derartiges Auseinanderfallen von Zeichen und Bezeichnetem gäbe, wäre es dann nicht logisch, es anders herum zu sehen: allgemein nicht-unterdrückerisch, konkret unterdrückerisch?

ven Handlungsstrategien für Frauen, außer eben dem Vorschlag, sie sollten das Kopftuch ablegen (was viele ja getan haben).

Kopftuch-Gegner können sich nur als Folge von *sozialem* Zwang (Fremdbestimmung) oder mangelndem Bewusstsein erklären, warum Frauen ein frauenfeindliches Zeichen anlegen; sie ignorieren das Bewusste am Entscheidungsakt der Frauen und ihre subjektiven Motive. Selbst wenn die Erklärung des sozialen Zwangs stimmte, stellte sie kein Argument gegen das Kopftuch-Tragen, sondern nur eine Kritik an den sozialen Zuständen dar. Angesichts sozialer Zwänge kann es eine sinnvolle Handlungsstrategie sein, ein Kopftuch zu tragen.

Gerade auch Mitarbeiterinnen von Frauenhäusern sind als Kritikerinnen des Kopftuchs in Erscheinung getreten, mit dem berechtigten Anliegen, auf das islamische Neo-Patriarchat hinzuweisen. (Vgl. Bendkowski et. al. 2004) Wie die Arbeit dieser Hilfsprojekte zeigt, können soziale Zwänge so weit gehen, dass Frauen in einem »rechtsfreien Raum« (ebd.) leben oder dass, nach Aussage von Emine Cem vom Türkischen Frauenverband, die Selbstbestimmung der Frau geradezu als ›Luxusbegriff‹ erscheint. (Süddeutsche Zeitung 2004) Doch trifft die Kopftuch-Kritik sowohl das Patriarchat, als auch die Handlungsstrategie der Muslimin. Es ist paradox, das Kopftuch-Tragen als Ausdruck patriarchalen Zwangs anzusehen, von den Frauen dann aber zu erwarten, dass sie das Tuch selbstbewusst ablegen. Die Frauen werden so über ihre reale Entmündigung hinaus entmündigt, weil ihnen unterstellt wird, sie handelten entweder vollkommen fremdbestimmt oder gegen ihre ureigensten Interessen. Nach dem subjektiven Sinn ihres Handelns wird gar nicht erst gefragt, da das Handeln als falsch oder unangemessen erscheint und der subjektive Sinn daher ebenfalls nur falsch sein kann.

These 7: Kopftuch-Trägerinnen sind als autonome Akteurinnen zu betrachten. Im Kopftuch-Tragen sind individuelle Motive untrennbar mit sozialen Anreizen verbunden.

Typischerweise fallen die Heiratschancen und Heiratsstrategien für junge Männer und Frauen mit Migrationshintergrund weit auseinander. Oftmals wird es von den Eltern als unerwünscht angesehen, dass die eigene Tochter einen Deutschen heiratet, denn am Verhalten der Töchter hängt die Identität und Reproduktion der Gemeinschaft, während der Spielraum für junge Männer größer ist. Dass junge muslimische Männer eine »Importbraut« (laut Kelek 2005b) aus der fremden Heimat nachkommen lassen, liegt nicht nur daran, dass eine solche Verbindung alte Familienbande stärkt, dem traditionellen Rollenbild entspricht oder als wenig problematisch gilt, sondern es ist schlichtweg ein Ausdruck dafür, dass muslimische Männer auf dem Heiratsmarkt mehr Möglichkeiten haben als muslimische Frauen. Eine in Deutsch-

land aufgewachsene, arbeitende oder studierende Tochter türkischer Eltern steckt in einem Dilemma: Sie steht aufgrund ihrer Eigenschaften und Fertigkeiten einer deutschen Frau näher als einer »Importbraut«, verringert dadurch aber ihre Heiratschancen bei Muslimen, während sie ihre Chancen auf eine Heirat mit einem Deutschen nicht in gleichem Maße erhöht.

Eine mögliche Reaktion auf den familiären und sozialen Druck besteht für junge Frauen darin, das Kopftuch als demonstratives Zeichen zu tragen, um dem Verwestlichungsvorwurf von vorneherein optisch entgegenzutreten. Dass sich ›Bildungsaufsteigerinnen‹ für das Kopftuch entscheiden – manchmal im Konflikt, manchmal im Einverständnis mit den Eltern –, lässt sich mit der These erklären, dass sie durch das Kopftuch-Tragen die eigenen Interessen, die gesellschaftlichen Anforderungen und das familiäre Normensystem ausbalancieren, um Freiräume zu besetzen, die ihnen ansonsten verschlossen erscheinen. Sozialpsychologisch gesehen, gelingt es den Kopftuch-Trägerinnen auf diese Weise, die sich bietenden Chancen für einen selbst gewählten Bildungs-, Berufs- und Lebensweg zu nutzen. Das Tragen des Kopftuches wird von den ›Bildungsaufsteigerinnen‹ weder als Abwendung von der deutschen Gesellschaft noch als Hinwendung zu traditionellen Familienbezügen verstanden. (Vgl. Nökel 2002) Versteht man das Kopftuch-Tragen junger Frauen zudem als generationenversetzte Antwort auf die Schwierigkeiten der Integration der sich tendenziell eher unauffällig verhaltenden Eltern-Generation, so ist es nicht als platte Ablehnung des Westens zu verstehen, sondern es stellt den sichtbar gesteigerten Anspruch an die deutsche Gesellschaft dar, das Anderssein zu akzeptieren.

These 8: Analysen über die unterdrückte »Frau im Islam« vermengen oftmals die reale und die symbolische Ebene miteinander. Der Islam wird mit den sozialen Zuständen in der sogenannten islamischen Welt verwechselt, die als reale Umsetzung des Korans gesehen werden.

Wenn die reale (soziale, politische, juristische) Ungleichbehandlung in arabischen, türkischen und anderen islamischen Staaten als Spiegel des weiblichen Status ›im Islam‹ aufgefasst wird, so wird behauptet, die reale Situation sei ein mehr oder minder unveränderlicher Reflex auf das islamische Geschlechtermodell. Verkannt wird dabei, dass die reale Situation die Folge gezielter Geschlechterpolitiken ist und dass die islamische Propaganda für ein ›traditionelles‹ Frauenbild eine Reaktion auf westliche Einflüsse ist und in Konkurrenz zu innerislamischen und säkularen Konkurrenten steht.

Die Geschlechterpolitik war stets Teil sozialer und politischer Kämpfe, wobei sich in der Kolonialzeit oftmals ein Zusammenspiel kolonialer und einheimischer männlicher Eliten zu Lasten der Frauen vollzog, während nach der Unabhängigkeit autoritäre Regierungen und Staatsislam eine unheilige Alli-

anz gegen die Gleichstellung von Frauen bildeten. (Vgl. Sharabi 1988; Thompson 2000)

Solange den Frauen öffentliche Räume verschlossen waren, war der Schleier das Symbol dieser Beschränkung und der Ausdruck mobiler Haremsmauern, die die Frau mit sich trug, wenn sie den heimischen Bereich verließ. In den vergangenen 100 Jahren besuchten jedoch immer mehr Frauen Schulen, gingen zur Arbeit außer Haus und tauschten den Gesichtsschleier gegen das Kopftuch. Mit Kopftuch zeigte sich die Frau als Individuum in der Öffentlichkeit und beanspruchte Teilhabe am öffentlichen Raum. Der öffentliche Raum war kein rein männlicher mehr. Die damit einhergehende Destabilisierung männlicher Autorität führte zu verschiedenen Geschlechterpolitiken: Die Befreiung der Frau wurde von den konservativen und islamistischen Kräften als Ausdruck der Verwestlichung zurückgewiesen, während reformorientierte Kräfte sie sich als Ausweis ihrer eigenen Fortschrittlichkeit auf die Fahnen geschrieben hatten. Doch selbst das weitgehende Verschwinden des Kopftuches Mitte des 20. Jahrhunderts unter nationalistischen oder sozialistischen Regimen bedeutete nicht, dass die patriarchalen Strukturen ebenfalls verschwunden wären. Obwohl Frauen in fast allen mehrheitlich islamischen Staaten Wahlrecht und verfassungsmäßig gleiche Rechte genießen, sind im Familien- und Personenstandsrecht Geschlechter-Hierarchie und Neo-Patriarchat festgeschrieben. (Vgl. Sharabi 1988) Frauen leiden unter mannigfaltigen Benachteiligungen, angefangen beim erhöhten Analphabetismus über die niedrige Beschäftigungsquote bis hin zu familiärer Gewalt und sogenannten Ehrenmorden.[24]

Der Verweis auf islamische oder koranische Ursachen ist oberflächlich und einseitig. Zwar können Gesichtsschleier und Kopftuch sehr wohl als Ausdruck von Frauen diskriminierenden Verhältnissen interpretiert werden; allerdings variieren die Benachteiligungen je nach den konkreten sozialen und politischen Verhältnissen. Zudem können gerade die islamischen Kleidungsvorschriften so gedeutet werden, dass Frauen in gleichem Maße wie Männer Verantwortung für Familie, öffentliche Moral und Gesellschaft übernehmen müssen, weil sie grundsätzlich mit denselben moralischen und rationalen Eigenschaften wie Männer ausgestattet sind.[25]

24 Siehe die Arab Human Development Reports 2002-2005. Nach einem Türkei-Bericht von amnesty international (2004) erleiden mehr als ein Drittel aller Frauen häusliche Gewalt.

25 Daher begründen Männer und Frauen das Kopftuch meist unterschiedlich. Männer setzen die Geschlechterhierarchie voraus und betonen, Frauen müssten ihre Reize verhüllen. Frauen verstehen das Kopftuch als Ausdruck einer ethischen Lebensführung, die meist auch eine Kritik an der Doppelmoral männlicher Muslime umfasst.

Eine 1982 in Ägypten durchgeführte Untersuchung ergab, dass verschleierte und unverschleierte Frauen in vielen Punkten vergleichbare Meinungen vertraten.[26] Dennoch hat sich im Westen das Kopftuch seit den 1970er Jahren als Zeichen für die »unterdrückte Frau im Islam« eingebürgert.[27] Dies verfestigte sich nach der Revolution in Iran 1979, als dort die Zwangsverschleierung verordnet wurde. Das Missverständnis, das sich populär und teilweise auch wissenschaftlich verfestigt hat, besteht darin, dass das Kopftuch an sich schon die »Unterdrückung« sei. Diese Vorstellung ist nicht nur deshalb ungenau, weil Kopftücher unter neo-patriarchalen Bedingungen Inklusion ermöglichen können, sondern sie wird auch an der Stelle fraglich, wo Frauen aufgrund ihrer Kopftücher von bestimmten Tätigkeiten und Räumen in säkularisierten Staaten ausgeschlossen werden sollen – mit der Begründung, Kopftücher symbolisierten den Ausschluss von Frauen.

Die Kopftuch-Diskussion wurde stark durch den Spezialfall »Burqa« mitgeprägt, obwohl diese gar kein Kopftuch ist, sondern ein Gesichts- und Körperschleier. Bezeichnend für den Unterschied ist, dass die Taliban die Burqa nicht nur zwangsweise verordneten, sondern darüber hinaus Frauen aus allen öffentlichen Bereichen verbannten und (über bloße Segregation hinaus) sogar Mädchenschulen und Frauenräume in Krankenhäusern schlossen. Daran zeigt sich, dass Kopftuch und Burqa nicht nur verschiedene Arten von Verschleierung sind, sondern dass sie auch mit unterschiedlichen sozialen und politischen Praktiken verknüpfbar sind. Selbst die Burqa ist mit unterschiedlichen Graden von Diskriminierung verknüpft, da die Taliban-Regeln heute nicht mehr gelten, Frauen die Burqa aber häufig immer noch tragen. Gleich geblieben sind nach dem Sturz der Taliban nicht so sehr die Burqas, als vielmehr die sozialen, kulturellen und juristischen Unterdrückungsmechanismen, durch die Frauen von Männern rechtlos gehalten werden. (Vgl. Böhm 2005)

These 9: Das Kopftuch stellt eine narzisstische Kränkung des westlichen Mannes dar. Er glaubt, die Muslimin von ihrem Mann befreien und die Schleier-Kultur sexuell missionieren zu müssen.

Was die Verbindung von Kopftuch, weiblicher Sexualität und männlicher Ehre anbelangt, so hat die ägyptische Frauenrechtlerin Nawal as-Sadawi darauf

26 88 Prozent der Verschleierten (gegenüber 93 Prozent der Unverschleierten) hielten Bildung für Frauen für wichtig; 88 Prozent (95 Prozent) fanden Frauenarbeit außer Haus akzeptabel; 77 Prozent (85 Prozent) wollten nach dem Studium arbeiten. Am größten war die Diskrepanz bei der Frage, ob Männer und Frauen in der Ehe gleichberechtigt seien. Unter den Verschleierten stimmten 38 Prozent zu, unter den Unverschleierten 66 Prozent. (Armstrong 2004: 414f.)

27 Zur Kritik am Bild der unterdrückten Muslima im westlichen Feminismus siehe Chandra Talpade Mohanty (1988).

hingewiesen, dass der Islam das angebliche Verführungspotenzial der Frau nicht dadurch in den Griff bekommen kann, dass er es verhüllt, weil die Hülle es als ›Abwesendes‹ sichtbar hält. Da das Kopftuch die Verhüllung des verführerischen Körpers anzeige, bewirke das Kopftuch seine Ent- und Resexualisierung.

Das gleiche gilt für den westlichen Blick auf das Kopftuch; auch dieser ist von jeher mit sexuellen Phantasien verknüpft. Das Kopftuch markiert in der sexuellen Geographie des westlichen Mannes einen Körper, der für ihn nicht verfügbar ist, eine Enklave, die er nicht erobern kann, einen Landstrich, der kein Urlaubsgebiet ist. Dass das Kopftuch als Zeichen von ›Frauenunterdrükkung‹ gewertet wird, kann sich im sexuellen Kontext auch in eine Unterdrükkung männlicher Phantasien umkehren. Das zeigt sich schon daran, dass das Kopftuch im Alltagsgespräch oft als Gegenstück zum Minirock aufgefasst wird. Obwohl die ›sexuelle Ausbeutung‹ von Frauen ein ernstes globales Problem darstellt,[28] so firmiert doch kein Kleidungsstil eindeutig für ›sexuelle Ausbeutung‹. ›Sexuelle Ausbeutung‹ stellt somit ein kleidungsmäßig nicht repräsentiertes Motiv dar, das in seinem angeblichen Gegenstück, dem Kopftuch, in verdrängter Form wiederkehrt.

Daher konnte Michel Houellebecq während des Krieges gegen das Taliban-Regime vorschlagen, man solle anstatt Bomben Miniröcke und Seidenstrümpfe abwerfen.[29] (Vgl. Dietrich/Nachtigall 2003) Da dem Extremismus nicht mit Gewalt der Garaus gemacht werden könne, sei es besser die Muslime zu ›verderben‹. Die Sexualisierung des Frauenkörpers wird zur Pazifizierung des fanatisierten Mannes empfohlen. Wenn für islamische Gesellschaften der Pornographie die Funktion von Aufklärung zugewiesen wird,[30] so wird der männliche Blick bestätigt. Für Frauen wirkt sich die Pornographisierung ambivalent aus, weil sie sowohl als sexuelle Befreiung als auch als Unmoral betrachtet werden kann.[31]

---

28 Frauenhandel, Sextourismus und Pornographie stellen einen Wirtschaftssektor dar, in dem weltweit mehr Geld verdient wird als mit Waffen- und Drogenhandel. (Vgl. Rommelspacher 2004)

29 Bei einer Buchpräsentation am 6.11.2001. Das Bild der herabregnenden Miniröcke kann nicht nur als Gegenthese zum Kopftuch, sondern auch zum Koran gesehen werden, da dieser nach islamischer Sichtweise von Gott »herabgesandt« wurde.

30 Im Internet kursierte damals auch die Meinung, man solle gegen den Islam generell die »Pornobombe« einsetzen, so als sei ausgerechnet unter Muslimen Pornographie spärlich verbreitet, nur weil sie z.B. von den Taliban offiziell verboten worden war.

31 Als Beispiel kann der Kinofilm *Gegen die Wand* dienen: Laut Filmkritik emanzipierte sich die Protagonistin durch Geschlechtsverkehr mit wechselnden Partnern von ›kulturellen‹ Stereotypen. Träfe dies zu, hätte der Umstand, dass die Hauptdarstellerin in pornographischen Filmen mitgewirkt hatte, ebenfalls als Befreiungsakt bejubelt werden müssen. Er wurde von der Boulevardpresse je-

Es ist wenig verwunderlich, dass die Besetzung des Iraks sexuelle Konnotationen hat, was vor allem in den Bildern von Abu Ghraib einen Ausdruck gefunden hat. Die Folterer zeigten ein Gespür dafür, dass die von ihnen gewählten Erniedrigungen den Irakern »schlimmer als der Tod« (Köhler 2004) erscheinen mussten. Auf dem bekanntesten Bild führt eine Soldatin einen Gefangenen an einer Leine wie einen Hund, ein nach traditionell islamischer Vorstellung unreines Tier. Der entblößte und vergewaltigte Muslim-Hund repräsentiert das Gegenstück zum Mann, der seine ehrbar verhüllte Frau beschützen kann – eine bewusst eingesetzte, mehrfache Negation arabisch-islamischer Ehrbegriffe. Dieses Bild wurde von Muslimen als direkte Umkehrung der islamischen Ordnung und als Ausdruck westlicher Verkommenheit verstanden.

Resümee

Wenn Vertreter der europäischen Mehrheitsgesellschaften fordern, Muslime sollten ihre Vorstellungen demokratischen Gepflogenheiten unterordnen, so hat dies den Effekt, dass manche Muslime ›Signale‹ ihrer Identität noch stärker hervorheben. Sie klagen diese Signale sogar als ihr demokratisches Recht ein, wodurch sie ihren Opfer- und Fremdheitsstatus in einer nur formal multikulturellen Gesellschaft markieren. In der Folge münzt die Mehrheitsgesellschaft diese Signale in Stigmata um und beschreibt sich selbst als Opfer von Zuwanderung und Entfremdung. Und wenn sich die Mehrheitsgesellschaft der muslimischen Frauen als ›Opfer‹ von Zwangsheirat und Ehrenmord annimmt, so begreifen sich wiederum Vertreter islamischer Gruppen als ›Opfer‹ von Pauschalisierungen. Beide Seiten behaupten dann, es gehe darum, ungleiche Behandlung (für Frauen, für Muslime) nicht mehr länger zu dulden. Beide Seiten begreifen sich so als Opfer einer fehlgeschlagenen Integration und erschweren sich gegenseitig das Zusammenleben, weil beide ihre bedrohte ›Identität‹ verteidigen, die sie auf einen exklusiven Aspekt reduzieren, anstatt sie als vielseitig aufzufassen. (Vgl. Maalouf 2000)

Die Kopftuch-Debatte kann nicht losgelöst von dem Fakt gesehen werden, dass der Islam in Deutschland offiziell nicht als »Körperschaft öffentlichen Rechts« anerkannt ist und somit nur den Status einer minderwertigen Religion genießt. Trotz der Islam-Debatten seit 2001 und der Islam- und Integrationsgipfel in Deutschland seit 2006 bleibt faktisch weiterhin ungeklärt, wie die religiöse Koexistenzpragmatik im religionsneutralen Staat für den Islam um- und fortgeschrieben werden kann. Eine Integration des Islams in die rechtli-

doch zum Skandal aufgebauscht. Durch die Einschreibung des Türkin-Seins in den Frauenkörper wurde der Pornographie dabei eine besonders anzügliche Note verliehen, zumal berichtet werden konnte, die Eltern hätten sich von ihrer zügellosen Tochter losgesagt.

che und soziale Ordnung der Bundesrepublik kann indes nur erfolgen, wenn die säkulare Ordnung als multikulturell und multireligiös begriffen wird. »Die Anerkennung als Körperschaft öffentlichen Rechts ist keine Gnade, sondern ein Rechtsanspruch.« (Johansen 1999: 313) Der Weg dahin erfordert einen Verhandlungsprozess, der der Mehrheit und den Minderheiten die Fähigkeit zu Veränderung, Kompromiss und Selbstkritik abverlangt. Er basiert auf einer Grundsatzentscheidung, die nicht davon abhängig gemacht werden kann, wohl aber berücksichtigen muss, dass die meisten Moscheen in Deutschland von religiösen Bewegungen, politischen Parteien, der staatlichen türkischen Religionsverwaltung oder internationalen islamischen Organisationen kontrolliert werden, deren Vorstellungen zum Teil nicht ohne weiteres mit dem säkularen Rechtsstaat vereinbar sind.

Eine solche Positionierung des Islams in Deutschland würde nicht alle Probleme der Integration und Migration lösen, weil diese über den Islam hinausreichen. Solange indes kein adäquater Platz für den Islam in der deutschen Rechts-, Staats- und Gesellschaftsordnung definiert ist, werden sämtliche Themen, die den Islam betreffen, immer wieder aufs Neue unter derselben Fragestellung wie das Kopftuch behandelt, nämlich, ob es sich um ›Sonderrechte‹ handelt, die den Muslimen eingeräumt werden sollten oder nicht, oder aber um Grundrechte, die ihnen zustehen. Einerseits wird von den Muslimen eine individuelle Integration erwartet, andererseits kann jede individuelle Integrationsanstrengung als Sonderrecht oder als zu islamisch abqualifiziert werden, da es in Staat und Gesellschaft Vorbehalte dagegen gibt, Muslimen Gruppen- und Minderheitenrechte zuzugestehen und den Islam als Religionsgemeinschaft vollständig in die Rechtsordnung zu integrieren. Die Kopftuch-Verbote sind ein typisches Beispiel für eine Integrationsaufforderung, die zugleich die Partizipation von Muslimen an der Mit- oder Ausgestaltung der sie betreffenden Fragen zu beschränken versucht.

Literatur

Amnesty international (2004): Turkey: Women confronting family violence. Http://web.amnesty.org/library/Index/ENGEUR440132004 (9.8. 2007).

Arab Human Development Reports (2002-2005): Http://www.undp.org/arabstates/ (9.8. 2007).

Arkoun, Mohamed (1999): Der Islam. Annäherung an eine Religion, Heidelberg: Palmyra.

Armstrong, Karen (2004): Im Kampf für Gott. Fundamentalismus in Christentum, Judentum und Islam, München: Siedler.

Bax, Daniel (2004): »Die Muster der Differenz«. Die tageszeitung vom 12.1.

Beck, Marieluise (2004): »›Religiöse Vielfalt statt Zwangsemanzipation!‹ Aufruf wider eine Lex Kopftuch«. Http://www.bpb.de/themen/T0ZUFZ,0,0,Religi%F6se_Vielfalt_statt_Zwangsemanzipation.html (9.8. 2007).

Bendkowski, Halina/Langer, Günter/Sander, Helke (2004): Stichwort Becklash: Offener Brief an die Integrationsbeauftragte Frau Marieluise Beck, die Frauenministerin Frau Renate Schmidt und die Justizministerin Frau Brigitte Zypries. Http://www.isioma.net/sds06203.html (11.7. 2007).

Böhm, Andrea (2005): »Afghanistan. Tod im Feuer«. Geo Heft 9, S. 94-114.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Dietrich, Anette/Nachtigall, Andrea (2003): »Der Schleier vor den Augen. Feministische Analysen und die Konstruktion des Fremden um den 11.9.«. Http://www.copyriot.com/diskus/102/03.htm (11.7. 2007).

Forstner, Martin (1991): »Das Menschenrecht der Religionsfreiheit und des Religionswechsels als Problem der islamischen Staaten«. Kanon 1, S. 105-186.

Gutmair, Ulrich (2003): »Deutschland braucht das Kopftuch«. Netzeitung vom 3.12., http://www.netzeitung.de/voiceofgermany/263920.html (11.7. 2007).

Hirsi Ali, Ayaan (2005): Ich klage an. Plädoyer für die Befreiung der muslimischen Frauen, München, Zürich: Piper.

Johansen, Baber (1999): »Staat, Recht und Religion im sunnitischen Islam. Können Muslime einen religionsneutralen Staat akzeptieren?« In: Ders., Contingency in a Sacred Law. Legal and Ethical Norms in the Muslim Fiqh, Leiden u.a.: Brill, S. 263-348.

Kelek, Necla 2005a: »›Es sind verlorene Söhne …‹« [Interview von Jan Feddersen und Martin Reichert]. Die tageszeitung vom 23.9., S. 13.

Necla Kelek 2005b: Die fremde Braut. Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Köhler, Andrea (2004): »Das Lächeln von Lynndie England. Amerikas Selbstverständnis und die Folterfotografie«. Neue Zürcher Zeitung 13.4., http://www.nzz.ch/2004/05/13/fe/page-article9LE4R.html (11.7. 2007).

Lachmann, Günther (2004): Tödliche Toleranz. Die Muslime und unsere offene Gesellschaft, München/Zürich: Piper.

Langenfeld, Christine (2006): »Religiöse Erziehung von Muslimen in der deutschen Schule und Verfassungsrecht – Bestandsaufnahme und Perspektiven«. In: Peter Graf (Hg.), Religionen in Migration. Grenzüberschreitung als Aufforderung zum Dialog, Göttingen: V&R unipress, S. 59-85.

Louis, Chantal (2003): »Wehrt der Scharia in Ückendorf!«. Emma Januar/Februar, http://www.emma.de/713.html (11.7. 2007).

Maalouf, Amin (2000): Mörderische Identitäten, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mohanty, Chandra Talpade (1988): »Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses«. In: P. Williams/L. Chrisman (Hg.) (1994), Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A reader, New York u.a.: Harvester Wheatsheaf, S. 196-220.

Nökel, Sigrid (2002): Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspraktiken. Eine Fallstudie, Bielefeld: Transcript.

Rohe, Mathias (2001): Der Islam – Alltagskonflikte und Lösungen. Rechtliche Perspektiven, Freiburg: Herder.

Rommelspacher, Birgit (2004): »Verschleierte Unterschiede. Je größer die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist, desto größer wird das Bedürfnis, die eigene emanzipatorische Fortschrittlichkeit wenigstens zu behaupten«. Die tageszeitung vom 8.3.

Roth, Claudia (2005): »Begriffsunglück ›Leitkultur‹«. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.10, S. 12, http://www.diversity-boell.de/web/integration/47_350.asp (11.7. 2007).

Schwarzer, Alice (2003): »Ludin – die Machtprobe. Die Kopftuch-Entscheidung des Verfassungsgerichts ist für uns alle von großer Bedeutung«. Emma Juli/August, http://www.emma.de/677.html (11.7. 2007).

Sharabi, Hisham (1988): Neopatriarchy. A Theory of Distorted Change in Arab Society, New York u.a.: Oxford University Press.

Spuler-Stegemann, Ursula (1998): Muslime in Deutschland. Nebeneinander oder Miteinander?, Freiburg: Herder.

Süddeutsche Zeitung (2004): »Wie hältst du's mit dem Kopftuch? Der Deutsche Frauenrat berät, wie sich ›Integration gestalten‹ lässt«. Süddeutsche Zeitung vom 2.6., S. 15.

Taylor, Charles (2002): »Demokratie und Ausgrenzung«. In: Ders., Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 30-50.

Thompson, Elizabeth (2000): Colonial Citizens. Republican Rights, Paternal Privilege, and Gender in French Syria and Lebanon, New York u.a.: Columbia University Press.

Regionen als nationale Identifikationsräume im europäischen Integrationsprozess

MARCUS HOPPE

Einleitung

Die parallel zu beobachtenden Prozesse von Globalisierung und Europäisierung haben das politische, ökonomische und kulturelle Koordinatensystem in Europa radikal verändert. Neben diesen homogenisierenden Tendenzen lassen sich jedoch gleichzeitig auch Prozesse der Fragmentierung und eine Betonung von Partikularismen beobachten. Grenzen werden in Frage gestellt oder aufgelöst und andere neu konstruiert; Staaten werden transformiert, und die Bedeutung von supra- und substaatlichen Räumen und Identitäten vergrößert sich. Eine Ausdrucksform solcher Fragmentierungen sind Regionalismen, die sich in verschiedenen europäischen Ländern (z.B. in Frankreich, Spanien, Belgien und im Vereinigten Königreich) herausgebildet haben. Einige solcher regionalistischer Bewegungen versuchen ›ihre‹ Region[1] als Nation[2] zu kon-

1 Der hier zu verwendende Begriff der Region beschreibt einen territorialen ›Zwischenraum‹, der aufgrund bestimmter geographischer, kulturell-historischer, politischer oder ökonomischer Merkmale als homogene Einheit definiert wird. (Vgl. Brunn 1996) Als Bezugsbegriff setzt die Region demnach sowohl das Vorhandensein von größeren territorialen Einheiten (hier der Staat und die Europäische Union), deren Teil sie ist, als auch die Existenz von kleineren räumlichen Einheiten, die in ihr zusammengefügt sein können, voraus. (Vgl. Hrbek 1996) Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf drei substaatliche Einheiten – Schottland, Wales und Norditalien. Die lokale Ebene wird in diesem Aufsatz vernachlässigt.

2 Als Nation wird eine Gruppe bezeichnet, die sich als vorgestellte politische Gemeinschaft versteht. (Vgl. Anderson 1991) Die Klammern, die diese Konstruktion zusammenhalten, sind zum einen das von Max Weber formulierte »ethnische Gemeinsamkeitsgefühl« und die damit zusammenhängende »Vorstellung der Abstammungsgemeinschaft«. (Weber 1985: 527f.) Zum anderen spielt der politische Wille, eine Nation sein zu wollen, eine zentrale Rolle. (Renan 1996)

struieren, um sie damit politisch und legitimatorisch aufzuwerten. Diese Bewegungen werden hier als ›substaatliche Nationalisten‹[3] bezeichnet. Die sich verändernden Rahmenbedingungen bieten diesen nationalistischen Bewegungen, die unterhalb der staatlichen Ebene agieren, die Möglichkeit, die Bedeutung bestehender Räume neu zu definieren.

In diesem Aufsatz soll anhand der Beispiele Schottland, Wales und Norditalien/Padanien gezeigt werden, wie nationalistische Parteien (*Plaid Cymru* in Wales, die *Scottish National Party* (*SNP*) in Schottland und die *Lega Nord* in Padanien) versuchen die entstandenen Möglichkeitsstrukturen (*opportunity structures*) zu nutzen, um Identifikationsräume zu schaffen. Mit Hilfe dieser Konstruktionen versuchen die Parteien mittelfristig ihre Macht zu vergrößern, um somit ihre Ziele – Ausbau politischer, ökonomischer und kultureller Autonomie für das von ihnen als ihre Nation definierte Gebiet – durchzusetzen.

Damit zielt die Analyse der Entstehung nationaler Identifikationsräume auch auf die Frage nach politischer Macht und Legitimation. Gelingt die Genese und kann sie mit zunehmender Mobilisierung in Form von Wählerstimmen und Protest untermauert werden, ist dies ein machtvolles Werkzeug in den Händen von Nationalisten. Anhand der Beispiele sollen Möglichkeiten und Grenzen dieser Identitätskonstruktionen aufgezeigt werden. Weiterhin soll in diesem Aufsatz gezeigt werden, dass eine genauere Betrachtung der Konstruktionsprozesse von nationalen Identifikationsräumen lohnenswert ist, um Anhaltspunkte für umfassendere Analysen der Kausalitäten und Dynamiken nationalistischer Bewegungen zu gewinnen.

Außerdem möchte dieser Aufsatz verdeutlichen, dass Regionalismus sich nicht einfach als ein Reflex auf Globalisierung und den europäischen Integrationsprozess erklären lässt. Die supranationalen Integrationsprozesse haben zwar Einfluss auf diese politischen Bewegungen, insofern sie den substaatlichen Nationalisten neue Handlungsräume und -optionen eröffnen. Um jedoch

---

Dementsprechend sind Versuche, Nationen anhand bestimmter ›objektiver‹ Merkmale zu beschreiben oder zu verstehen zu versuchen, zum Scheitern verurteilt, da es sich bei der ›nationalen Idee‹ um ein fundamental subjektives Phänomen handelt. Nicht die Existenz gewisser Faktoren ist entscheidend, sondern deren Wahrnehmung und Interpretation. Wenn eine Gruppe ein bestimmtes Merkmal und damit eine reale oder vermeintliche Differenz (Sprache, Tradition, Brauch, Mythos, etc.) zu anderen Nationen als ein nationales Charakteristikum annimmt, wird es somit real für die Gruppe. Walker Connor ist hier zuzustimmen, wenn er betont: »[W]hat ultimately matters is not what is but what people believe is.« (Connor 1994: 93)

3 Diese Bewegungen fordern für bestimmte Gebiete und die dazugehörigen Bevölkerungen (›Nationen‹) ein gewisses Maß an ›Selbstregierung‹. Die Bandbreite der Forderungen reicht dabei von begrenzter Autonomie bis hin zur vollständigen Souveränität. Ihr Nationalismus richtet sich dabei gegen bestehende politische Strukturen und Machtverhältnisse, welche als Fremdherrschaft wahrgenommen werden.

den Aufstieg und Erfolg dieser Gruppen erklären zu können, ist die Analyse interner Faktoren in den Regionen und in den jeweiligen Staaten wichtiger als die Betrachtung externer Faktoren.

Bei den folgenden Untersuchungen sollen zunächst einmal die politischen, ökonomischen und kulturellen Veränderungen und deren Auswirkungen für die Regionen in Westeuropa aufgezeigt werden. An den Beispielen Schottland, Padanien und Wales soll dann analysiert werden, wie nationalistische Parteien auf der substaatlichen Ebene ihre Territorien als nationale Identifikationsräume konstruieren und dabei versuchen, die sich herausbildenden *opportunity structures* in Europa zu nutzen.

Die Bedeutung von europäischer Integration und Globalisierung für die Regionen

Die Prozesse der europäischen Integration und der Globalisierung haben fundamentale Veränderungen des politischen Systems sowie ökonomischer und kultureller Zusammenhänge herbeigeführt.

Politische Veränderungen

Der Prozess der europäischen Integration hat die politische Architektur in Europa und die Formen des Regierens (*governance*) in den vergangenen Jahrzehnten fundamental verändert.[4] (Vgl. Kohler-Koch/Eising 1999) Dabei hat sich die Machtbalance und Ressourcenverteilung zwischen den Akteuren und räumlichen Einheiten der Europäischen Union verschoben. Diese veränderte EU lässt sich am treffendsten als ein dynamisches politisches Mehrebenensystem charakterisieren, in dem unterschiedliche Akteure auf verschiedenen Ebenen – supranational, national, regional und lokal – an politischen Entscheidungsfindungsprozessen beteiligt sind. (Vgl. Hooghe/Marks 2001)

Ein solcher »multi-level-governance«-Ansatz widerspricht der vorherrschenden Konzeption der EU als einem intergovernmentalen Zusammenschluss von Mitgliedsstaaten. (Vgl. Hoffmann 1966; Moravcsik 1991) Er geht davon aus, dass Nationalstaaten in diesem Handlungsraum zwar auch weiterhin zentrale Akteure bleiben, aber ihre Autonomie bei der Politikgestaltung und die Fähigkeit, Auswirkungen politischer Entscheidungen zu steuern im Zuge des europäischen Integrationsprozesses deutlich eingeschränkt werden. Zum einen haben die Mitgliedsstaaten in einigen Politikfeldern erhebliche Kompetenzen an die supranationalen Institutionen der EU, also *nach oben*,

4 Rob Shobben und Ron Boschma (2000) gehen sogar soweit zu behaupten, dass die territorialen und funktionalen Veränderungen in Europa dazu geführt haben, dass sich die EU von einem System nationalstaatlicher Dominanz in eine ›post-national polity‹ transformiert habe.

abgegeben.[5] Zum anderen hat der Druck zu Dezentralisierung gerade in den nicht-föderalistisch organisierten Mitgliedsländern – von oben ausgeübt durch Globalisierung, Modernisierung und europäische Integration, von unten durch Forderungen regionalistischer Bewegungen – dazu geführt, dass Kompetenzen und Entscheidungsbefugnisse über verschiedene Politikbereiche an substaatliche Ebenen, vor allem an die Regionen, also *nach unten*, übertragen worden sind. (Vgl. Nitschke 1999) Folglich ist Michael Keating zuzustimmen, wenn er festhält: »European integration and regionalism have posed twin challenges to the nation state in Western Europe.« (Keating 1995: 1)

Die Handlungsspielräume und Partizipationsmöglichkeiten von Regionen im Mehrebenensystem sind durch die im Maastrichter und Amsterdamer Vertrag neu geschaffenen Institutionen und Verfahrensregeln und vor allem durch das Subsidiaritätsprinzip[6] deutlich ausgebaut worden: Regionale Akteure können nun im Ausschuss der Regionen ihre Interessen direkt vorbringen und, delegiert von den Regierungen der Mitgliedsstaaten, an Sitzungen des Ministerrats teilnehmen. Außerdem sind die Regionen an der Implementierung der Strukturfonds[7] beteiligt. Darüber hinaus verfügt die Mehrheit der europäischen Regionen über Büros in Brüssel und ist mit dem Auf- und Ausbau transregionaler Netzwerke beschäftigt. (Hooghe/Marks 2001)

Die Rolle von Regionen wird in diesem Prozess offensichtlich gestärkt; gleichzeitig unterliegt das Handeln regionaler Akteure in der EU jedoch, genau wie das staatlicher Akteure, gewissen Beschränkungen. (Dyson 2003) Da Regionen außerdem höchst unterschiedlich in Hinblick auf ihre Ressourcen, Entscheidungsbefugnisse, in wirtschaftlicher Hinsicht und in Bezug auf ihre Identität sind (vgl. Sharpe 1993; Brunn 1996; Hrbeck 1996), muss festgehalten werden, dass die beschriebene doppelte Herausforderung für die Mitgliedstaaten nicht zu einer allgemeinen und gleichmäßigen Stärkung der Regionen führt, sondern dass lediglich diejenigen Regionen als gestärkt hervorgehen, die über notwendige Ressourcen und Expertise verfügen. (Vgl. Keating 1999: 4) Gary Marks et al. kommen daher zu dem Schluss: »There is little evidence of a Europe of the regions here. Rather we have seen the emergence of a Europe *with* the regions, or more accurately, a Europe with *some regions*.« (Marks et al. 1996: 63, Hervorhebung im Original) Folglich hat sich im politischen System der EU eine – wenn auch fragmentierte – *dritte Ebene* heraus-

5 Wie Philippe C. Schmitter (1996: 124) gezeigt hat, lässt sich in nahezu allen Politikfeldern ein europäischer Einfluss nachweisen.

6 Für eine ausführliche Diskussion des Subsidiaritätsprinzips vgl. Böttcher/Krawczynski 2002.

7 Die Strukturfonds bieten wirtschaftlich schwachen und ärmeren Regionen in der EU finanzielle Unterstützung. Als zentrales Instrument der europäischen Regionalpolitik sollen diese Fonds dazu beitragen, sozio-ökonomische Disparitäten innerhalb der EU abzubauen.

gebildet, die vor allem von bestimmten Regionen dominiert wird. (Vgl. Nitschke 1999; Keating 1999)

Ökonomische Veränderungen

Unterstützt von Prozessen der Globalisierung, hat die Vollendung des Binnenmarktes die ökonomischen Grenzen in Europa aufgehoben. Das Denken in nationalökonomischen Kategorien scheint den gegebenen europäischen Umständen daher nicht mehr zu entsprechen. (Altvater/Mahnkopf 1996; Narr/Schubert 1994) Dabei verlieren die Regionen den Schutz der nationalstaatlichen Grenzen und sind direkt der Konkurrenzsituation auf dem Binnenmarkt ausgesetzt. Diese Situation bietet wohlhabenden und wettbewerbsfähigeren Regionen die Möglichkeit, sich selbständig auf dem Markt zu positionieren und ihre Stellung als Standort weiter auszubauen. Die Aussichten für die ärmeren, schwächer entwickelten Regionen sind hingegen weniger positiv, da sie trotz staatlicher Unterstützung und Hilfen aus dem europäischen Strukturfonds davon bedroht sind, weiter an Kompetitivität zu verlieren. Es ist davon auszugehen, dass sich ihr Abstand zu den wohlhabenden Regionen noch vergrößern wird. (Vgl. Nitschke 1999)

Kulturelle Veränderungen

In einer stärker globalisierten Welt, in der die Unsicherheiten und Komplexitäten moderner Gesellschaften zunehmen und alte Gewissheiten und kulturelle Unterschiede verwischen, nimmt das Bedürfnis der Menschen nach Heimat und Geborgenheit zu. (Vgl. Lindner 1994) Der Versuch der Durchsetzung einer kommerzialisierten Globalkultur, die sich an Phänomenen wie der Hollywoodindustrie besonders verdeutlicht, wird von vielen als Bedrohung ihrer territorialen Identität interpretiert. Einige Autoren sind daher der Meinung, dass die Region die durch den Verfall nationalstaatlicher Identität entstandene Identitätslücke schließen könne. (Vgl. Weichhart 1996) Diese kleineren Räume seien in der Lage, die Sehnsucht der Menschen nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe und zum Territorium (Heimat) zu befriedigen.

Diese Überlegungen treffen auf die hier untersuchten Beispiele für Identitätsregionen zu. In diesen Territorien gelingt es nationalistischen Bewegungen und Parteien, durch emotionale Bindungen und Mobilisierung eine kollektive Identität zu konstruieren. In Schottland, Wales und teilweise auch in Padanien scheint das Konzept von Region und Nation zusammenzufallen. Brunn spricht hier treffend von »Nationalismen des kleinen Raumes«. (Brunn 1999: 35)

Im Folgenden soll gezeigt werden, welche Elemente auf welche Weise in den drei Beispielregionen von nationalistischen Gruppen zur Identitätskonstruktion herangezogen werden.

Die Konstruktion von Regionen als nationale Identifikationsräume an den Beispielen von Schottland, Wales und Padanien

Wie im vorangegangenen Abschnitt gezeigt worden ist, haben die Prozesse der Globalisierung und der europäischen Integration die Bedeutung vor allem stärkerer Regionen vergrößert. Dadurch wurde ein Rahmen geschaffen, in dem nationalistische Bewegungen ihre Ziele effizienter und überzeugender formulieren können.

Auch wenn diese externen Faktoren ein für die Konstruktion von Regionen als nationale Identitätsräume förderliches Umfeld geschaffen haben, so sind es vor allem interne Elemente, auf die sich die Nationalisten bei ihren Identitätskonstruktionen stützen. Die für die Analyse zentralen internen Faktoren teilen sich in zwei Bereiche auf: Der erste beinhaltet Faktoren, die die Besonderheit der Region hervorheben sollen. Dagegen finden sich im zweiten Bereich Elemente, die sich auf Zentrum-Peripherie-Beziehungen, also auf das Verhältnis zwischen Zentralregierung bzw. Zentralstaat und der Region beziehen. Hierzu gehören auch die Positionen und Einstellungen der Parteien zum Prozess der europäischen Integration bzw. der Europäischen Union.

Wie hier betont werden soll, geht es bei den genannten Merkmalen und Faktoren nicht um objektive Fakten und Gegebenheiten, sondern entscheidend ist ihre subjektive Wahrnehmung durch die Zielgruppe, d.h. die zu konstruierende Nation.

Bevor auf die einzelnen identitätsbildenden Elemente eingegangen wird, soll noch auf die deutlich ungleichen Ausgangsbedingungen der drei nationalistischen Parteien hingewiesen werden: Die Rahmenbedingungen für die Konstruktion einer Nation erscheinen in Schottland am günstigsten: Die schottische Nation ist als ein politisch konstituierender Bestandteil des Vereinigten Königreiches von der Zentralregierung offiziell anerkannt worden und wird auch im europäischen Umfeld als eigenständige Nation wahrgenommen. Darüber hinaus ist das schottische Nationalbewusstsein tief in der Bevölkerung verankert. (Vgl. McCrone 2001) Diese scheinbar ideale Ausgangslage bringt jedoch für die schottischen Nationalisten das Problem mit sich, dass auch andere Parteien, wie etwa die *Liberal Party* und die *Scottish Labour Party*, sich nationalistische Argumente und Slogans zu eigen gemacht haben. (Vgl. Newell 1998)

Genau wie Schottland ist auch Wales als Nation im Vereinigten Königreich offiziell anerkannt. Allerdings ist die internationale Wahrnehmung von Wales deutlich geringer als die von Schottland. Und schließlich erweist es sich für *Plaid Cymru* als nachteilig, dass das walisische Nationalbewusstsein deutlich weniger ausgeprägt als das schottische und auf gewisse Gebiete, vor

allem die Walisisch sprechenden Teile der Region, begrenzt ist. (Vgl. Bogdanor 2001: 153ff.)

Im Falle Padaniens stellt sich die Situation für die Nationalisten ungleich schwieriger dar. Hier muss die *Lega Nord* zunächst einmal Energien darauf verwenden, die Norditaliener davon zu überzeugen, dass sie auch tatsächlich Padanier sind. Bisher ist das nur bei den Anhängern der *Lega* gelungen. (Vgl. Cento Bull/Gilbert 2001: 120) Bei Schotten und dem Großteil der Waliser muss eine solche Überzeugungsarbeit nicht mehr geleistet werden. Das bietet der *Lega* zwar den Vorteil, das Konzept Padaniens monopolisieren und nach ihren Vorstellungen strukturieren zu können, allerdings begrenzt die fehlende gesellschaftliche Verankerung die Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft der nationalen Idee. Während in Schottland und Wales von der *SNP* und *Plaid Cymru* unabhängige, soziale oder kulturelle Organisationen existieren, die nationalistisch geprägt sind, ist das in Norditalien nicht der Fall. Um dem entgegenzuwirken, hat die *Lega* verschiedene zivilgesellschaftliche Organisationen, wie etwa eine padanische Frauenorganisation (*donne padane*) und eine Jugendbewegung (*movimento giovani padani*), ins Leben gerufen.[8]

Interne Faktoren der Region

Geographie / Territorium

Bezüge zum Territorium sind für Nationenkonstruktionen von großer Bedeutung. (Vgl. Smith 1991) Die realen oder vermeintlichen territorialen Besonderheiten werden von den substaatlichen nationalistischen Parteien mit kulturellen, sozialen und ökonomischen Elementen vermengt und genutzt, um die Einzigartigkeit zu betonen und sich damit vom Rest des nationalstaatlichen Territoriums abzugrenzen. Referenzen zur Heimat und zum auserwählten Territorium lassen sich auch bei den hier untersuchten nationalistischen Bewegungen nachweisen. Allerdings lassen sich dabei deutliche Unterschiede in Bezug auf die Identitätskonstruktion erkennen. Schottlands und Wales' geographische Grenzen sind eindeutig und vom Zentralstaat und der angrenzenden Region (England) akzeptiert. Dies ist im Falle Padaniens nicht der Fall. Nicht nur, dass der Zentralstaat und andere Teile Italiens Padanien nicht als eigenständiges nationales Territorium anerkennen, auch die Mehrheit der Bewohner Norditaliens tut dies nicht. Dies stellt die Glaubwürdigkeit des Projektes der padanischen Nation vor erhebliche Probleme. (Vgl. Strassoldo 1996) Kritiker der *Lega* weisen darauf hin, dass Padanien bestenfalls als ein rein geographisches Konzept zu sehen sei, mit dem die Menschen keinerlei

8 Für einen Überblick über die mit der *Lega* assoziierten ›padanischen‹ Organisationen siehe: http://www.associazionipadane.org/ (12.6. 2007).

ethnische oder nationale Konnotationen verbinden würden. (Vgl. Biorcio 1997) Ein Blick auf die verschiedenen norditalienischen Regionen verdeutlicht die kulturelle Heterogenität des Gebiets. Der Norden ist von stark ausgeprägten lokalen Identitäten (»campanilismo«) und nicht von einer Großgruppenidentität geprägt. (Vgl. Onida 1990) Umberto Bossi, Gründer und Chef der *Lega Nord*, ist sich der Unterschiede zwischen den verschiedenen padanischen ›Völkern‹ bewusst. Laut dem Parteivorsitzenden ist Padanien eine Supranation, die sich aus 14 in Norditalien angesiedelten Nationen zusammensetzt. Diese Differenzierung spiegelt sich auch in der Organisationsstruktur der *Lega Nord* wieder. (Vgl. Biorcio 1997: 210-235) Allerdings seien die Differenzen zwischen diesen Nationen deutlich geringer und unwichtiger als ihre Gemeinsamkeiten. Letztere, auf die im Folgenden noch eingegangen wird, markieren laut Bossi die fundamentale Unterscheidung zwischen dem Norden und dem Süden Italiens. (Vgl. Bossi 1996)

Auch wenn Schottland und Wales über eindeutige und akzeptierte geographische Grenzen verfügen, sind Vorstellungen vom homogenen nationalen Territorium auch in diesen Fällen irreführend, da auch hier deutliche kulturelle, demographische, soziale und ökonomische Unterschiede innerhalb der Territorien bestehen. (Vgl. Bogdanor 2001) So ist das Bild der schottischen Nation von Vorstellungen über die Highlands geprägt, obwohl der Großteil der Bevölkerung in den Lowlands und dort vor allem in den Großstädten Glasgow, Edinburgh und Aberdeen lebt und kaum über Bezüge zur Kultur der Highlands verfügt. Diese Trennung zwischen High- und Lowlands ist vielschichtig. Neben sozialen und ökonomischen Disparitäten lässt sich auf geographisch und historisch-kultureller Ebene eine Teilung Schottlands in die englisch beeinflussten Lowlands und die keltisch geprägten Highlands erkennen.

Ähnlich stellt sich die Situation in Wales dar. Hier muss unterschieden werden zwischen Bergbaugebieten, ländlichen Gegenden und den Städten Cardiff und Swansea. Noch stärker als in Schottland sind hier vor allem die an England angrenzenden Gebiete von englischer Kultur geprägt, währenddessen in »Welsh Wales« die walisische Sprache und Kultur noch weit verbreitet sind. (Vgl. Fevre/Thompson 1999)

Die *Lega* betont deutlich das territoriale Element bei der Konstruktion Padaniens. (Vgl. Gómez-Reino Cachafeiro 2002) Das lässt sich darauf zurückzuführen, dass diese Region bei der Mehrheit der (nord-)italienischen Bevölkerung nicht in ihrer Realitätskonstruktion verankert ist. Folglich besteht eine für die *Lega* zentrale Aufgabe darin, die Menschen von der Existenz Padaniens zu überzeugen. Um das Gemeinschaftsgefühl zu stärken, bedient sich die Partei vereinigender Symbole, um damit äußere Grenzen zu errichten. (Vgl. Biorcio 1997) Bei *Plaid Cymru* finden sich, wenn auch in geringerem Ausmaß als bei der *Lega*, ebenfalls Bezüge zum nationalen Territo-

rium. Die walisischen Nationalisten versuchen entsprechend, die relativ verbreitete kulturelle Identität der Waliser zu politisieren und somit für die nationale Sache zu mobilisieren. (Vgl. Christiansen 1998) Die *Scottish National Party* verzichtet hingegen weitgehend auf direkte Bezüge zum geographischen Territorium. Dies kann unter anderem dadurch erklärt werden, dass in der schottischen Gesellschaft ein weitgehender Konsens über das nationale Territorium und seine Besonderheiten herrscht.

Nationale Symbole

Die Konstruktion nationaler Identifikationsräume basiert auf Inklusions- und Exklusionsprozessen. Nationale Symbole markieren die Grenze zwischen ›ingroup‹ und ›outgroup‹ und sind daher ein zentrales Element für diese Abgrenzungs- und Identifikationsprozesse. Dabei greifen die Nationalisten auf reale oder vermeintliche politische, ökonomische, geographische oder kulturelle Merkmale der Region zurück, die sie von anderen Gebieten unterscheiden. Eine wichtige Quelle für diese Charakteristika bietet die Geschichte. Dabei geht es den Nationalisten jedoch nicht um reale historische Ereignisse, sondern vielmehr um eine retrospektive Mythologisierung. Eine solche »ethnohistory« (Smith 1991: 126ff.) liefert ein selektives und häufig unangemessenes Bild historischer Ereignisse. Sie bietet den Nationalisten Konstruktionen der Vergangenheit an, die ihren aktuellen Bedürfnissen entsprechen und ihren Argumenten Legitimation verleihen sollen. Betrachtet man nun die drei Fallstudien, so wird deutlich, dass sich die Grundlage der drei Nationalismen deutlich unterscheidet.

Plaid Cymrus Nationalismus basiert primär auf der walisischen Sprache und der damit verbundenen Kultur. (Vgl. Morgan 1995: 213) Die Existenz einer eigenständigen, von der offiziellen nationalstaatlichen abweichenden Sprache ist ein machtvolles Symbol im Prozess der Abgrenzung von England. Daher hat sich die Partei auch den Schutz und die Förderung dieser gälischen Sprache auf die Fahnen geschrieben. Die Durchsetzung der Zweisprachigkeit in Wales ist erklärtes Parteiziel. (Vgl. Plaid Cymru 1999) Eine weitere zentrale politische Forderung *Plaids* ist die Vergrößerung politischer Autonomie bzw. seit kurzem die Unabhängigkeit für Wales.[9] Während die kulturelle Komponente *Plaids* Nationalismus dominiert und daneben auch das politische Element eine Rolle spielt, ist die ökonomische Seite von nur geringer Bedeutung. Dies ist auf die im Vergleich zu Norditalien, aber auch zu Schottland deutlich schwächere ökonomische Position der Region zurückzuführen.

9 Am 20.9. 2003 schrieb ein Parteitag die nationale Unabhängigkeit für Wales in Europa als Langzeitziel der Partei fest. (http://news.bbc.co.uk/1/hi/wales/3124418.stm) (12.6. 2007)

Das Fundament des Nationalismus der *Lega Nord* bilden hingegen die sozio-ökonomischen Strukturen Norditaliens. (Cento-Bull/Gilbert 2001) Folglich steht die ökonomische Loslösung des ›reichen‹ Padaniens vom ›armen‹ Süd- und Mittelitalien ganz oben auf der politischen Agenda der *Lega*. Hieran wird deutlich, dass Wohlstandschauvinismus als die Wurzel der padanischen Nationalbewegung betrachtet werden kann. Die *Lega* porträtiert den Norden als einen homogenen sozio-ökonomischen Raum, der eine eigene Kultur hervorgebracht habe. Die Symbole und Markierungen norditalienischer Identität werden in rassistischer Abgrenzung zu den Süditalienern definiert: Während die Padanier eine von der Weberschen protestantischen Ethik beseelte Gemeinschaft moderner, ehrlicher und hart arbeitender Europäer darstellen, werden die Süditaliener als betrügerische, faule und zurückgebliebene afrikanische *terroni* (»Erdfresser«) kategorisiert. (Tambini 2001: 123) Dieses rassistische Konzept verdeutlicht, dass die *Lega* versucht, die kulturelle Differenz Padaniens aus sozio-ökonomischen Strukturen herzuleiten, welche die Partei durch historische Mythen untermauert. Zentrale Elemente der »ethno-history« Padaniens sind die mittelalterliche lombardische Liga – sie setzt die aktuellen Bemühungen für Föderalismus in eine historische Tradition des Kampfes des Nordens für seine Unabhängigkeit und liefert damit eine Quelle der Legitimation – und das »keltische Erbe«. (Tambini 2001: 111) Während die Basis des Nationalismus der *Lega Nord* ein sozio-ökonomisches Überlegenheitsgefühl ist, spielt das daraus entwickelte kulturelle Element eine wichtige Rolle für die padanische Identität. Daneben ist die politische Dimension, die sich in der lautstarken Forderung nach politischer Autonomie in Form von Föderalismus oder Devolution manifestiert, wichtig für den Nationalismus der *Lega*.

Während schottischer Nationalismus im Allgemeinen stark auf kulturellen und historischen Elementen basiert, werden diese von der *Scottish National Party* (*SNP*) nur selten thematisiert. (Vgl. Kellas 1989: 129) Die schottischen Nationalisten präsentieren sich vielmehr als eine moderne und modernisierende Kraft, die sich politische Unabhängigkeit und die Verbesserung der schottischen Ökonomie als Ziele gesetzt hat. Das zentrale Symbol des Nationalismus der *SNP* ist das Konzept politischer Unabhängigkeit. (Vgl. Lynch 2002) Die eigenständigen schottischen Institutionen (Church of Scotland, eigenständiges Rechtssystem, Bildungssystem, eigenes Parlament) und die durch sie und ihre Akteure hervorgebrachte schottische Zivilgesellschaft dienen der *SNP* bei der Konstruktion der politischen Nation. (Vgl. Newell 1998) Neben der Dominanz des Politischen im Nationalismus der *SNP* spielt auch die ökonomische Dimension, vor allem nach dem Fund von Öl in der Nordsee, eine Rolle. Allerdings sind sowohl ökonomische als auch kulturelle Faktoren, wie etwa die Förderung der gälischen Sprache, dem politischen Ziel eines unabhängigen schottischen Staates untergeordnet. (Vgl. Lynch 2002)

Zentrum-Peripherie Beziehungen

Beziehungen von Zentralstaat und Region

Ein radikales Erklärungsmodell – das die Beziehungen zwischen zentralstaatlichem Zentrum und Peripherie beschreibt – ist Hechters »interner Kolonialismus«. (Hechter 1975) Demnach dominiert das Zentrum die Peripherie politisch und beutet sie ökonomisch aus. Dies führt zur ungleichen Macht- und Wohlstandsverteilung und zur kulturellen Arbeitsteilung innerhalb des Staatsgebiets. Substaatlicher Nationalismus ist in diesem Modell eine Reaktion auf diese asymmetrischen Strukturbedingungen. In einem weniger radikalen, aber ebenfalls strukturellen Modell sprechen Stein Rokkan und Derek W. Urwin (1983) von multidimensionalen Zentrum-Peripherie-Beziehungen. Demnach sind die Beziehungen zwischen Zentralregion und Peripherie von politischen, ökonomischen und kulturellen Distanzen geprägt, welche unter bestimmten Umständen von substaatlichen Nationalisten politisiert werden können.

Dieser Erklärungsansatz erweist sich als hilfreich für die Analyse der hier behandelten drei Fallstudien. Die *SNP* betont die politische Distanz zu England, die sich in ihrem eigenständigen Institutionengefüge manifestiert. *Plaid Cymru* hingegen versucht die kulturelle Distanz zu politisieren, indem sie die Förderung der walisischen Sprache und Kultur als ihr zentrales politisches Ziel definiert. Und schließlich politisiert die *Lega Nord* die ökonomische Distanz zu Rom und zum Süden Italiens.

Die Theorie des internen Kolonialismus als analytischer Kategorie ist massiv kritisiert worden. (Vgl. Keating 1998: 19) Doch auch wenn dieses Erklärungsmodell als analytisches Werkzeug nur begrenzt hilfreich zu sein scheint, so erinnern die postulierten Thesen doch deutlich an die Argumente der hier untersuchten substaatlichen Nationalisten. Alle drei Parteien sehen ihre Nationen politisch vom Zentrum, London bzw. Rom, dominiert und unterdrückt und fordern ein größeres Maß an Autonomie. Die Argumentationslinien hinsichtlich wirtschaftlicher Beziehungen unterscheiden sich jedoch aufgrund der unterschiedlichen ökonomischen Gegebenheiten: Aus Sicht der *Lega Nord* wurden die wohlhabenden norditalienischen Regionen bisher vom »diebischen Rom« (»Roma ladrona«) daran gehindert, ihr wirtschaftliches Potential frei zu entfalten. (Vgl. Diamanti 1996) *Plaid Cymru* hingegen erklärt sich die schwächere ökonomische Position von Wales damit, dass es vom Zentrum ökonomisch und politisch vernachlässigt und benachteiligt wurde. Die walisischen Nationalisten fordern daher weitreichende Kompetenzen, um die wirtschaftliche Situation der Region verbessern zu können. (Vgl. Plaid Cymru 1999) Auch die *SNP* betont die Ausbeutung und ungleiche Behandlung durch London. Nur durch die Auflösung der Union mit England und

die Etablierung eines unabhängigen schottischen Staates könnten die wirtschaftlichen Nachteile beseitigt werden. (Vgl. Scottish National Party 2001)

Krise des politischen Systems

Als zweiter Punkt ist hier die Krise des politischen Systems zu nennen. In Italien schuf diese Krise eine Situation, die der *Lega Nord* enormen Auftrieb verschaffte. (Vgl. Cento-Bull/Gilbert 2001) Ohne den Zusammenbruch der ersten Italienischen Republik im Jahre 1994 hätte die *Lega* kaum ähnlich erfolgreich sein können. Die Diskreditierung des politischen Systems eröffnete neue Handlungsräume für eine Partei, die sich als substaatliche nationalistische Bewegung neu positionieren konnte. Als neue Kraft war sie eine der wenigen von den Korruptionsskandalen unbelasteten Parteien und schrieb sich die Erneuerung des politischen Systems und des korrupten Staates auf die Fahnen. Sie bediente sich dabei populistischer Slogans und verschaffte sich durch die Verwendung einer volkstümlichen Sprache, häufig auch des lokalen Dialektes, Gehör. (Vgl. Biorcio 1997: 189-209) Mit der Konstruktion eines nationalen Identifikationsraumes in Verbindung mit Forderungen nach Autonomie, Föderalismus und schließlich Sezession gelang es der *Lega*, das Konflikt- und Protestpotential gegen den – in ihren Augen – ineffizienten und korrupten Zentralstaat in Rom und die rassistischen Ressentiments gegen Süditaliener und Ausländer zu kanalisieren. (Vgl. Gómez-Reino Cachafeiro 2002)

In Schottland und Wales hingegen bildete sich durch die langjährige Herrschaft der Konservativen in Westminster ein erhebliches Protestpotential heraus, da beide Regionen traditionell von Labour und damit tendenziell von linker Politik geprägt sind. Von der Abneigung gegen den Thatcherismus konnten nicht nur Labour, sondern auch die walisischen und die schottischen Nationalisten profitieren. (Vgl. Lynch 2002) Die Politik der Tories wurde von ihnen als englisch und damit als ›unwalisisch‹ und ›unschottisch‹ identifiziert. Die *SNP* und *Plaid Cymru* nutzen diese Abneigungen, um sich von der in England vorherrschenden Politik abzugrenzen. Das Feinbild Thatcher und die Anti-Tory Haltung halfen dabei, nationale Identifikationsräume zu konstruieren. Nach dem Sieg von *New Labour* gelang es dann sowohl *Plaid Cymru* als auch der *SNP*, sich links von *New Labour* zu positionieren und auf diese Weise enttäuschte Labour-Wähler zu gewinnen.

Einstellungen zur europäischen Integration und zur EU

Während die Meinungen über die Europäische Gemeinschaft innerhalb der *SNP* und *Plaid Cymru* zunächst zwischen Gleichgültigkeit und Ablehnung schwankten, haben beide seit Mitte der 1980er graduell eine positive Haltung gegenüber dem europäischen Integrationsprozess entwickelt. (Vgl. Mitchell

1998: 112f.) Beide Parteien sehen die politische Zukunft innerhalb der Europäischen Union: Die schottischen Nationalisten wollen ihren unabhängigen Staat innerhalb der EU institutionell verankern (»Independence in Europe«), die EU sollte dabei als »konföderale Union souveräner Staaten« gestaltet sein. (Scottish National Party 2001) Bis vor kurzem – siehe Fußnote 9 – wollten die walisischen Nationalisten hingegen nicht als souveräner Staat, sondern als (nationale) Region Teil einer möglichst subsidiären und dezentralisierten Europäischen Union sein, die als ein »Europa der Nationen und Regionen« organisiert sein soll. (Plaid Cymru 1999) Beide Parteien haben also ihre nationalen Identifikationsräume um eine europäische Dimension erweitert. Die positive Einstellung gegenüber Europa wird außerdem von beiden eingesetzt, um sich von den eher EU-abgeneigten »englischen« Parteien abzugrenzen. Hierbei sollte jedoch betont werden, dass *Plaid Cymru* sich als eine Partei überzeugter Europäer präsentiert, während das Verhältnis der *SNP* zur EU stärker von instrumentellen Überlegungen gekennzeichnet ist.

Im Gegensatz zur *SNP* und *Plaid* hat sich die *Lega Nord* seit ihrer Gründung als eine europäische Partei definiert. (Vgl. Gohr 2001: 172) Die europäische Dimension ist wichtig für die Konstruktion des padanischen Identifikationsraumes: Während Norditalien als europäisch identifiziert wird, wird der Süden als von einer mediterranen oder afrikanischen Kultur geprägte Region kategorisiert. (Vgl. Gómez-Reino Cachafeiro 2002: 67) Auch die *Lega* sieht Norditaliens Zukunft innerhalb der EU. Dazu sollte die Gemeinschaft als »Konföderation der Völker« gestaltet werden. (Lega Nord 1999) Allerdings ist die Hinwendung zur EU für die *Lega* stets weitgehend symbolischer und instrumenteller Art gewesen; die ›reale‹ EU war aus Sicht der Partei stets zu groß, zu zentralistisch und zu bürokratisch. (Diamanti 1993) Seit Mitte der 1990er Jahre zieht die Parteielite es aus wahltaktischen und primär innenpolitischen Beweggründen vor, einen populistischen anti-europäischen Kurs zu steuern. (Giordano 2004)

Die drei hier untersuchten Parteien erkennen die Möglichkeiten, die ihnen der Prozess der europäischen Integration bietet und agieren dementsprechend. Ihre Positionen gegenüber der EU, und das gilt vor allem für die *Lega Nord*, werden dabei stark von innenpolitischen Entwicklungen und Machtverhältnissen beeinflusst.

Fazit und Ausblick: Substaatlicher Nationalismus in der EU

Es greift zu kurz zu argumentieren, dass die alten und neuen Regionalismen und Nationalismen in der EU lediglich eine Reaktion auf die übergeordneten Prozesse von Globalisierung und Europäisierung darstellen. Um die Entstehung dieser Bewegungen zu verstehen und ihre Erfolgsaussichten einschätzen

zu können, ist es vielmehr notwendig, sich bei der Analyse auf interne Faktoren zu stützen. Hier sind sowohl die Potentiale und Ressourcen für Regionalismus und Nationalismus als auch die Beziehungen zwischen den Regionen und Zentralstaaten (Zentrum-Peripherie-Konflikt) von großer Bedeutung. Die Beispiele zeigen, dass nationale Identifikationsräume auf verschiedenen Fundamenten aufgebaut werden können. In Schottland sind dies vor allem politische und zivilgesellschaftliche Institutionen. Das Fundament des Nationalismus von *Plaid Cymru* bildet die walisische Sprache und die durch sie vermittelte Kultur, während die padanische Nation vor allem auf sozioökonomischen Differenzen basiert.

Externe Faktoren können allerdings einen unterstützenden Rahmen für Regionalismus und den »Nationalismus des kleinen Raumes« bieten. (Brunn 1999: 35) Der Prozess der europäischen Integration und das sich entwickelnde Mehrebenensystem der EU stärken die Bedeutung substaatlicher Einheiten. Substaatliche nationalistische Parteien erkennen diese Potentiale und integrieren eine europäische Dimension in die Konstruktion ihrer nationalen Identifikationsräume.

Substaatlicher Nationalismus wird auch in einem erweiterten Europa seine Bedeutung behalten und mittelfristig sogar noch an Einfluss hinzugewinnen: Einerseits ist es denkbar, dass die Regionalisierung in einigen Gebieten der neuen Mitgliedsstaaten neue Identitätsformierungen und Forderungen nach größerer regionaler Autonomie mit sich bringen wird. Andererseits bieten auch die starken regionalen Unterschiede in ethnischer, ökonomischer und kultureller Hinsicht ein großes Konfliktpotential. (Vgl. Batt 2002) Wie der Fall der *Lega Nord* zeigt, kann in Zeiten politischer Krisen auch auf einem sozio-ökonomischen Fundament eine nationale Identität konstruiert werden. Allerdings sind die Möglichkeiten begrenzt. Das Beispiel der *Lega* demonstriert ebenfalls, dass der Konstruktion nationaler Identifikationsräume Grenzen gesetzt sind und nationale Identitätsräume nicht beliebig entworfen werden können.

Literatur

Altvater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (1996): Grenzen der Globalisierung, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, überarbeitete Auflage, London: Verso.

Batt, Judy (2002): »Introduction: Region, State and Identity in Central and Eastern Europe«. Regional and Federal Studies 12, S. 1-14.

Biorcio, Roberto (1997): La Padania Promessa. La storia, le idee e la logica d'azione della Lega Nord, Mailand: Il Saggiatore.

Bogdanor, Vernon (2001): Devolution in the United Kingdom, 2. überarbeitete Auflage, Oxford: Oxford University Press.

Bossi, Umberto (1996): Il mio Progetto. Discorsi su federalismo e Padania, Mailand: Sperling & Kupfer.

Böttcher, Winfried/Krawczynski, Johanna (2002): Subsidiarität für Europa, Münster: Lit Verlag.

Brunn, Gerhard (1999): »Regionalismus in Europa«. In: Peter Nitschke (Hg.), Die Europäische Union der Regionen. Subpolity und Politiken der dritten Ebene, Opladen: Leske & Budrich, S. 19-38.

Brunn, Gerhard (Hg.) (1996): Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde, Baden-Baden: Nomos.

Cento-Bull, Anna/Gilbert, Mark (2001): The Lega Nord and the Northern Question in Italian Politics, Basingstoke: Palgrave.

Christiansen, Thomas (1998): »Plaid. Dilemmas and Ambiguities of Welsh Regional Nationalism«. In: Lieven De Winter/Hurs Türsan (Hg.), Regionalist Parties in Western Europe, London: Routledge, S. 125-142.

Connor, Walker (1994): Ethnonationalism. The Quest for Understanding, Princeton: Princeton University Press.

Diamanti, Ilvo (1996): Il male del Nord. Lega, localismo, secessione, Rom: Donzelli.

Diamanti, Ilvo (1993): »L'Europa secondo la Lega«. Limes. Rivista Italiana di Geopolitica 4, S. 161-171.

Dyson, Kenneth/Goetz, Klaus H. (Hg.) (2003): Germany, Europe and the Politics of Constraint, Oxford: Oxford University Press.

Fevre, Ralph/Thompson, Andrew (Hg.) (1999): Nation, Identity and Social Theory. Perspectives from Wales, Cardiff: University of Wales Press.

Giordano, Benito (2004): »The Politics of the Northern League and Italy's Changing Attitude Towards Europe«. Perspectives on European Politics and Society 5, S. 61-79.

Gohr, Antonia (2001): Die Lega Nord – eine Herausforderung für Italien, Frankfurt/M.: Lang.

Gómez-Reino Cachafeiro, Margarita (2002): Ethnicity and Nationalism in Italian Politics. Inventing the *Padania*: Lega Nord and the Northern Question, Aldershot: Ashgate.

Hechter, Michael (1975): Internal Colonialism. The Celtic Fringe in British National Development 1536-1966, London: Routledge.

Hoffmann, Stanley (1966): »Obstinate or Obsolete? The Fate of the Nation-state and the Case of Western Europe«. Daedalus 95: 3, S. 862-915.

Hooghe, Liesbet/Marks, Gary (2001): Multi-Level Governance in the European Union, Oxford: Rowman & Littlefield.

Hrbek, Rudolf (1996): »Regionen in Europa und die regionale Ebene in der EU: Zur Einführung«. In: Gisela Färber/Murray Forsyth (Hg.), The Regions – Factors of Integration or Disintegration in Europe?, Baden-Baden: Nomos, S. 13-22.

Keating, Michael (1999): »Regions and International Affairs: Motives, Opportunities and Strategies«. In: Regional and Federal Studies 9, S. 1-16.

Keating, Michael (1998): The New Regionalism in Western Europe. Territorial Restructuring and Political Change, Cheltenham: Elgar.

Keating, Michael (1995): »Europeanism and Regionalism«. In: Barry Jones/Michael Keating (Hg.), The European Union and the Regions, Oxford: Clarendon Press, S. 1-22.

Kellas, James G. (1989): The Scottish Political System, 4. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press.

Kohler-Koch, Beate/Eising, Rainer (Hg.) (1999): The Transformation of Governance in the European Union, London: Routledge.

Lega Nord (1999): Elezioni Europee 1999. Per una Padania libera in una libera Europa, Mailand.

Lindner, Rolf (1994): »Einleitung«. In: Rolf Lindner (Hg.), Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt/M: Campus-Verlag, S. 7-12.

Lynch, Peter (2002): SNP. The History of the Scottish National Party, Cardiff: Welsh Academic Press.

Marks, Gary et. al. (1996): »Competencies, Cracks and Conflicts: Regional Mobilization in the European Union«. In: Gary Marks et al. (Hg.), Governance in the European Union, London: Sage, S. 40-63.

McCrone, David (2001): Understanding Scotland. The Sociology of a Nation. 2. Auflage, London: Routledge.

Mitchell, James (1998): »Member State or Euro-Region? The SNP, Plaid Cymru, and Europe«. In: David Baker/David Seawright (Hg.), Britain For and Against Europe. British Politics and the Question of European Integration, Oxford: Clarendon Press, S. 108-129.

Moravcsik, Andrew (1991): »Negotiating the Single European Act: National Interests and Conventional Statecraft in the European Community«. International Organization 45, S. 19-56.

Morgan, Kenneth O. (1995): Modern Wales: Politics, Places and Peoples, Cardiff: University of Wales Press.

Narr, Wolf-Dieter/Schubert, Alexander (1994): Weltökonomie. Die Misere der Politik, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Newell, James L. (1998): »The Scottish National Party. Development and Change«. In: Lieven De Winter/Hurs Türsan (Hg.), Regionalist Parties in Western Europe, London: Routledge, S. 105-124.

Nitschke, Peter (Hg.) (1999): Die Europäische Union der Regionen. Subpolity und Politiken der dritten Ebene, Opladen: Leske und Budrich.

Onida, Valerio (1990): »Landesbericht Italien«. In: Fritz Ossenbühl (Hg.), Föderalismus und Regionalismus in Europa, Baden-Baden: Nomos, S. 239-262.

Plaid Cymru (1999): Working for the New Wales. The Manifesto of Plaid Cymru. The Party of Wales, Cardiff.

Renan, Ernest (1996): Was ist eine Nation? Rede am 11. März 1882 an der Sorbonne. Hamburg: EVA.

Rokkan, Stein/Urwin, Derek W. (1983): Economy, Territory, Identity. Politics of European Peripheries, London: Sage.

Schmitter, Philippe C. (1996): »Imagining the Future of the Euro-Polity With the Help of New Concepts« In: Gary Marks et al. (Hg.), Governance in the European Union, London: Sage, S. 121-150.

Sharpe, L. J. (Hg.) (1993): The Rise of Meso Government in Europe, London: Sage.

Shobben, Rob J.P./Boschma, Ron A. (2000): »Governance in the European Union: Some Concluding Remarks«. Regional and Federal Studies 10, S. 126-140.

Smith, Anthony D. (1991): National Identity, London: Penguin.

Scottish National Party (2001): SNP – We stand for Independence in Europe, Edinburgh.

Strassoldo, Raimondo (1996): »Ethnic-Regionalism Versus the State: The Case of Italy's Lega Nord«. In: Liam O'Dowd/Thomas M. Wilson (Hg.), Borders, Nations and States. Frontiers of Sovereignty in the New Europe, Aldershot: Avebury, S. 73-90.

Tambini, Damian (2001): Nationalism in Italian Politics. The Stories of the Northern League, 1980-2000, London: Routledge.

Weber, Max (1985): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5., rev. Auflage, Tübingen: J.C.B. Mohr.

Weichhart, Peter (1996): »Region – Chimäre, Artefakt oder Strukturprinzip sozialer Systeme?«. In: Gerhard Brunn (Hg.), Region und Regionsbildung in Europa, Baden-Baden: Nomos, S. 25-43.

›The Informer's Unsafe Tongue‹: Körperliche und soziale Züchtigung in Irland im frühen 19. Jahrhundert

CLEMENS KÖRTE

Was sagen wohl, um eine Novelle von John Berger (*Once in Europe*) aufzugreifen, die Bäume in einem Wald zueinander, als die Axt in den Wald kommt: »Sieh! Der Griff ist einer von uns!« Diese Metapher zeichnet das Bild einer sozial engmaschig gestrickten Gesellschaft, in der die physische Gestalt eins ist mit ihrem sozialen Körper: Wer diese Einheit durch sein Verhalten stört, begeht nach dieser Definition Verrat. Die zahlreichen Morde in den letzten Jahrzehnten an ehemaligen irischen IRA-Kämpfern, die gegen ihre alten Kameraden ausgesagt haben, zeugen von der Aktualität der Metapher bis in unsere Gegenwart und Nachbarschaft hinein.

Dieser Beitrag befasst sich mit politisch motivierter Gewalt gegen Informanten zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Irland, das 1800/01 zu einem Vereinigten Königreich mit England verbunden worden war. Gesellschaftspolitischer und mentalitätsgeschichtlicher Rahmen ist der bereits in den letzten Jahrzehnten vor der Union entstehende protestantische koloniale Nationalismus, dem auf katholischer Seite ein gewachsenes politisches Selbstbewusstsein entsprach. Mehr als nur folkloristische Begleiterscheinung einer bis ins 20. Jahrhundert hinein weitgehend agrarisch geprägten Gesellschaft waren die 1761 erstmals in Erscheinung tretenden *Whiteboy* Geheimgesellschaften, eidgebundene Männerbünde, die als soziale Gegenbewegung insbesondere gegen ökonomische Veränderungen die Obrigkeit in Aufregung versetzten. (Joseph 1973: 27; Garvin 1981: 134; Beames 1982: 141)

Zu keinem Zeitpunkt während der englischen Kolonisation in Irland war es gelungen, die von England auf Irland übertragenen Institutionen in der irisch-katholischen Bevölkerung zu verwurzeln. Dies lag zum einen an der kolonialen Strategie der englischen Regierung, die vor allem im 16. und 17.

Jahrhundert erhebliche Anstrengungen unternahm zu zivilisieren, was sie als »land of war« betrachtete. (Brigden 2000: 20) Ein zentrales Instrument dieser Befriedung war in dieser Zeit die Übertragung englischer Rechtsinstitutionen auf Irland, das bis dahin in einer anderen Rechtstradition gelebt hatte. (Brady 1972: 24-47; Bridgen 2000: 157ff. u. 256; Canny 1988: 14f.) Eine entscheidende Rolle sollte dabei der Einführung des englischen *Common Law* zukommen. (Bottigheimer 1971) Damit verbunden war die für die englische Rechtstradition zentrale Vorstellung, dass es keine Zivilisation geben könne, wenn es nicht gleichzeitig eine klare Zuordnung von Eigentum gebe. (Ohlmeyer 1988; Townshend 1983: 5) Diese Politik hatte allerdings die Konsequenz, dass die gesamte Grundlage für die Verteilung von Land neu organisiert werden musste. Der Preis für diese Kolonisierungspolitik war das fortdauernd zerrüttete Verhältnis zwischen den bisherigen Landeigentümern, die die Veränderung in der Rechtstradition nicht nachvollzogen, und der neuen landbesitzenden Oberschicht. (Cullen 1981: 57)

Der andere bestimmende Einfluss war eine anhaltende Normenkrise in Irland. Weder wurde die Implementierung der englischen Traditionen klaglos hingenommen, noch konnten oder wollten die häufig englisch-protestantischen oder entsprechend kulturierten Landlords sich die nötige Legitimität als anerkannte Landpatrone verschaffen, durch die die tiefe kulturelle Kluft hätte überwunden werden können. Stattdessen betrieben weite Teile dieser Landlordschicht, die zudem den Kern der lokalen Verwaltung in Irland stellte, eine Interessenpolitik, die das gegenseitige Misstrauen weiter verschärfte. Dies alles sorgte in der Summe schließlich dafür, dass die verwaltungsmäßige Ordnung von weiten Teilen insbesondere der ärmeren und bäuerlichen Bevölkerung nicht akzeptiert wurde. (Garnham 1996: 279f.)

I.

Wer waren die Informanten, gegen die Gewalt verübt wurde? Die irische Strafrechtsgeschichte kennt drei verschiedene Typen. Am häufigsten begegnet man dem *Informer*. Dies war der aus freien Stücken oder, was eher selten vorkam, zu einer Aussage gezwungene Informant, der mit seinen Insiderkenntnissen aus der dörflichen, sozialen Umgebung hervortrat und eine prozessrelevante Auskunft gab. In der Regel war diese Erklärung vor Gericht zu wiederholen. Seit 1810 wurde jedoch auch die erste und schriftlich niedergelegte eidesstattliche Erklärung als ausreichend angesehen. Sie konnten eine Aussage im Prozess ersetzen, weil es sich erwiesen hatte, dass Informanten in der Zeit zwischen ihrer ersten Aussage und dem Prozess eingeschüchtert, verletzt oder getötet wurden. Dies hatte zum Erliegen vieler Prozesse »mangels Beweisen« geführt. Finanzielle Anreize sollten zudem die Aussagebereitschaft von Informanten erhöhen, wobei die Belohnungen teilweise aus öffent-

lichen Mitteln erhoben, teilweise auch vom lokalen Establishment ausgelobt wurden. Wie schwierig es dennoch blieb, hinreichende Zeugen für einen Prozess zu gewinnen, zeigt, dass diese oft trotz einer vorherigen Sicherheitsleistung am Gerichtstag nicht erschienen und eher die Kaution verfallen ließen, als sich der möglichen Rache durch jene auszusetzen, die die Aussage verhindern wollten.[1] (Bridgeman 1994: 96)

Neben dem *Informer* gab es zum einen den *Approver* und zum anderen den *Witness*. Der *Approver* war eine Art Kronzeuge, der aus dem Kreis der Täter gewonnen werden konnte und der, weil er der Strafe entgehen wollte, gegen seine Komplizen aussagte.

Der (*Crown*) *Witness*, ein Zeuge, trat entweder als Zeuge der Anklage oder als Zeuge der Verteidigung vor Gericht auf, um dort die Schuld oder die Unschuld des Angeklagten zu bezeugen.[2]

In allen drei Fällen war der Informant das entscheidende Bindeglied zwischen einer politisch und sozial weitgehend eigenständigen ländlichen Bevölkerung und einer um die Durchsetzung ihres politischen und damit auch ihrer Rechtsinstitutionen bemühten Zentralverwaltung.

II.

Körper und Raum sind in der Historiographie bekannte Begriffe. (Kantorowicz 1957) Wie lassen sich Körper und Raum als Gliederungsbegriffe für die hier zu beschreibenden Phänomene nutzbar machen? Zunächst zum Körper: Vorgeschlagen wird, die zu beschreibenden Körper als abgeschlossene soziale Entitäten zu verstehen. Der Handlungsrahmen ist der gesellschaftliche Körper, der sich aus der dörflichen Landbevölkerung zusammensetzt und gegliedert ist in Bauern, Landarbeiter, Häusler, Arme, Handwerker und kleinere Händler. Trotz seiner inneren Heterogenität ist der gesellschaftliche Körper nach außen hin geschlossen. Entsprechend ist auch der Informant zu begreifen. Als physischer Körper ist er Teil des bäuerlichen Körpers; zum Informanten geworden, tritt er allerdings aus dem gesellschaftlichen Körper heraus und nimmt den sozialen Körper des Informanten an. Damit verändert sich gleichzeitig auch die Relevanz für die jeweilige Seite, denn die Justizverwaltung interessiert sich ausschließlich für den Informanten. Für die bäuerliche Seite dagegen entsteht ein sozialer Feind und im Rahmen ihrer Werte ein Outlaw.

1 Parliamentary Papers (folgend PP) 1839 (20) 20, State of Ireland (Crime), Mj. George Warburton (Nr. 566-573).

2 Nachfolgend wird zwischen diesen drei Typen nicht unterschieden, zumindest sofern keine besondere Kennzeichnung vorgenommen wird.

III.

Worin lag in den Augen der Gemeinschaft das Fehlverhalten eines Informanten? Wir wissen heute am ehesten von Fällen, in denen Informanten in Kriminalprozessen als Zeugen oder Denunzianten gewirkt hatten. In zivilen Streitfällen scheinen Zeugen der Gegenseite eher unbehelligt geblieben zu sein. Allerdings ist selbst diese Abgrenzung nicht unproblematisch. So führte oft das Vorhaben einer Klage zu einem Angriff auf den Kläger oder den Informanten, gleich, ob er schuldlos Opfer eines vorherigen Angriffs wurde oder ob er nur beispielsweise auf diesem Weg Schulden eintreiben wollte. Ebenso bleibt eine gewisse Grauzone, etwa wenn die verlierende Partei dem Gewinner aus Rache ein Vergehen aus dem Bereich des Strafrechts anhing oder einen Meineid sprach oder sprechen ließ, um sich so zu rächen und, wenn möglich, einen Schadensersatzanspruch zu erhalten. Dieses historische Phänomen war im 18. Jahrhundert ebenso verbreitet wie im gesamten 19. Jahrhundert. (Anonym 1787: 8; vgl. Townshend 1983)

Der typische Fall eines Informantenangriffs ist, dass ein Informant der Polizei, einem Magistraten oder Friedensrichter gegenüber Meldung über ein geplantes oder geschehenes Vergehen machte.[3] In einigen Polizeiberichten finden wir auch die Vermutung, dass eine angegriffene Person ein »Castle Spy« sei.[4] Das Spektrum möglicher Angriffe ist jedoch weiter: Ein *Informer* konnte auch sein, wer in den Ruf geriet, eine zu enge Beziehung zu seinem Landlord zu pflegen, um sich so einen Vorteil zu verschaffen, oder wer den Landlord vor einer Tat warnte, die andere gegen ihn ausgeheckt hatten.[5]

Die Bedingungen für die jeweiligen Ausschreitungen gegen Informanten konnten ebenso unterschiedlich sein wie die Formen der angewandten Gewalt. Dies heißt, dass es nicht möglich ist, ein bestimmtes zeitlich oder räumlich gebundenes Handlungsmuster zu erkennen. Wir können allein davon ausgehen, dass das Talionsprinzip, nach dem Gleiches mit Gleichem vergolten wird und einem Spion oder Informanten daher Ohren oder Zunge abgeschnitten wurden, nach 1800 selten war.

Die Sanktionierung des Fehlverhaltens findet auf zwei unterschiedlichen Ebenen statt, die zueinander in einem hierarchischen Verhältnis stehen. Jeder Angriff, wie sehr er auch den körperlichen Angriff auf einen Informanten einschloss, kam einer Stigmatisierung gleich, die den Informanten aus dem Sozialverbund der Bauern herauslöste und im Rahmen der bäuerlichen Konvention als Outlaw auswies. Die soziale Ausgrenzung bezweckte auch den physischen Ausschluss des Informanten aus der dörflichen Gemeinschaft. Da sich

3 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Limerick (Nr. 14).
4 Ebenda, Leitrim (Nr. 359), Roscommon (Nr. 150).
5 Ebenda, Tipperary (Nr. 191).

der soziale Körper bereits von dieser Gemeinschaft gelöst hatte, sollte ihm der leibliche Körper nachfolgen und aus dem *Townland* oder Sprengel, wo er zuvor gelebt hatte, verschwinden.

IV.

Wie sahen die Akte konkret aus, die einem Informanten drohten? Zum einen gab es die Beschädigung oder Zerstörung von Eigentum, die den Informanten als Warnung zwar treffen und gegenüber der übrigen Bevölkerung bloßstellen, die jedoch als symbolische Handlung das Opfer zuvorderst stigmatisieren sollte. Eine solche Warnung konnte in einem Angriff auf das Haus eines Informanten bestehen, bei dem ihm von zumeist einer Gruppe anonym auftretender Männer vorgeführt wurde, wie einsam und schutzlos er war.[6] Sie konnte aber auch symbolisch an Tieren ausgeführt werden, indem etwa Kühen Schwänze oder Ohren abgeschnitten wurden.[7] Solcherart amputierte Tiere ließen auf ihren Besitzer zweifellos ein schlechtes Licht fallen, da sie etwas über ihren Halter kommunizierten, das ihm etwa im Falle einer geplanten Veräußerung auf einem Markt schaden konnte. Die Tiere konnten bestenfalls als Schlachtvieh verwendet werden. (Townshend 1983: 212f.)

Solche Botschaften wurden auch an Dingen kommuniziert. In Tipperary wurden 1838 einem Informanten 500 Yard einer Ackerbegrenzung niedergerissen, und in dem angrenzenden Feld wurde ein Grab ausgehoben, an dessen Ende eine Fahne befestigt wurde.[8] In anderen Fällen wurden aufgehäufter Torf, Feldfrüchte, ein Wohnhaus oder eine Stallung in Brand gesetzt.[9]

Der Übergang zur Rache scheint jedoch fließend gewesen zu sein.[10] Mitunter scheint die Metamorphose eines Informanten, der zu einem Outlaw geworden ist, auch dazu geführt zu haben, dass sein ganzer Besitz zur Zerstörung freigegeben war. In diesem Fall konnte es passieren, dass ein Stück Vieh eines Informanten nicht nur getötet, sondern auch an Ort und Stelle zerlegt und ein Teil davon mitgenommen wurde.[11]

Warnungen wurden auch direkt durch Drohbriefe ausgesprochen, die öffentlich aufgehängt wurden. Sie waren zum einen direkt an den Informanten gerichtet, indem sie diesen (wenn er noch keine Informationen weitergegeben hatte) entweder davor warnten, dies zu tun,[12] eine Person anzuzeigen,[13] oder

6 National Archives Ireland (folgend NAI), SOC 1720/41, Rev. William Marshall, Kilbeggan, an William Gregory, Dublin Castle, 3.9. 1815.
7 National Archives London (folgend NAL), H.O.100/249 (S. 56).
8 NAI, CSO Outrage Papers, Tipperary 1838 (Nr. 29977).
9 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 70, 98).
10 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 116).
11 NAL, H.O. 100/249 (S. 22).
12 NAI, SOC II 156. (Vgl. Gibbons 2004: Nr. 10)
13 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 39).

zum Verlassen des Dorfes aufforderten, wenn er bereits diese Information gegeben hatte. Drohbriefe konnten sich daneben auch an die Nachbarn richten, die vor dem Verkehr mit dem Informanten gewarnt wurden. In einem Drohbrief an dem Markthaus von Monasterevan wurden die Bewohner des kleinen Städtchens davor gewarnt, mit den Informanten Buly Grattan und Lyman zu sprechen oder ihnen Dünger zu verkaufen:

»Good people I request that you will be aware of Buly Grattan of Clannaney and Lyman of Clinnaney the are after giving privat information of all the Boys of the country to the chief of the Police James Grattan and his father and great Grandfather and Brother were informers Let no one walk with them or speak to them Lyman has informed to Brown let no one give them Dung, or if the do the will be dug or speedled beware of them for the are informers in the Cuntry let no one make free with them informers let no man let out them bit of dung or if the do mark it.«[14]

Diese Warnung wurde eine Woche später wiederholt und durch den Zusatz erweitert, dass keiner für Lyman arbeiten und er auf diese Weise boykottiert werden solle.[15]

In manchen Drohbriefen und Balladen wurde der Informant aufgrund seiner körperlichen Erscheinung direkt Objekt allgemeiner Verhöhnung. In einer Ballade, die am Markttag von Cloyne öffentlich vortragen wurde, werden einige der Arbeiter auf solche Weise angezeigt, die in der von der Landbevölkerung zerstörten Mühle gearbeitet hatten und die einige der Täter der Polizei gemeldet hatten:

»The first is Peg Murray that lives on the hill,
Bad look to her image for its there she lives still,
With a nose on her forehead stuck up in one lump
And when Pender goes grinding 'twill serve as a pump
[…]
There's Moll Ronsyne sure you know her before,
Put the sign of the Cross at your passing the door,
She grins like a monkey and brays like an ass,
With a big platter face mixt with copper and brass.«[16]

Die Mitteilung ist, dass der Informant genauso hässlich aussehe, wie man sich seinen Charakter vorzustellen hat. In einem anderen Drohbrief wurde davor gewarnt, einem »[Jerry] Flannery the Bastard from Munster who has a face

14 National Library Ireland (folgend NLI), Ms. 9749, Drogheda Papers, 10.2. 1833.
15 Ebenda, 17.2.1833. In anderen Fällen sollte der betreffenden Person durch ihre Vertreibung die wirtschaftliche Existenzgrundlage entzogen werden: Ebenda, 27.10. 1832.
16 NAI, Outrage Papers 1837/58.

like a sand bank« ein Stück Land zu überlassen.[17] Diese Art der Bestrafung hatte das Ziel, den der bäuerlichen Gemeinschaft fremd gewordenen Körper auszuschließen. Sie arbeitete sowohl mit einer unmittelbaren Drohung als auch mit Arten der Stigmatisierung, durch die die attackierte Person öffentlich bloßgestellt werden sollte.

Zwar fällt es schwer, eine genaue Abgrenzung zu Handlungen vorzunehmen, die möglicherweise nichts anderes als Revancheakte einzelner notorischer Tunichtgute waren, die sich so frei fühlten, nur ihre eigenen Regeln zu akzeptieren. Gleichwohl wurde seitens der Landbevölkerung das teure und oftmals für die Prozessparteien ruinöse Rechtswesen gemeinhin abgelehnt und die Erfahrung eines als fremd und unterdrückend empfundenen Rechts- und Herrschaftssystems geteilt. Daraus wurde die Erwartung abgeleitet, Streitigkeiten abseits der offiziellen Gerichte beizulegen. Hinzu kam, dass die kollektive Erfahrung dieser Missstände der Grund für das Entstehen der *Whiteboys* und *Ribbon Societies* war, die die Agrarproteste institutionell kanalisierten.

Vor diesem Hintergrund gehört es zu dem besonderen Phänomen der irischen Sozial- und Rechtsgeschichte, dass sehr genau unterschieden wurde, ob eine Person aus Eigennutz handelte oder im Rahmen dieses kollektiven Erfahrungshorizontes zu einem bestimmten Handeln gezwungen war. In letzterem Fall konnte die Person, die nach den Maßstäben des offiziellen Rechtsystems strafbar war, mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Solidarität der anderen hoffen.

V.

Warum in den einen Fällen *nur* zum Verlassen des Dorfes aufgefordert wurde, in anderen Fällen jedoch Besitz angegriffen oder der Informant verletzt oder getötet wurde, ist unklar und wahrscheinlich Ergebnis einer situativen Entscheidung. Sicher ist jedoch, dass ein Informant eine Risikoperson war. Ein Angriff auf seine Person geschah prinzipiell auf jede denkbare Weise. Mal wurde eine Person nachts zusammengeschlagen und dazu aufgefordert, innerhalb von neun Tagen den Ort zu verlassen.[18] In anderen Fällen gestaltete sich der Mord an einem Informanten in mehreren Etappen. Thomas Stack, ein Regierungsspion aus Clare, wurde beispielsweise kurz vor Weihnachten auf seiner Reise nach Cork in Milsheet zunächst in einer Herberge aus dem Bett geholt und verprügelt.[19] Er entkam zwar dieses Mal, kurze Zeit später wurde er jedoch neben der Kirche von Cratloe erschossen aufgefunden.[20] An der

17 NLI, Ms. 9749, Drogheda Papers, 23.11. 1833.
18 NAL, H.O. 100/248 (S. 97).
19 NAI, SOC 2348/9, Thomas Stack, Tralee, an Charles Earl Talbot, 14.1. 1822.
20 NAL, H.O. 100/203.

Kirchtüre hing ein anonymer Zettel, der zur Belohnung von Stacks Mörder aufforderte.

Das Talionsprinzip war im 19. Jahrhundert die äußerste Ausnahme. Gleichwohl hatten sich bei den Frühjahrs-Assissen von Derry 1820 drei Männer zu verantworten, denen vorgeworfen wurde, dem Informanten Peter Kelly nicht nur das Haus zerstört, sondern auch ihm und seinem Bruder ein Ohr abgeschnitten zu haben.[21]

Nicht immer war gesichert, dass die angegriffene Person auch tatsächlich Informationen gegeben hatte. So konnte auch bereits die Verdächtigung einer Person zu einem Angriff führen.[22] Ziel dieser Attacken waren in der Regel die Informanten selbst. Jedoch wurden bisweilen auch direkte Verwandte (Vater, Mutter, Kind, Bruder, Schwester) attackiert. In Rathmile, Tipperary, wurde das Wohnhaus von Thomas McCormack, dessen Sohn Informationen gegeben hatte, durch Brandstiftung weitgehend zerstört.[23] In Glanmore Upper, ebenfalls in Tipperary, war es die Tochter von James Ryan, die der Justiz einen entscheidenden Hinweis gegeben hatte, bevor das Haus ihres Vaters in Brand gesetzt wurde.[24]

Diese Ereignisse verdeutlichen, dass ein Informant ein hohes Risiko einging. Daher war die Justiz vor die Herausforderung gestellt, ihren Informanten einen wirksamen Schutz zu gewähren. Dafür war der Aufbau einer funktionierenden Polizei von zentraler Bedeutung. (Bridgeman 1994: 96) Da ein Informant weder vor noch nach einem Prozess sicher vor Rache sein konnte, war der einzige Schutz eines Informanten, diesen dem sozialen Raum zu entziehen. Nur so war sicherzustellen, dass er nicht versehrt wurde oder durch seine Flucht für den Prozess verloren war. Daher war es üblich, Informanten, teilweise auch deren Familien, in Polizei- oder Militärkasernen, mitunter sogar in normalen Gefängnissen unterzubringen, um sie bis zum Gerichtstag zu schützen.[25] Nach dem Ende des Prozesses unterstützte man, sofern ihnen eine Rückkehr in ihren Sprengel unmöglich war, ihre Auswanderung nach England oder Amerika mit Geldzuwendungen. Doch nicht immer erfolgte die Entlassung der Zeugen in dem gewünschten Tempo. Patrick Hickey, ein Kronzeuge, der mit seiner Aussage drei Räuber hinter Schloss und Riegel gebracht hatte, erbat in einer Bittschrift nicht nur seine baldige Entlassung, sondern auch eine Anhebung der in Aussicht gestellten Kompensation in Höhe von 5 Pfund.[26] Nicht alle hatten so relativ günstige Aussichten wie Hickey. So wendeten sich

21 Belfast Newsletter, 7.4. 1820.
22 NAL, H.O. 45/175 (S. 3). Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 84).
23 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 36).
24 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 38).
25 NAI, C.S.O. RP 2042, Petition von Patrick Hickey aus dem Gefängnis von Carlow, 20.4. 1833.
26 Ebenda.

fünf Magistrate aus Roscommon in einem gemeinsamen Schreiben an Dublin Castle. Sie verlangten, ihre Zeugin Mary Fallon, ein 14jähriges Mädchen, in die Besserungsanstalt von Dublin überstellen zu dürfen.[27] Einem anderen Informanten, Dennis Flaherty, einem Landarbeiter aus Clare, der nachts von einer Gruppe von fünf Männern verprügelt worden war, die ihn nicht an ihrem Wohnort dulden wollten, weil er dort ein Fremder war, und der sie daraufhin angezeigt hatte, ging es auch nicht besser. Er wurde von dem *Stipendiary Magistrate* Nagle in Schutzhaft genommen, nachdem er seine Peiniger angezeigt hatte. Dadurch verpasste er die Aussaat seiner Kartoffeln und war dadurch schließlich ruiniert.[28] Immerhin bekamen er und seine Frau jeweils 10 Pfund zugesprochen, was für die Fahrt nach Amerika ausreichte.

Die Höhe dieser Unterstützung richtete sich in der Regel nach der Länge der Kasernierung, der Bedeutung des Prozesses und der Zeugenschaft sowie nach den Kosten, die durch eine Umsiedlung entstehen konnten. Wer die Korrespondenzen studiert, die insbesondere zwischen den Napoleonischen Kriegen und dem Beginn der *Famine* (Hungersnot 1846ff.) zwischen den lokalen Magistraten, Friedensrichtern und Funktionsträgern der Polizei mit den Regierungen in Dublin und London geführt wurden, dem fallen die vielen Empfehlungsschreiben auf, in denen Bittschriften zur Entscheidung an das Büro des *Chief Secretary* in Dublin weitergeleitet werden. Denn alle Entscheidungen über entsprechende Vergünstigungen mussten in Dublin gefällt werden.

27 NAI, C.S.O. RP 1837/854, Bittschrift v. 15.4. 1837: »[She] has been more or less a Dependent on the Police. We further beg leave to state to your Excellency that unless some protection measures be adopted for Mary Fallon we apprehend she may (from necessary) face a Prey to vice and Infamy and for the prevention which we respectfully solicit your Excellencys gracious and humane interposition«.

28 NAI, C.S.O. RP 782, Petition von Dennis Flaherty v. 29.3. 1837: »Captain Nangle on receiving the information detained Memorialist and his wife in the Police Barrack till they would prosecute in consequence of which he lost his potatoes not being able to go home to dig them in time and he is also subject to be processed for the ground rent and exclusive of this he would now fear going home from the odium attaching to men of his class prosecuting even in an just cause. […] Memorialist expects that your Excellency (seeing that he could not remain in Ireland without danger to his life) and feels a hope that your Excellency deservedly the most – [unleserliche Stelle] Chief Governor Ireland ever was ruled by – [unleserliche Stelle] in consideration the case of a ruined and unfortunate peasant deprived by lawless violence of the means of support injured in health and rendered homeless and his earnest prayer is that your Excellency will order him the means of going with his wife and Children to America as he is confident that his life would not be safe in Ireland. Memorialist has no way of living since the Assizes but through the benevolence of the Sergeant of the Police in Cashel till your Excellency determination regarding him to know the now trusting in God and your Excellency throws himself on you and emplores your protection and support and as in duty bound memorialist will ever pray«.

Nachdem diese Korrespondenzen Überhand genommen hatten, ordnete der *Under-Secretary* Thomas Drummond auf Anweisung des *Lord Lieutenant* 1836 an, dass nach jedem *Circuit*[29] eine Auflistung aller Kronzeugen zu machen sei, in der die Einzelheiten ihrer Aussagen aufzuführen seien sowie eine Empfehlung für deren finanzielle Kompensation zu machen bzw. eine Empfehlung auszusprechen sei, wonach die Zeugen weiter festgesetzt werden sollten.[30] Teilweise scheint sich daneben eine Praxis herausgebildet zu haben, die es Bittstellern noch Jahre nach ihrer Zeugenschaft gerechtfertigt scheinen ließ, zur Aufbesserung ihrer Rente auf frühere Verdienste zu verweisen.[31] Auch andere Vergünstigungen konnten auf diesem Weg bewilligt werden wie die Bereitstellung von Medizin für erkrankte Zeugen.[32]

VI.

An dieser Stelle ist überzuleiten auf die Funktion, die Raum bei diesen Ereignissen hatte. Es fällt auf, dass Angriffe auf Informanten immer öffentlich stattfanden. Auch hier ist der Handlungsplatz ein konkret zu verstehender Raum. Denn in der Regel fanden die Angriffe auf den Feldern, den Dörfern oder öffentlichen Plätzen vor einer Kirche oder auf Marktplätzen statt. Dazu kamen zwei unterschiedliche Öffentlichkeiten ins Spiel, in denen der Angriff auf eine Person stattfand. Dies konnte zum einen, wie bereits beschrieben, die Öffentlichkeit einer dörflichen oder lokal begrenzten Umgebung sein, in der sich die angegriffene Person aufhielt, die beispielsweise bei einer öffentlichen Verhöhnung auf einem Markt benannt wurde.[33] Drohbriefe machten die Warnung öffentlich, da sie an eine Kirchtüre, an einen Baum oder an das Gatter oder das Eingangstor zu einem Hof gepinnt wurden, also an Orte, zu denen prinzipiell jeder Zugang hatte. Einen Schritt weiter ging der Angriff auf die Person des Informanten, zumal wenn er öffentlich erfolgte.[34] Oft ereigneten sich diese Fälle auch am Ende von Markttagen und den Assissen oder *Quarter Sessions*, wenn der missliebigen Person auf ihrem Nachhauseweg auf offenem

29 Sitzungsperiode des Vorsitzenden Richters, der in einem festgelegten Rundgang Gerichtstage (Assissen) abhielt.

30 NAI, C.S.O. RP 1837/1803, Thomas Drummond an E. Tierney, 28.3. 1836, in einer Antwort von G. Despard an Drummond, 31.7. 1837.

31 NAI, C.S.O. Box 621/78, Bittschrift von Bridget Connor, o.D. Sicher wäre es eine interessante Untersuchung, der Frage nachzugehen, inwiefern sich aus dieser »Informanten-Besoldung« ein eigener Nebenerwerbszweig entwickelte.

32 NAI, C.S.O. RP 803, Joseph Fallon, Athlone, an Thomas Drummond, 19.4. 1837 und 8.5. 1837.

33 NAI, Outrage Papers, 1837/58,

34 NAI, Outrage Papers, Tipperary 1837, Nr. 7594, 14.4. 1837; und Tipperary 1839, Bericht v. 7.2. 1839.

Feld aufgelauert wurde.[35] Gerade Markttage eigneten sich anscheinend besonders gut für solche Überfälle, denn sie versammelten ein breites Spektrum von Menschen, gaben Gelegenheit zum Austausch von Nachrichten und wurden dazu genutzt, Verabredungen zu treffen. Offenbar konnten bei diesen Ereignissen viele Angreifer damit rechnen, von den unbeteiligten Zeugen solcher Angriffe nicht denunziert zu werden. So konnte der Prozessbevollmächtigte Mr. Gregory vor den Augen von 60 Beobachtern ermordet werden, ohne dass diese die Mörder von Gregory aufhielten.[36]

Eine andere Form von Öffentlichkeit wurde gesucht, wenn – zumeist nachts – das Haus eines Informanten von einer Bande von Männern überfallen wurde, die sich zusammengefunden hatte, um den geplanten Überfall durchzuführen. Dabei fällt auf, dass versucht wurde, eine möglichst große Zahl von Personen zu vereinen, um diesen Angriff effektiv durchführen zu können. Dabei kamen oft mehr Personen zusammen, als für die Durchführung des Angriffs eigentlich nötig gewesen wären. William Carleton verdanken wir die Erzählung *Wildgoose Lodge*, die auf einem tatsächlichen Ereignis 1816 in der Grafschaft Louth aufbaut. Hier beschreibt er, wie ein solcher Überfall vorbereitet und durchgeführt wurde. Carleton berichtet darin von einer Gruppe von Männern, die sich in einer zerstörten Kirche treffen. Sie bereiten den Angriff auf einen Lynch vor, einen Mann, der drei Personen denunziert hatte, wodurch diese verurteilt und hingerichtet worden waren.[37] (Carleton, 1854: 349-362) Am Ende versammelten sich diese Männer um Lynchs Haus, zündeten es an und schossen auf die fliehenden Hausbewohner.[38] Dadurch starb nicht nur die Familie von Lynch, sondern auch das Dienstmädchen, das bei der Familie lebte.

Die Zahl der Mitglieder eines solcherart zusammengetretenen Tribunals scheint jedoch nicht das Entscheidende gewesen zu sein. Um einem Informanten Angst einzuflößen, wird eine Person ausgereicht haben, der unter Umständen eine weitere, ihr nahestehende Person half, indem sie Schmiere stand.[39]

35 NAI, Outrage Papers, Clare 1837, (Nr. 10522, 13.8. 1837).

36 PP 1831-32 (677) 16, State of the Disturbed Counties of Ireland, (Nr. 1772-6).

37 Was die drei Männer getan hatten und die Denunziation Lynchs begründete, ist unklar. (Vgl. Hayley 1983: 124) In einem Drohbrief 15 Jahre später wurde zwar Lynchs Name falsch erinnert, nicht jedoch der Zusammenhang zwischen Lynchs Denunziation und der Hinrichtung der drei »unschuldigen« Männer. Lynch war danach »a stag [informer] and got many an innocent man hung at Wildgoose Lodge.« NAI SOC II 178 (1831).

38 Sir Robert Peel from his Private Correspondence, hg. v. Charles Parker, Bd.1/3, London 1891-1899 (S. 231): Peel an Sidmouth, 1.11. 1816.

39 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Tipperary (Nr. 36,38, 78, 98).

VII.

Gab es einen Unterschied zwischen Informanten, die einen normalen Kriminellen, zum Beispiel einen Dieb, verpetzten, und jenen, die *Whiteboys* verpfiffen, die gegen die *Landlords* gekämpft hatten und traditionell ein hohes Maß an Solidarität durch die ländliche Bevölkerung genossen? Die Frage ist vermutlich nicht mit letzter Gewissheit zu beantworten, da immer auch andere Faktoren hinzukamen, die das Risiko eines Informanten minderten oder vergrößerten. So vergrößerte sich das Risiko unweigerlich, wenn die durch den Informanten geschädigte Person ein *Whiteboy* war oder wenn sie sich auf einen im wahrsten Sinne des Wortes schlagkräftigen *Clan* stützen konnte.

Hingegen verkleinerte sich in demselben Maß das Risiko, wenn die Tat der denunzierten Person von der Landbevölkerung missbilligt wurde oder die allgemeine politische und soziale Lage gerade stabil und nicht erhitzt war. Unter dem Aspekt der Öffentlichkeit betrachtet, muss an dieser Stelle allerdings hervorgehoben werden, dass die Peiniger eines Informanten zum einen versuchten, über eine möglichst breite Beteiligung verschiedener Personen so etwas wie Öffentlichkeit herzustellen, die das Partikularinteresse zu einem Allgemeininteresse machte, indem sie auch Personen beteiligten, die wahrscheinlich eher desinteressiert waren. Dies führte oft dazu, dass eigentlich unbeteiligte Personen nachts aus ihren Betten geholt wurden und eines dieser selbsternannten Tribunale begleiten mussten.[40]

Dieses solcherart hergestellte Allgemeininteresse hatte seine Wurzel in der Erwartung, dass niemand an die Magistrate ausgeliefert werden sollte, der sich nach dem Wertmaßstab der Landbevölkerung nichts hatte zuschulden kommen lassen oder dessen Fall intern beizulegen war. Eine auf diese Weise hergestellte Öffentlichkeit hatte allerdings den weiteren Zweck, den potentiellen Informanten selbst zur Unperson zu machen und es ihm so zu erschweren, selbst auszusagen. Die entscheidende Funktion dieser Art von Öffentlichkeit blieb jedoch die Aktion im öffentlichen Raum, die den sozialen Körper der lokalen Gesellschaft integrierte und dabei gleichzeitig auch die normative Botschaft in diese zurückfließen ließ, nämlich nicht mit der Justiz zusammenzuarbeiten.

Öffentlichkeit stellt sozusagen das zentrale konstitutive Element eines solcherart entstandenen sozialen Raumes dar. Wenn Öffentlichkeit das Publikum eines eingeforderten Sollverhaltens darstellt, so ist der soziale Raum das Interaktionsfeld, in dem die Geltung dieser bäuerlichen Norm behauptet wird.

40 Roger Concannon und Patrick Nestor, die von den Assissen in Galway im Frühjahr 1820 als *Ribbonmen* verurteilt wurden, beriefen sich auf eine zwangsweise Rekrutierung: NAI Prisoner Petitions 1454; Hibernian Journal v. 29.3. 1820; Freeman's Journal v. 24.3. 1820.

Ein Drohbrief, der von »Gurty Grandshaker and Jack his man« unterzeichnet wurde, warnt beispielsweise George Brett aus Ballglass im Jahr 1806:

»[W]e give you this timely warning that there will not exist a branch of your family, either son, daughter, brother sister brother's child or sister child in this kingdom, go wherever you will for protection there we have friends that will soon dispatch you.« (Zit. n. Gibbons 2004: Nr. 10)

Unmissverständlich wird Brett mitgeteilt, dass der Geltungsbereich (zumindest aus der Perspektive der Autoren) universal sei und dass es keinen Ort geben könne, wo ein Informant sicher sei. Der Bezug auf sozialen Raum findet sich jedoch auch auf andere Weise in einem Drohbrief, in dem von einem Captain Trasher mitgeteilt wurde, dass es in einem bestimmten umgrenzten Raum keine Informanten geben könne:

»An advertisement given to the publick of this parish, shewing their doom if they are any way tyrannick
Notice is given from under my hand Capn Tresher – by the consent of Lieutenant Murty – that all informers must quit this place in the space of 8 or 9 days – as likewise gablers, and prating people that talk in derision of that good gentleman Capn Tresher and his men We will not be at the trouble of bringing Murty with his honest cards – but shoot them dead at their own doors.« (Zit. n. Gibbons 2004: Nr. 83)

Dies ist nichts anderes als der Versuch, eine alte Ordnung wiederherzustellen, was sich etwa darin äußerte, dass sich in letztgenanntem Drohbrief noch weitere Warnungen befanden, nämlich bei »Witwen und Waisen« nicht zu pfänden und nichts mit dem »tyrant Buck Neal« und »mad Coffy« zu tun zu haben. In beiden Fällen wird auf den konkreten sozialen Raum direkt Bezug genommen, da sich die gewünschte Ordnung nur dort sinnvoll entfalten kann.

Die Kraft, die von diesem Szenario ausging, war so stark, dass sich innerhalb des Geltungsbereichs des offiziellen Rechtes gleichermaßen regionale wie soziale Räume bildeten, in denen es unmöglich war, geregelte Prozesse abzuhalten und Zeugen zu gewinnen. Hier bildete sich neben dem offiziellen herrschaftlichen Recht der Obrigkeit in Dublin und London ein Alternativrecht, dessen Rechtsraum zeitlich und räumlich unterschiedlich in den Rechtsraum des offiziellen Rechts hineindrängte, es zurückdrängte und seine Geltung für einige Zeit mehr oder weniger erfolgreich einschränkte oder sogar aufhob. Dieser alternative Rechtsraum war so wirksam, dass ein Informant sich kaum frei bewegen konnte, wenn bekannt geworden war, dass er als Zeuge gegen eine andere Person ausgesagt und diese denunziert hatte. Dieses Szenario wurde 1836 von George Cornewall Lewis mit den Worten beschrieben:

»There is no name of more ominous sound in Ireland than that of informer. A man who has given information or evidence against a Whiteboy is doomed to certain death. If he attempted to return from the assizes to his house, he would be hunted through the country like a mad dog; every hand would be raised against him.« (Lewis 1836: 215)

Dies ging so weit, dass teilweise Gerichtstage ausfallen mussten, weil keine Zeugen beigebracht werden konnten. John Lloyd schrieb 1822 aus Cork, dass die *Special Sessions* vertagt werden mussten, nicht nur, weil keine Gefangenen vorhanden waren, sondern auch, weil es keine Informanten gebe.[41]

Diese Abneigung von Informanten ging so weit, dass selbst Delinquenten, die auf dem Schafott standen, die Namen ihrer früheren Komplizen nicht nannten. Als der mutmaßliche *Captain Rock* aus Doneraile, John Hickey, kurz vor seiner Hinrichtung von William Newenham nach den Namen seiner Komplizen, die noch im Besitz von Waffen waren, befragt wurde, sagte Hikkey, er werde über alles sprechen außer über die Identität der fraglichen Personen.[42] Für einen Sozialrebellen vergrößerte vielmehr die staatliche Verfolgung das Ansehen, das er in der Bevölkerung genoß, zumal wenn er – wie Hickey – heroisch in den Untergang ging. (Hobsbawm 1961; Cashman 2000: 199)

Jedoch gab es auch andere Stimmen, die auf die extreme Einschüchterung verwiesen, die von Einzelnen auf potentielle Informanten ausgeübt werde. Diese Hinweise bauen auf vielfältigen Erklärungen für die unterschiedlichsten Attacken auf Informanten und deren Besitz auf, in denen gemutmaßt wird, dass die Opfer von weiteren Denunziationen abgeschreckt werden sollten.[43] Diese Berichte, die von Zeitgenossen bestätigt wurden, verdeutlichen, wie sehr Einschüchterung ein eigenes Delikt geworden war. Es verbargen sich in den offiziellen Statistiken, die seit den 1820er Jahren regelmäßig angefertigt wurden, hinter den aufgeführten Delikten wie »assault«, »[conspiracy to] murder« »cutting and wounding persons«, »unlawfully oaths«, »houghing and killing cattle« und »riotous assembly«, wobei letzteres Delikt teilweise in Verbindung mit unerlaubtem Waffenbesitz und Angriffen auf Häuser verbunden war.[44] Auch wenn die Erzeugung von Angst der eigentliche Zweck vieler der registrierten Delikte war, blieb Einschüchterung als eigenes Delikt unbenannt. Dies ist auch insofern bemerkenswert, als Angst zu den zentralen Er-

41 NAI, SOC 2345/48, John Lloyd, Cork, an ?, 31.3. 1822.

42 PP 1825 (200) VII, Minutes of Evidence, William H.W. Newenham (S. 182f.); 1825 (20), Minutes of Evidence, William H.W. Newenham, (S. 302).

43 PP 1846 (710) 35, Abstracts of Police Reports, Limerick (Nr. 32, 77, 106), Roscommon (Nr. 28, 125).

44 Stellvertretend für alle übrigen Berichte vgl. PP 1836 (226) 42, Tipperary Committals.

klärungsmustern für die Schwierigkeit gehörte, selbst von Opfern stichhaltige Informationen zu erhalten.[45] Dabei erstreckte sich die Angst sowohl auf die Möglichkeit verletzt zu werden wie auf die Befürchtung, den Wohnort in eine ungewisse Zukunft verlassen zu müssen, um sicher vor Racheakten zu sein. (Lewis 1836: 214) Myles J. O'Reilly fasste die Problematik in die Worte:

»The dangers and difficulties which in Ireland all witnesses, who come forward to prosecute in insurrectionary cases, encounter, are so certain and great, that I am often amazed that they are found to come forward at all. I think I have already mentioned, that I have seldom seen an instance, where the punishment of the convict was to be transportation, in which I did not think that his situation was more enviable that that of the witness who prosecuted.« (Zit. n. Lewis 1836: 220)

VIII.

Diese beschriebenen Faktoren, die sich aus gemeinsamen Erfahrungen, kollektiver Erinnerung und einem gut funktionierenden System der Einschüchterung zusammensetzten, sorgten schließlich dafür, dass sich unweigerlich abseits des offiziellen Rechtsraumes buchstäblich ein alternatives Recht etablieren konnte. (Körte 2006: 175, 242) Seine Funktion bestand unter anderem darin, die offiziellen Rechtsinstitutionen lahmzulegen. Dafür bezog es seine Legitimität aus der breiten Unterstützung insbesondere der unteren Bevölkerungsschicht. Somit ist es nicht verwunderlich, dass es zur schlimmsten Beleidigung gehörte, die das Vokabular im 18. und 19. Jahrhundert bot, als Informant beschimpft zu werden. (Hickey 1999: 103) Diese Beleidigung wurde dadurch besonders gefährlich, dass dieses Attribut auf die Familienangehörigen zurückfiel:

»Long ago the informer was called ›a stag‹. There was no class of people detested more than the informers and their descendants suffered for what they done. It was an upcast to them for generation after generation. When people fell out with them, they'd cast up to them that they were the ›breed of informers‹. When any of their sons or grandsons or great-grandsons done anything that wasn't popular, it would be said that they ›couldn't be good‹, that they were ›the breed of informers, the bad drop was in them‹.«[46]

Das politische Potential dieses alternativen Rechtes schließlich, das sich in der ersten Jahrhunderthälfte zunehmend herausbildete, sollte durch seine Ver-

45 PP 1816 (479) 9, A Statement of the Nature and Extent of the Disturbances which have recently prevailed in Ireland, (S. 3-4).

46 UCD, IFC 1195: 391.

bindung mit den politisch organisierten Verbänden im *Irish Land War* in der zweiten Jahrhunderthälfte seinen Höhepunkt erleben. Als Norm freilich, die sich in bäuerlichen Erwartungen und Handlungsweisen herausbildete und die als etwas verstanden wurde, das faktisch wirksam war und Handeln von Menschen normativ gebunden hat, gab es sie schon lange zuvor. Damit war es ein Recht, das eins war mit dem gesellschaftlichen Körper der bäuerlichen Bevölkerung. Wer diese Verbindung durch sein Handeln aufkündigte, nahm einen neuen sozialen Körper an und hatte zu gewärtigen, dafür bestraft zu werden. Die Strafe wurde an seiner physischen Gestalt verübt, zielte jedoch auf die Zerstörung seiner Persönlichkeit insgesamt. Als Recht, das sich in der sozialen Interaktion herausbildete, bedurfte es der Öffentlichkeit und damit des öffentlichen Raums, in dem sich seine Gültigkeit behaupten ließ. Sowie es diese erlangen konnte, geriet es in einen Verdrängungskonflikt mit dem seinerseits Gültigkeit erstrebenden Rechtsraum des offiziellen Rechts. Das Ergebnis dieser Aushandlungsprozesse leitete sich schließlich aus den jeweils unterschiedlichen Verhältnissen des sozialen Raumes her, in dem sich Menschen zu erweisen hatten.

Literatur

Anonym (1787): The Insurrection, or, a faithful Narrative of the Disturbances which lately broke out in the Province of Munster, under the domination of White or Right Boys, Dublin: W. Sleater.

Beames, Michael (1982): »The Ribbon Societies: Lower-Class Nationalism in Pre-Famine Ireland«. Past and Present 97, S. 128-143.

Bottigheimer, Karl (1971): English Money and Irish Land, The »Adventurers« in the Cromwellian Settlement in Ireland, Oxford: Clarendon Press.

Brady, J. C. (1972): »English Law and Irish Land«. Northern Ireland Legal Quarterly 23/1, S. 24-47.

Bridgeman, Ian (1994): »The Constabulary and the Criminal Justice System in Nineteenth-Century Ireland«. Criminal Justice History 15, S. 95-126.

Brigden, Susan (2000): New Worlds, Lost Worlds: The Rule of the Tudors 1485-1603, London: Allen Lane.

Canny, Nicholas (1988): Kingdom and Colony, Ireland in the Atlantic World, London: John Hopkins University Press.

Carleton, William (1854): Traits and Stories, Bd. 2, London: G. Routledge and Co.

Cashman, Ray (2000): »The Heroic Outlaw in Irish Folklore and Popular Literature«. Folklore 111, S. 191-215.

Cullen, Louis Michael (1981): The Emergence of Modern Ireland 1603-1923, London: Batsford Academic.

Garnham, Neal (1996): The Courts, Crime and Criminal Law in Ireland 1692-1760, Dublin: University of Ulster.

Garvin, Tom (1981): »Defenders, Ribbonmen and others: Underground Political Networks in Pre-Famine Ireland«. Past and Present 96, S. 133-155.

Gibbons, Stephen Randolph (2004): Captain Rock, Night Errant, Dublin: Four Courts.

Hayley, Barbara (1983): »Carleton traits and Stories«. Irish Literary Studies 12, Ottawa.

Hickey, Éanna (1999): Irish Law and Lawyers in Modern Folk Tradition, Dublin: Four Courts.

Hobsbawm, Eric (1961): Sozialrebellen, Neuwied: Luchterhand.

Kantorowicz, Ernst H. (1957): The King's two Bodies, Princeton: Princeton University Press.

Körte, Clemens (2006): Rechtsbewusstsein und Verrechtlichung in der irischen Agrargesellschaft, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht unipress.

Lee, Joseph (1973): »The Ribbonmen«. In: T.D. Williams (Hg.), Secret Societies in Ireland, Dublin: S. 27.

Lewis, George Cornwall (1836): Local Disturbances in Ireland, London: o.V. [Reprint Cork 1977]

Ohlmeyer, Jane H. (1988): »›Civilizinge those rude parts‹: Colonization within Britain and Ireland 1580-1640s«. In. Nicholas Canny (Hg.), The Origins of Empire, Oxford: Oxford University Press.

Townshend, Charles (1983): Political Violence in Ireland, Government and Resistance since 1848, Oxford: Clarendon Press.

Williams, Theodor D. (1973): Secret Societies in Ireland, Dublin: Gill and Macmillan.

»AAAAHHHHH!« Von Sprachkörpern, postdramatischem Theater und den Schreiwettbewerben der Restsubjekte in René Polleschs *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr*

THOMAS ERNST

While getting lashes or electrifications
you must not cry at all.
(Aus den zehn Geboten für die Gefangenen
Pol Pots, zit. n. Bessing 1999: 172)

Politik als Theater und das politische Theater

»Wir alle spielen Theater. [...] Wir sind sozusagen konstitutionelle Schauspieler« (Meyer/Kampmann 1998: 30), dies konstatieren Thomas Meyer und Martina Kampmann in ihrem Buch *Politik als Theater. Die neue Macht der Darstellungskunst* (1998). Auch wenn sich dieses Diktum auf die Theatralisierung des politischen Raumes bezieht, so lässt es sich auf die gesamte Gesellschaft übertragen. Die Rede von Gesellschaft, Identität und Körper als Theater, Performanz oder Inszenierung ist aktuell geworden, seit mit der postmodernen Delegitimation der großen Erzählung ›Aufklärung‹ auch deren Ideen wie der ontologische Dualismus von Körper und Geist, die materielle Verfügbarkeit eines ›mündigen Subjekts‹ oder die Existenz eines bürgerlichen Bewusstseins in einem ›Körperinneren‹ radikal problematisiert worden sind. Ausgehend von der poststrukturalistischen Kritik am überlieferten Subjektbegriff sowie einer scharfen Trennung von Signifikat (dem Bezeichneten, Körperlichen) und Signifikant (dem Bezeichnenden, Zeichenhaften) können Wahrheit und Materie immer nur als Repräsentiertes gedacht werden und ›Wahrheit‹ nur als sprachliches Konstrukt, das kulturell, historisch und perspektivisch jeweils neu erfunden wird.

In ähnlicher Weise wie Meyer und Kampmann beschreibt Herfried Münkler eine *Theatralisierung der Politik* (2001), die gegenwärtig die Gestalt politischer Prozesse selbst verändere und noch immer zu dem Missverständnis führe, bei der medialen Vermittlung der politischen Prozesse handele es sich »um eine unmittelbare Darstellung der Realität« und nicht bloß um »eine konventionalisierte Zeichenstruktur, wie die Präsentation des ›Täters‹, des ›Opfers‹, der bekannten Schönen, der umherirrenden Kinder usw.« (Münkler 2001: 162)

Nicht nur die Politik wird zum Theater, auch das Theater entgrenzt sich und transformiert sich in andere Künste, Medienbereiche, Sportveranstaltungen, institutionelle und ritualisierte gesellschaftliche Inszenierungen und umgekehrt. Erika Fischer-Lichte nennt Christoph Schlingensiefs Wahlkampfzirkus *Chance 2000* (1998) als ein Beispiel für diesen Prozess, in dem »Theateraufführung, Zirkusvorstellung, Freakshow, Wahlkampfveranstaltung ständig ineinander« übergehen, es »läßt sich für den Teilnehmer/Zuschauer nie zweifelsfrei entscheiden, an welchem Typus von Veranstaltung er gerade partizipiert. Manchmal werden mehrere Genres gleichzeitig aufgeführt.« (Fischer-Lichte 1999: 8)

Das Theater als spezifisches Wissenssystem unterliegt dabei – in Abgrenzung zum politischen oder medialen Feld – spezifischen Regeln, weshalb es ein Fehlschluss wäre, als ›politisches Theater‹ eines zu verstehen, das nur die politischen Diskurse repräsentiert und kommentiert, da genau dies die primären Tätigkeiten der politischen bzw. der medialen Akteure sind. Deshalb bestimmt Hans-Thies Lehmann das ›politische Theater‹ als eines, in dem erstens das Politische »nur indirekt« erscheint, »in einem schrägen Winkel«. Zweitens komme das Politische im Theater nur zum Tragen, »wenn es gerade auf keine Weise übersetzbar oder rückübersetzbar ist in die Logik, Syntax und Begrifflichkeit des politischen Diskurses in der gesellschaftlichen Wirklichkeit«. Daraus schließt Lehmann drittens, »dass das Politische des Theaters gerade nicht als Wiedergabe, sondern als Unterbrechung des Politischen zu denken sein muss«. (Lehmann 2002: 16f.)

Das Theater unterliegt dabei zwei Besonderheiten in Abgrenzung von anderen Medien: Einerseits hat es seine politische und gesellschaftsstützende Funktion, die es im 19. Jahrhundert während des Formierungsprozesses der deutschen Nation noch innehatte, verloren – durch die Medienkonkurrenz von Kino, Fernsehen und schließlich Internet. Andererseits hat es jedoch im Vergleich zu jenen Medien ein Surplus zu bieten, das Matthias Warstat als eine »fundamentale Qualität des Aufführungserlebnisses« bezeichnet: »die Erfahrung der leiblichen Ko-Präsenz von Akteuren und Zuschauern – mit ihren weitreichenden körperlichen, psychischen und atmosphärischen Implikationen«. (Warstat 2005: 185)

Die vorliegende Untersuchung geht somit von einer Theatralisierung des gesellschaftlichen und öffentlichen Raumes aus. Sie stützt sich auf die Errungenschaft poststrukturalistischer Theorie, Kategorien wie Identität, Subjekt und Körper als Performanzen und Inszenierungen zu verstehen. Schließlich begreift sie das Theater als einen Raum, in dem sowohl diese Entwicklungen wie auch die leibliche Präsenz von Körpern in herausragender Weise reflektiert werden. Diese verschiedenen Bereiche sollen in einem Dreischritt näher untersucht werden.

Zunächst werden unter dem Titel *Der Körper als Machtproduktion und Identität als Performanz* zwei poststrukturalistische Körperkonzepte vorgestellt: Dabei handelt es sich einerseits um Michel Foucaults Beschreibung des gelehrigen Körpers in der Disziplinargesellschaft sowie die Aktualisierung dieses Konzepts von Gilles Deleuze und Richard Sennett unter den heutigen Bedingungen des globalisierten Kapitalismus. Andererseits werden die Performanztheorie Judith Butlers, die die (geschlechtlichen) Körper als wiederholende und/oder resignifizierende Performanzen begreift, sowie Donna Haraways *Manifest für Cyborgs* dargestellt. In einem zweiten Schritt werden unter dem Titel *Von Sprachkörpern und Verkörperungen des Textes* anhand der Arbeiten von Gerda Poschmann über den *nicht mehr dramatischen Text* und von Hans-Thies Lehmann über *Postdramatisches Theater* zwei ähnliche Theorien beschrieben, die neuere Entwicklungen von Theatertexten bzw. -aufführungen und in diesem Kontext auch die Präsenz und Konstruktion von Körpern analysieren. Schließlich wird in einem dritten Schritt das Theaterstück *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr* (2000) von René Pollesch daraufhin untersucht, inwiefern sich die Körperkonzepte von Foucault, Deleuze, Butler und Haraway sowie die Kategorien des Postdramatischen auf die textlichen und in der Aufführung konstruierten Körper des Stückes anwenden lassen. Der Text geht dabei von der Annahme aus, dass in Zeiten, in denen der hegemoniale politische Diskurs sich vermehrt theatraler Strategien bedient, auch der Gegendiskurs sinnvollerweise Anleihen am Theaterdiskurs und dessen subversiven Strategien nehmen kann.

Der Körper als Machtproduktion und Identität als Performanz

Der Körper lässt sich nicht nur als Text, Performanz oder Inszenierung begreifen, teilweise wird er zum konkreten Gegenstand von Aufschreibungen wie Tätowierungen oder Umformungen wie in der plastischen Chirurgie. (Vgl. Landfester 2003) Gerade mit dem Verhältnis von Körper, Haut und Schrift beschäftigen sich in den letzten Jahren zahlreiche Arbeiten (analog ließe sich auch *der Text als Körper* beschreiben, doch diese Perspektive soll

in der vorliegenden Analyse zweitrangig bleiben).[1] Im Kern der meisten Analysen steht die Frage, inwiefern sich auf die Körper bzw. in ihrer Produktion eine Macht einschreibt, die die gesellschaftlichen Körper überhaupt erst konstituiert. Umgekehrt lässt sich feststellen: »Wo immer Macht zur Aufführung kommt, wird sie an konkreten Körpern sichtbar und in körperlichen Konfigurationen von Dominanz und Subordination arrangiert.« (Warstat 2005: 182)

Michel Foucault und Gilles Deleuze: Disziplinar- und Kontrollgesellschaft

Die Grundlagen jener Auffassung, dass der Körper als ein immer schon zugerichteter und ausbeutbarer produziert wird, hat Michel Foucault in *Surveiller et punir. La naissance de la prison* (1975; dt. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*) entwickelt. In seiner Genealogie der Disziplinargesellschaft beschreibt Foucault jene Mittel, mit deren Hilfe die ›gelehrigen Körper‹ in einer ›Mikrophysik der Macht‹ abgerichtet und produziert werden. Dazu gehören die normierende Sanktion, die Prüfung und die hierarchische und panoptische Einrichtung von Räumen zur Überwachung der Körper. Foucault zeigt, dass sich diese Strukturen nicht nur in der Entwicklung des Gefängnisses seit Mitte des 19. Jahrhunderts, sondern auch in anderen Einschließungsmilieus wie Schule, Klinik, Psychiatrie, Fabrik und Kaserne nachweisen lassen. Die Bedeutung und das Verständnis von Körpern lässt sich in Disziplinargesellschaften nicht von der sie disziplinierenden Macht trennen, im Gegenteil: »[D]ie Machtverhältnisse legen ihre Hand auf ihn [den Körper, T.E.], markieren ihn, dressieren ihn, martern ihn, zwingen ihn zu arbeiten, verpflichten ihn zu Zeremonien, verlangen von ihm Zeichen. […] Es

1 Der Körper als Text ließe sich auch an der Konstruktion psychologischer Figuren mit einem ›authentischen inneren Kern‹ in literarischen Texten oder anhand von Filmbeispielen wie Peter Greenaways *The Pillow Book* (1996; dt. *Die Bettlektüre*) diskutieren. Die Künstlerin Shelley Jackson veröffentlichte im Projekt *SKIN. A Mortal Work of Art* eine Kurzgeschichte auf der Haut von 2095 Freiwilligen, auf die jeweils ein Wort tätowiert wurde. (Vgl. http://www.ineradicablestain.com/skindex.html – 20.5. 2007) Unter dem Titel *Körpertexte – Textkörper* hat sich Peter Jaumann (1994) mit dem Verhältnis von Körper- und Schreib-Maschinen, wie bei Julien Offray de La Mettrie (1709-1751) und Johann Carl Wezel (1747-1819), beschäftigt. In der Literatur der historischen Avantgarde werden literarische Texte zu visuellen Körpern, ebenso in der virtuellen und der konkreten Poesie seit den 1960er Jahren. Auch die Fragmentarisierung des Textkörpers durch Cut-up-Verfahren in den 1950er- und 1960er-Jahren bei William S. Burroughs ließe sich als ein interessantes Phänomen eines postmodernen Textkörpers untersuchen. Vgl. zudem die Ausführungen von Claudia Benthin und Mariacarla Gadebusch (2003) »zum Körper als Buch und Buch als Körper«.

handelt sich gewissermaßen um eine Mikrophysik der Macht, die von den Apparaten und Institutionen eingesetzt wird«. (Foucault 1994: 37f.) Doch die disziplinierende Macht produziert nicht nur den Körper, sondern schreibt diesem in den Disziplinarapparaten auch eine ›Seele‹ ein, die den ›Kern‹ des modernen Subjekts darstellt: Die ›Seele‹ »wird ständig produziert – um den Körper, am Körper, im Körper – durch Machtausübung an jenen, die man bestraft, und in einem allgemeineren Sinn an jenen, die man überwacht, dressiert und korrigiert, an den Wahnsinnigen, den Kindern, den Schülern, den Kolonisierten«. (Foucault 1994: 41)

1990 konstatiert Gilles Deleuze im Anschluss an Foucault, dass wir uns »in einer allgemeinen Krise aller Einschließungsmilieus, Gefängnis, Krankenhaus, Fabrik, Schule, Familie« (Deleuze 1993: 255) befänden. Die Disziplinargesellschaften hätten sich im kapitalistischen System, das sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend an Dienstleistungen und Aktien, nicht mehr an Eigentum und Produktion ausrichtete, in Kontrollgesellschaften transformiert: Die geschlossenen Disziplinarapparate hätten sich geöffnet und anstelle des unter hierarchischen Verhältnissen ausgebeuteten und disziplinierten Körpers ein sich selbst kontrollierendes Subjekt produziert. Dieses muss nicht von außen diszipliniert werden, sondern motiviert sich selbst innerhalb der verschiedenen Macht-Regime, ausgerichtet am modulatorischen Prinzip des »Lohns nach Verdienst«. (Deleuze 1993: 257) Während in der Disziplinargesellschaft der jeweilige Platz eines Körpers klar zugewiesen wurde, wird dieser in der Kontrollgesellschaft flexibilisiert und wellenhaft: »Überall hat das *Surfen* schon die alten *Sportarten* abgelöst.«[2] (Deleuze 1993: 258) In ganz ähnlicher Weise beschreibt Richard Sennett, allerdings konzentriert auf die kapitalistischen Arbeitsverhältnisse, eine *Kultur des neuen Kapitalismus*, die von »den Arbeitnehmern verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln und förmlichen Prozeduren zu werden« (Sennett 2000: 10)[3] – der ›flexible Mensch‹ werde zum traurigen Helden der Gegenwart.

---

2 Deleuze verweist übrigens darauf, dass diese veränderten Lebens- und Arbeitsweisen auch andere politische Bewegungen im Kampf gegen die kapitalistischen Verhältnisse notwendig machen: »Eine der wichtigsten Fragen dürfte die Untauglichkeit der Gewerkschaften betreffen: In ihrer ganzen Geschichte waren sie gebunden an den Kampf in den Einschließungsmilieus oder gegen die Disziplinierungen. Können sie sich der neuen Situation anpassen oder machen sie neuen Widerstandsformen gegen die Kontrollgesellschaften Platz?« (Deleuze 1993: 260)

3 Im Gegensatz zu Deleuze sieht Sennett jedoch die zentrale Form des Widerstands gegen das Konzept des ›flexiblen Menschen‹ in einer Rekonstruktion des Subjekts der Aufklärung, wenngleich dessen Erzählung »in der Tat eine ›präpostmoderne‹ zu sein [scheint], denn sie strebt nach Zusammenhang und einem festen auktorialen ›Ich‹.« (Sennett 2000: 183)

Judith Butler und Donna Haraway: *Gender Trouble* und *Ein Manifest für Cyborgs*

Ein mit Bedeutung aufgeladener und kapitalistisch verwertbarer Körper wird somit historisch in den Einschließungsmilieus oder unter den gegenwärtigen Macht-Regimen erst produziert. Von der Grundannahme, dass Körperlichkeit nicht einfach materiell oder ›natürlich‹ vorgegeben ist, sondern erst in performativen Prozessen hervorgebracht wird, geht auch Judith Butler aus, die sich mit der binären und zwangsheterosexuellen Zurichtung des ›männlichen‹ und des ›weiblichen‹ Körpers beschäftigt. In *Gender Trouble* (1990, dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*) zeigt sie, dass die geschlechtlich bestimmten Körper keinen ontologischen, natürlichen Status besitzen, sondern dass die jeweilige Geschlechtsidentität nur der Effekt einer Performanz ist, der entsprechende Bedeutungen zugeschrieben werden. Diese Performanzen, so Butler, »erzeugen den Effekt eines inneren Kern oder einer inneren Substanz; doch erzeugen sie ihn *auf der Oberfläche* des Körpers […]. Diese im allgemeinen konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als performativ, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind.« (Butler 1991: 200) Nicht nur das sozio-kulturelle Geschlecht (*gender*) erweist sich somit als eine soziale Konstruktion, sondern auch das biologische Geschlecht (*sex*), das als solches nur in einem Prozess diskursiver ›Naturalisierung‹ konstruiert wird.

Für Butler gestaltet sich diese Konstruktion hegemonialer Geschlechtsidentitäten als ein Wiederholungsprozess von Regeln determinierter Einzelakte. Genau in dieser wiederholenden Reproduktion der binären Geschlechtermatrix liegt jedoch auch subversives Potenzial, denn die Geschlechter-Binaritäten ließen sich durch Verfahren wie Parodie, Cross-Dressing oder vestimentäre Akte in Verwirrung bringen und als unnatürlich enthüllen.[4] Eine radikalisierte Variante dieser Ent-Naturalisierungen hatte Donna Haraway bereits in ihrem Essay *Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980's* (1985, dt. *Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften*) vorgeschla-

4 Eckhard Schumacher weist darauf hin, dass sich der Widerstand gegen den Essentialismus bei Butler gerade nicht durch heroische Einzelakte realisieren lasse, sondern in einer vielfach wiederholten und resignifizierten Performanz »auf der Basis von Repetition und Resignifikation, von sedimentierter Wiederholung. Singuläre, expressive Akte, die sich der Ordnung des Diskurses entziehen, sind in diesem Zusammenhang nicht nur nicht relevant, sondern gar nicht denkbar. Weder mit Butler noch mit Derrida läßt sich eine Politik oder eine Ästhetik formulieren, die nur auf den Augenblick setzt.« (Schumacher 2002: 393)

gen. Mit der Figur der Cyborgs, die Haraway als »kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus« (Haraway 1995: 33) bestimmt, wählt sie eine Erfindung der Science Fiction, die allerdings schon heute zum wirksamen Orientierungspunkt einer Post-Gender-Welt avanciert sei: »Die Maschinen des späten 20. Jahrhunderts haben die Differenz von natürlich und künstlich, Körper und Geist, selbstgelenkter und außengesteuerter Entwicklung sowie viele andere Unterscheidungen, die Organismen und Maschinen zu trennen vermochten, höchst zweideutig werden lassen.« (Haraway 1995: 37) Allerdings sieht Haraway in ihrem Plädoyer für die Cyborgs, dass diese als »Abkömmlinge des Militarismus und patriarchalen Kapitalismus« (Haraway 1995: 36) entwickelt wurden und somit selbst Geburten problematischer Ideologien seien, gegen die es anzukämpfen gelte.

Diese von Foucault, Deleuze, Butler und Haraway beschriebenen Arbeits- und Geschlechtskörper werden natürlich auch im Gegenwartstheater thematisiert. Erika Fischer-Lichte lobt die aktuelle »Performance-Kunst« sogar ausdrücklich dafür, dass sie ein »Bild vom Menschen« akzentuiere, »das in manchen Facetten demjenigen ähnelt, das sich als Ergebnis neuer human- und sozialwissenschaftlicher Forschung abzeichnet.« (Fischer-Lichte 2005: 14f.) Auch Matthias Warstat sieht im Verhältnis von Macht und Körperlichkeit ein zentrales Motiv der jüngeren Theateravantgarde: »Performance-Künstler haben in ihren Produktionen die irritierenden Möglichkeiten der Konstituierung und Dekonstruktion von Körpern erfahrbar gemacht, lange bevor Life-Sciences und Gentechnologie mit demselben Motiv in den Vordergrund des intellektuellen Diskurses traten.« (Warstat 2005: 183)

Wie allerdings werden diese Themen im Theaterdiskurs, der sich zentral um die Bedeutungszuschreibungen an den Schauspielerkörper dreht, reflektiert? Im Folgenden sollen die Thesen zweier zentraler TheoretikerInnen, die in den vergangenen Jahren Theatertexte und -aufführungen als ›nicht mehr dramatisch‹ bzw. ›postdramatisch‹ beschrieben haben und in dieser Weise auf die Krise des Subjekts reagieren, kurz dargestellt werden.

Von Sprachkörpern und Verkörperungen des Textes

Wenn die präsentierten Theorien somit Körper als Inszenierungen und Performanzen beschreiben, so werden diese in herausragender Weise im Modus der theatralen Inszenierung reflektiert. In dieser ist der Schauspielerkörper der zentrale Bedeutungsproduzent, die Inszenierung bezieht sich im Regelfall auf einen Theatertext, der wiederum verschiedene Subjekte und somit Körper evoziert. Anna Opel unterscheidet in ihrer Arbeit über *Sprachkörper* (2002) den »Körper im textlichen System, auf der thematischen Ebene und in der Rhythmik und Klanglichkeit der Sprache, etwa in einer metaphorischen Bezeichnung des Theatertextes als Sprachkörper, vom Körper auf der Bühne.

Diese beiden Kategorien werden in der Inszenierung zusammengebracht«. (Opel 2002: 21) Gerda Poschmann und Hans-Thies Lehmann sehen seit den 1980er Jahren signifikante Veränderungen in den Theatertexten und den Inszenierungspraxen: Während Poschmann in *Der nicht mehr dramatische Text* (1997) ebensolche aus der Zeit von 1985 bis 1995 analysiert, widmet sich Lehmann in *Postdramatisches Theater* (1999a) entsprechenden Aufführungen.

Gerda Poschmann: *Der nicht mehr dramatische Text* (1997)

Poschmann konstatiert, dass sich das Verhältnis von Text und Inszenierung zur Seite der Inszenierung verschoben habe, denn der Text sei »heute nicht mehr unbestrittener Mittelpunkt und Zweck der theatralen Veranstaltung, sondern wird zusehends als sprachliches Material einer autonomen Inszenierungspraxis betrachtet […], wird gegen den Strich gebürstet, ›zerfleddert‹, dekonstruiert«. (Poschmann 1997: 20) Am Beispiel von Theatertexten von Marlene Streeruwitz, Rainald Goetz und Elfriede Jelinek zeigt Poschmann, dass sich diese Texte auf einer Metaebene selbst reflektieren, gleichsam aufheben und sich durch ihre Selbstreferenzialität sowie die kritische Reflexion dramatischer Formen gegen die tradierten Dramenkategorien stellen, die auf Handlung, Figuren und Dialog rekurrieren.[5]

Poschmann schlägt folglich die Ablösung der Sammelbezeichnung *Drama* durch den Begriff *Theatertext* vor, und schreibt den ›nicht mehr dramatischen Theatertexten‹ die Fähigkeit zu, aus dem Theater einen Ort zur »Autoreflexion theatraler Signifikantenpraxis« sowie einer »Autoreflexion der kognitiven Prozesse« (Poschmann 1997: 46f.) zu machen. Theatralität wird somit zu einem Wahrnehmungsmodus, mit dessen Hilfe nicht mehr vorrangig eine Fabel erzählt und transportiert werden soll. Vielmehr hebt dieses postmoderne Theater »durch konsequente Desemantisierung von Körper *und* Sprache die

5 Poschmann stellt fest, dass diese Strukturelemente des traditionellen Dramas auf vielfältige Weisen reflektiert werden: »Sie werden auch problematisiert durch Handlungslosigkeit in Dramaturgien der Statik bzw. der endlosen Wiederkehr, durch Reduktion des Personals auf entindividualisierte Schwundfiguren oder durch monologische bzw. chorische Gestaltung anstelle des Dialogs. Auf der anderen Seite spiegelt sich auch der gewandelte Status des Textes im Theater: Seine Behandlung als Material wird im Fragment- und (Zitat-) Collagecharakter der Texte selbst ebenso vorweggenommen wie seine Nutzung als ›sound pattern‹ und ›rhythmische Signifikantenstruktur‹ in der Rückkehr gebundener und rhythmisierter Verssprache; die Verdrängung des Wortes durch das Bild wird schließlich provokativ aufgenommen von AutorInnen, die das traditionelle Verhältnis von Haupt- und Nebentext umkehren oder nur noch eine einzige Textschicht anbieten.« (Poschmann 1997: 34f.) Die Relativierung des Textes führt somit zur Auflösung seines Körpers.

›semiotische Differenz‹ zwischen Körper und Sprache auf« (Poschmann 1997: 32), die noch das bürgerliche Theater geprägt hat: Der Körper wird zur Sprache, die Sprache macht den Körper, die Theatralität ist der Wahrnehmungsmodus dieses Prozesses.

Hans Thies Lehmann: *Postdramatisches Theater* (1999)

Lehmann macht die »Verbreitung und dann Allgegenwart der *Medien* im Alltagsleben seit den 1970er Jahren« (Lehmann 1999a: 22) für das Entstehen einer Theaterform verantwortlich, die er – in Abgrenzung vom ›traditionellen Drama‹ – als ›postdramatisches Theater‹ bezeichnet. Während bei jenem theatrale Mittel nur zur Exemplifikation des Dramentextes, seiner Fabel und seiner Figuren auf der Bühne dienten, präsentiert sich dieses als eines jenseits von Handlung und Illusionen, macht die Theaterzeichen selbst zum Inhalt und thematisiert somit zentral die veränderten Wahrnehmungsweisen vor dem Hintergrund einer umfassenden Medialisierung.

Der Schauspielerkörper als zentrales theatrales Zeichen verweigert im postdramatischen Theater den Signifikantendienst, es kommt »zu extremen Ausprägungen von unmittelbar sich aufdrängender, oft erschreckender Körperlichkeit«. (Lehmann 1999a: 163) Die Wendung ist somit eine paradoxe: »Indem der Körper nichts anderes als sich selbst vorzeigt, erweist sich die Abkehr vom Körper der Signifikanz und die Hinwendung zu einem Körper sinnfreier Geste (Tanz, Rhythmus, Anmut, Kraft, kinetischer Reichtum) als die äußerste denkbare Aufladung des Körpers mit einer das gesamte gesellschaftliche Dasein betreffenden Bedeutsamkeit.« (Lehmann 1999a: 164f.) Der Schauspielerkörper steht nicht mehr ›für etwas‹ ein, sondern ›für sich‹; er dient nicht mehr als bloßes Vehikel zum Transport einer Textbedeutung, sondern der ›eigentlich‹ sinnfreie Schauspielerkörper und seine theatralen Gesten werden in den Vordergrund gestellt und mit Bedeutung aufgeladen.

Im postdramatischen Theater wird somit der Körper verabsolutiert, Lehmann beschreibt Formen einer *autosuffizienten Körperlichkeit* und die Anwesenheit *devianter Körper* als Merkmale des postdramatischen Theaters. Dieses gehe »immer wieder über die Schmerzgrenze, um die Abspaltung des Körpers aus der Sprache zu revozieren und in das Reich des Geistes – Stimme und Sprache – die schmerz- und lustvolle Körperlichkeit wieder einzutragen«. (Lehmann 1999a: 163) Die Körper würden »zur Schlachtlinie, zum Kampfplatz, zur verstörenden Energie im neuen Theater«, und insbesondere die »Begegnung mit ihrer Physis selbst« (Lehmann 1999b: 18) könne von den BetrachterInnen als ›Schock‹ erfahren werden.

Die Funktion der SchauspielerInnen verschiebt sich: Sie thematisieren Subjektivität nicht mehr, indem sie in die Rolle stringenter Figuren schlüpfen, »sondern weil sie durch die Aufführung in Ausnahmezustände versetzt wer-

den und sich diesen für die Zuschauer aussetzen.«[6] (Roselt 2004: 176) Dies kann zum Beispiel bedeuten, dass sie an der Masse des schnell zu sprechenden Textes scheitern und mehrfach auf die Dienste der Souffleuse zurückgreifen müssen oder dass ihre Stimme als Effekt der ›Schreiwettbewerbe‹ auf der Bühne versagt.

An anderer Stelle thematisiert Lehmann, dass dem postdramatischen Theater innerhalb des Theaterdiskurses eine innovative Funktion zukommt, da die Theater noch nicht adäquat auf die neueren Ergebnisse geisteswissenschaftlicher Forschungen reagiert hätten. Zwar sei die postmoderne »Inhomogenität und Gespaltenheit des Subjekts« in der Philosophie heute ein »Gemeinplatz« geworden, diese Erkenntnis stoße aber in den Theatern noch immer auf Widerstände, »weil man dort oft genug unverdrossen an längst demontierten Vorstellungen von Ich, Handlung, tragischem Konflikt usw. festzuhalten wünscht.« (Lehmann 2004: 31)

Als einen jüngeren Theatermacher, dessen Arbeiten mit dem postdramatischen Paradigma verwandt seien, nennt er René Pollesch, der seit 2001 die Spielstätte Prater der Volksbühne Berlin am Rosa-Luxemburg-Platz leitet.[7] Polleschs Stück *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr*, das im Mai 2000 seine Premiere erlebte und Teil einer *Heidi Hoh*-Trilogie ist, wird sich diese Untersuchung im Folgenden exemplarisch zuwenden.

Körpercomputer und Restsubjekte in René Polleschs *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr* (2000)

Ähnlich wie Lehmann in seiner Bestimmung des politischen Theaters als einer ›Unterbrechung des Politischen‹, unterscheidet René Pollesch scharf zwischen dem politischen und dem theatralen Diskurs. Auf die Frage, ob er die Zuschreibung der Feuilletons, er gelte als *der* Globalisierungs- und Gesellschaftskritiker, zutreffend finde, verweist er auf politisch engagierte Gruppen, die auf diese Weise zu bezeichnen wären, während »ich lediglich herauszufinden versuche, wie man auf dem Theater darüber sprechen kann.« (Pollesch 2003b: 341) Tatsächlich lässt sich sein Stück *Heidi Hoh arbeitet hier nicht*

6 Zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommt Anna Opel, die unter dem Titel *Sprachkörper* Stücke von Werner Fritsch, Rainald Goetz und Sarah Kane untersucht: »Die Figur ist im engen Sinne nicht mehr ein Charakter, der sich einer Rhetorik bedient und der vieldeutig schweigen kann, weil er in ein tragendes szenisches Setting eingebunden ist, sondern er ist ein Sprachträger, der aus dem Duktus der Sprache und ihrem Rhythmus besteht.« (Opel 2002: 180)

7 Vgl. Lehmann 1999a: 25. Inzwischen ist Pollesch bereits mit einigen Auszeichnungen dekoriert worden, u.a. gewann er 2001 und 2006 den Mülheimer Dramatikerpreis (2006 auch den dortigen Publikumspreis), 2002 wurde er von der Fachzeitung *Theater heute* als Dramatiker des Jahres ausgezeichnet.

mehr als eine Auseinandersetzung mit den veränderten Arbeitsbedingungen unter dem globalisierten Kapitalismus verstehen.

Im Zentrum des Stücks stehen drei Figuren, die als »Subjekte der Globalisierung« (H 31)[8] angekündigt werden. Die Namen der Figuren sind ähnlich beliebig wie die Identitäten globalisierter Subjekte, sie heißen Heidi Hoh, Gong Scheinpfluganova und Bambi Sickafossa. Nur Heidi Hoh werden Bruchstücke einer Biografie zugeschrieben, sie wechselt jedoch im Laufe des Stückes sprunghaft ihre Berufe, Bambi Sickafossa thematisiert unvermittelt, dass sie übrigens Mutter sei, diese Zuschreibungen bleiben relativ beliebig. Auffällig ist, dass in der Textversion des Stückes vor den jeweiligen Dialogzeilen die Namen der Schauspielerinnen, nicht jene der Figuren verzeichnet sind.[9]

Ganz im Sinne von Deleuze und Sennett proklamiert Pollesch die Abschaffung des autonomen Subjekts unter den herrschenden Arbeitsverhältnissen. (Vgl. Pollesch 2003b: 342) Die drei Schauspielerinnen seines Stückes tauschen folglich Partikel ökonomischer, (bio)politischer, medialer und alltäglich-restringierter Diskurse miteinander aus und führen auf diese Weise »unsere Weltsicht als eine immer schon vorproduzierte, dem Subjekt vorgängige Diskursschleife vor, aus der kein Entrinnen möglich ist« (Bloch 2004: 65): Autonomie ist nur kontrolliert zu haben und selber ein machtproduziertes Konstrukt.[10] Pollesch will sich gerade von der psychologischen Figurenführung des bürgerlichen Theaters, die auf der Idee des autonomen Subjekts beruht, absetzen: »Die Wirkungslosigkeit der Angriffe auf das konventionelle Theater bringt einen um den Verstand. […] Tatsächlich hat sich die Psychologie im Theater durchgesetzt. Und das ist echt tödlich. […] Jeder versucht, seine Konflikte mit Psychologie zu erklären und in den Griff zu bekommen.« (Pollesch, zit. n. Raddatz 2007: 206)

Anders bei Pollesch, in dessen Texten keine Psychologie mehr helfen kann. In *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr* reflektieren die Schauspielerinnen ›Rolli‹, ›Anja‹ und ›Susanne‹ über zahlreiche Probleme der Globalisie-

8 Das Stück *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr* (Pollesch 2003a) wird im Folgenden mit der Sigle H abgekürzt.

9 Dabei handelt es sich um ›Rolli‹, ›Anja‹ und ›Susanne‹, die für Elisabeth Rolli, Anja Schweitzer und Susanne Abelein stehen. Pollesch fungiert im Regelfall bei seinen Stücken auch als Regisseur und gibt sie nicht zum Nachspielen frei, weshalb diese textliche Fixierung auf einen Schauspielerinnen-Namen tatsächlich beständig bleiben kann.

10 Jens Roselt bezeichnet diese Form mehrdeutiger Rede als ›zentrifugal‹, weil sie eine Selbstvergewisserung oder einen Dialogversuch mit den anderen Schauspielerinnen oder dem Publikum bedeuten kann, sowie das extreme Spiel der Schauspielerinnen, das sich gegen jede psychologische Figurenkonstruktion verweigert und »eine Art Umstülpung der Innerlichkeit« bedeute. (Roselt 2004: 173)

rung und der flexibilisierten kapitalistischen Arbeitsverhältnisse, wie Formen von emotionaler und sexueller Ausbeutung (H 55, 74, 93), die freundliche Übernahme von Unternehmensleitsätzen zur Produktion einer ›produktiven Subjektivität‹ (H 46) oder die ständig wechselnden und teilweise abseitigen Jobs, die Heidi Hoh ausführen muss, als Teleheimarbeiterin, Mietwagenhostess im Toyota-Showroom, Mikrophonständer, Vinylplatte, Müllwagenfahrer und Prostituierte. (H 35, 47, 55, 71, 78, 83)

Bezogen auf die Körperlichkeit werden biopolitische Diskurse und die Cyborg-Theoreme Haraways aufgerufen. Gegen die Präsenz der »Klon-Konzerne« und die Forschungen zur gentechnischen Entschlüsselung der Menschen wünscht sich ›Rolli‹ ihre ›Ent-Humanisierung‹, denn sie will zur Puppe werden, in einem Kaufhaus sitzen und ihre Plastiklider auf- und zuklappen. (H 56) In ihren widersprüchlichen Ausführungen kann sie sich jedoch auch vorstellen, sich gentechnisch entschlüsseln zu lassen – »vielleicht hilft das!« –, um in dem Widerspruch zu enden: »Ich möchte eine gentechnisch entschlüsselte Puppe sein, sonst halte ich das alles nicht aus.« (H 57)

An einer anderen Stelle berichtet ›Rolli‹ von ihren Erfahrungen als Mietwagenhostess, die im Toyota-Showroom auf die zu vermietenden Autos zeigen muss (wobei dieses ›Zeigen‹ auch schon mal ein Schlag mit dem Baseballschläger sein kann; H 49) und dabei einen ›Körpercomputer‹ um die Taille trägt, der mit ihr verschmilzt und sie zu einem Cyborg macht: »Da sind Dinge, die denken, und [...] durch meine Haut leuchten, und ich bin irgendwie das. [...] Ich bin Disco! Da sind all diese Autos, und ich steh da mit einem Körpercomputer, und ich WEISS NICHT, WAS ICH JETZT MACHEN SOLL«. (H 41) Während Haraway den Cyborgs eine politisch-dekonstruktive Funktion zuschreibt, indem sie binäre Denkmodelle schwächen und aufzulösen helfen, zeigt ›Rolli‹, dass die Etablierung von Cyborgs unter dem globalisierten Kapitalismus nur ein Schritt in neue Formen der Unterdrückung darstellt: »Ich werde von einem Wirklichkeitsraum gefickt, und das ist die verdammte DEUTSCHE BANK!« (H 84) Zwar äußern die Schauspielerinnen unter dem Arbeitsdruck neoliberaler Verhältnisse Vernichtungsfantasien, diese fallen jedoch nur auf sie selbst zurück: »LASS UNS KAUFHÄUSER ABSCHIESSEN!«, sagt Susanne, und Anja richtet diese Aggression gegen ihren eigenen Körper: »ICH WILL MEIN LEBEN ABKNALLEN!« (H 68) Jeder Versuch der Befreiung aus den herrschenden Verhältnissen und Diskursen kann auf der Textebene nur zur Selbstzerstörung und Auflösung der Figuren führen.

Bemerkenswert ist jedoch, dass die Schauspielerinnenkörper auf der Bühne einen Gegendiskurs installieren. Sprechen sie die Texte von ›Heidi‹, ›Gong‹ und ›Bambi‹, so machen sie dies als ›Rolli‹, ›Anja‹ und ›Susanne‹, als drei ›reale‹ Subjekte der Globalisierung bei ihrer Berufsausübung, die – ganz wie ›Heidi‹, ›Gong‹ und ›Bambi‹ unter den Diskursen – von ihren Aufgaben

dauerhaft überfordert werden, müssen sie doch eine große Textmenge in einer hohen Geschwindigkeit reproduzieren, was nur scheitern und die Fehlbarkeit des menschlichen Körpers vorführen kann. Teilweise treten die Schauspielerinnen in Polleschs Stücken »in einen Dialog mit Souffleuren ein, die oft ganze Dialogstellen alleine sprechen, während die erschöpften Darsteller zuhören und auf den geeigneten Moment warten, wieder in den Theoriegroove zu kommen.« (Diederichsen 2002: 59) In einer anderen Inszenierung verfallen bei Texthängern die »Schauspielerinnen in infernalisches Kreischen«, was der Souffleuse ihr Eingreifen signalisiert und wodurch gerade der »Ausfall ihrer Protagonisten, der auch als stimmliche Überforderung, mithin einsetzende Heiserkeit, erfahrbar gemacht werden kann« (Roselt 2004: 174), ausgestellt wird.

Doch die Präsenz des Körperlichen auf der Bühne – wider seine Unterwerfung auf der textlichen Ebene – wird auch durch eine andere radikale Geste deutlich: Alle im Text in Kapitalen gesetzten Passagen werden von den Schauspielerinnen geschrieen. Dabei handelt es sich bevorzugt um gegenseitige Beschimpfungen wie »FICKSAU!« (H 99), Sätze der Verzweiflung wie »ICH WILL DIESES LEBEN NICHT MEHR FÜHREN!!« (H 58) oder »WIR SIND SO VERZWEIFELT!« (H 99) oder ein leeres »AAAAHHHH!« (H 33). Während Frauke Meyer-Gosau diese ›Schreiwettbewerbe‹ als existenzialistische Rufe nach einem »lebendigen Gegenüber« (Meyer-Gosau 2003: 23) und somit als Sehnsucht nach Überwindung der postmodernen Zersplitterung versteht, hat Natalie Bloch einleuchtend gezeigt, dass in *Heidi Hoh arbeitet nicht mehr* der Schauspielerkörper letztlich nicht stilisiert oder absolutiert wird, wie Lehmann es in seiner Beschreibung des postdramatischen Theaters darstellt. Das Aufschreien führt vielmehr »die Rückkopplung der Diskurse an den Körper und dessen Kapazitäten« vor und lässt diesen »in seiner Fehlbarkeit individuell hervortreten«. (Bloch 2004: 68) Für diesen widerständigen Körper, der gerade an die Grenzen seiner Leistungsfertigkeit und stimmlichen Belastung geführt wird und im Scheitern an diesen Begrenzungen als zwar verstümmeltes, aber eben noch vorhandenes Subjekt hervortritt, wählt Bloch den Begriff des ›Restsubjekts‹.[11]

11 In einem jüngeren Text schreibt Bloch: »Der renitente Rest, der hier schreit, was er nicht möchte […], und sich in sinnlosen Aktionen ausagiert, deutet auf ein Restsubjekt, das vehement versucht, sich in den komplexen diskursiven Vorgängigkeiten zu orientieren. Obwohl an Körpercomputer angeschlossen, durch Diskurse und Sprechweisen gebeutelt, geht das Subjekt nicht in diesen Verhältnissen unter, denn es kann immerhin noch im Versuch des Anschlusses und der Übersetzung der gegenkulturellen Theorien auf die eigene Lage die Lautstärke aufdrehen und lauthals protestieren (was im Theaterraum oft sehr komisch wird).« (Bloch 2007: 111)

›Stöpsel dich nicht allzu tief ein in das Netz, das du ablehnst‹ – ein Fazit

Die Gesellschaft ist Theater, der Körper eine Inszenierung und Identität eine Performanz – diese postmodernen Beschreibungen markieren eine Epoche, in der Wahrheit nur als sprachliches Konstrukt und Realität als Zeichenstruktur vermittelbar ist. Im spezifischen Diskurs des Theaters, der seine staatstragende Funktion schon lange verloren hat, werden diese Entwicklungen innerhalb eines Aufführungsereignisses mit Schauspielerkörpern reflektiert.

Seit den 1980er Jahren lässt sich der Trend beschreiben, dass Inszenierungen nicht mehr dazu dienen, Theatertexte und ihre Bedeutung mit theatralen Mitteln auf der Bühne umzusetzen, sondern die – sich teilweise selbstreflexiv gegen die tradierten Dramenkategorien stellenden – Texte und die theatralen Mittel gleichberechtigt zu behandeln. Im ›postdramatischen Theater‹ wird die semiotische Differenz zwischen Körper und Sprache aufgehoben, die Schauspielerkörper setzen sich Ausnahmezuständen aus, führen sich selbst als autosuffizient oder deviant vor und thematisieren auf diese Weise die Inhomogenität und Gespaltenheit des von der Aufklärung als Einheit postulierten Subjekts.

Am Beispiel des Theaterstücks *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr* von René Pollesch konnte gezeigt werden, wie in der Gegenwartsdramatik der globalisierte Kapitalismus, die veränderten Arbeitsverhältnisse und die modifizierten Körperzurichtungen thematisiert werden. Auf der Textebene werden die drei Figuren als Teil der deleuzianischen Kontrollgesellschaft vorgeführt, unter deren Diskursen ihre flexiblen Körper fragmentarisiert, zugerichtet und ausgebeutet werden. Jede Behauptung von Subjektivität, Innerlichkeit und Emotionalität wird ausbeutbar gemacht, das immer wieder geäußerte widerständige Begehren richtet sich letztlich ziellos gegen die Phänomene der Außenwelt und zugleich gegen die eigenen Körper. Aus dem Universum der neoliberalen Diskurse gibt es kein Entkommen, die Geschlechtskörper werden performativ konstruiert, jedoch nicht resignifiziert. Auch die Destabilisierung der hegemonialen binären Kategorien durch Cyborgs, wie sie von Haraway beschrieben wurde, kann nicht verhindern, dass den Körper(computer)n ständig Gewalt angetan wird, gegen die sie sich nicht wehren können.

Verhandelt der Theatertext somit aktuelle theoretische Beschreibungen von Körperlichkeit – in illustrierender wie auch in kritisierender Weise –, so führt er auch die diskursive Produktion und Zurichtung der Körper, die immer schon von Macht durchdrungen sind, vor. Es lässt sich jedoch bei Pollesch von einer »Trennung von Körper und Rede« (Schößler 2004: 21), einem entscheidenden Merkmal postdramatischer Inszenierungspraxis, sprechen, denn im Gegensatz zu ihrem Text führen die Schauspielerinnenkörper in der Inszenierung einen verstümmelten, jedoch unkorrumpierten ›Restkörper‹ vor. Die-

ser bricht während der Erfüllung seiner beruflichen Pflichten durch die textliche und performative Überbelastung unkontrolliert und spontan zusammen – verschwindet jedoch nicht und führt somit den unhintergehbaren ›Rest‹ vor, der unter allen diskursiven Rechenspielen mit dem Humankapital bestehen bleibt. Der scheiternde Schauspielerinnenkörper auf der Bühne stellt sich gleichsam den verschwindenden Dialogversuchen in den Weg. Auch wenn Widerstand nicht mehr möglich ist, ein körperlicher Rest bleibt übrig und in ihm ein letztes Begehren.

Enthusiastisch verlieh der Aufklärer Immanuel Kant noch 1784 seiner Hoffnung Ausdruck, dass »die Menschengattung in weiter Ferne [...] sich endlich doch zu dem Zustande empor arbeitet, in welchem alle Keime, die die Natur in sie legte, völlig können entwickelt und ihre Bestimmung hier auf Erden kann erfüllet werden.« (Kant 1993: 49) ›Menschengattung‹? ›Natur‹? ›Keime‹? ›Bestimmung‹? Zweihundert Jahre später zielen die Anweisungen in den Körperproduktionsanstalten hier auf Erden in eine andere Richtung: While getting lashes or electrifications you must not cry at all.

Auf der Körperproduktionsanstalt ›Theaterbühne‹, die nach anderen Regeln funktioniert, schreit die Schauspielerin ›Susanne‹ unterdessen: »HÖR AUF, FICKSAU!« (H 100) Und man weiß nicht, ob sie ›Anja‹ meint oder ›Rolli‹ oder sich oder uns oder vielleicht doch das Leben im Allgemeinen. Habe Mut, dich deiner eigenen Stimmbänder zu bedienen. Die Gegenwart: eine Schwundstufe der Aufklärung. AAAAHHHH!

Literatur

Benthin, Claudia/Gadebusch, Mariacarla (2003): »Körper und Buch«. In: Ulrike Zeuch (Hg.), Verborgen im Buch, verborgen im Körper. Haut zwischen 1500 und 1800, Wiesbaden: Harassowitz, S. 85-130.

Bessing, Joachim (Hg.) (1999): Tristesse royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre, Berlin: Ullstein.

Bloch, Natalie (2004): »Popästhetische Verfahren in Theatertexten von René Pollesch und Martin Heckmanns«. Deutschunterricht 56 H. 2, S. 57-70.

Bloch, Natalie (2007): »›ICH WILL NICHTS ÜBER MICH ERZÄHLEN!‹ Subversive Techniken und ökonomische Strategien in der Theaterpraxis von René Pollesch«. In: Thomas Ernst/Patricia Gozalbez Cantó/Sebastian Richter/Nadja Sennewald/Julia Tieke (Hg.), SUBversionen. Zum Verhältnis von Politik und Ästhetik in der Gegenwart, Bielefeld: Transcript.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Deleuze, Gilles (1993): »Postskriptum über die Kontrollgesellschaft«. In: Ders., Unterhandlungen 1972-1990, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 254-261.

Diederichsen, Diedrich (2002): »Denn sie wissen, was sie tun. Das kulturtheoretische Theater René Polleschs«. Theater heute 43 H. 3, S. 56-63.

Fischer-Lichte, Erika (1999): »Transformationen. Zur Einleitung«. In: Erika Fischer-Lichte/Doris Kolesch/Christel Weiler (Hg.), Transformationen. Theater der neunziger Jahre, Berlin: Theater der Zeit, S. 7-12.

Fischer-Lichte, Erika (2005): »Diskurse des Theatralen«. In: Erika Fischer-Lichte/Christian Horn/Sandra Umathum/Matthias Warstat (Hg.), Diskurse des Theatralen, Tübingen, Basel: Francke, S. 11-32.

Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Haraway, Donna (1995): »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«. In: Dies., Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt/M. u.a.: Campus, S. 33-72.

Jaumann, Peter (1994): Körpertexte – Textkörper. Materialismus, Poetik und Literatur in der Aufklärung, München: Iudicum.

Kant, Immanuel (1993): »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«. In: Ders., Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik I. Werkausgabe Band XI. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 33-50.

Landfester, Ulrike (2003): »Beschriebene Haut: Eine kleine Kulturgeschichte der Tätowierung«. In: Ulrike Zeuch (Hg.), Verborgen im Buch, verborgen im Körper. Haut zwischen 1500 und 1800, Wiesbaden: Harassowitz, S. 175-184.

Lehmann, Hans-Thies (1999a): Postdramatisches Theater. Essay, Frankfurt/M.: Verlag der Autoren.

Lehmann, Hans-Thies (1999b): »Die Gegenwart des Theaters«. In: Erika Fischer-Lichte/Doris Kolesch/Christel Weiler (Hg.), Transformationen. Theater der neunziger Jahre, Berlin: Theater der Zeit, S. 13-26.

Lehmann, Hans-Thies (2002): »Wie politisch ist postdramatisches Theater? Warum das Politische im Theater nur die Unterbrechung des Politischen sein kann«. In: Ders., Das Politische Schreiben. Essays zu Theatertexten, Berlin: Theater der Zeit, S. 11-21.

Lehmann, Hans-Thies (2004): »Just a word on a page and there is the drama. Anmerkungen zum Text im postdramatischen Theater«. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), Theater fürs 21. Jahrhundert. Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband, München: edition text + kritik, S. 26-33.

Meyer, Thomas/Kampmann, Martina (1998): Politik als Theater. Die neue Macht der Darstellungskunst, Berlin: Aufbau.

Meyer-Gosau, Frauke (2003): »Ändere dich, Situation!« In: René Pollesch, World Wide Web-Slums, Reinbek: Rowohlt, S. 9-26.

Münkler, Herfried (2001): »Die Theatralisierung der Politik«. In: Josef Früchtl/Jörg Zimmermann (Hg.), Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 144-163.

Opel, Anna (2002): Sprachkörper. Zur Relation von Sprache und Körper in der zeitgenössischen Dramatik – Werner Fritsch, Rainald Goetz, Sarah Kane, Bielefeld: Aisthesis.

Pollesch, René (2003a): »Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr«. In: Ders., World Wide Web-Slums, Reinbek: Rowohlt, S. 29-100 [zitiert mit der Sigle »H«].

Pollesch, René (2003b): »Ich bin Heidi Hoh. René Pollesch im Gespräch mit Jürgen Berger«. In: Ders., World Wide Web-Slums, Reinbek: Rowohlt, S. 341-348.

Poschmann, Gerda (1997): Der nicht mehr dramatische Text. Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse, Tübingen: Niemeyer.

Raddatz, Frank-M. (2007): »Penis und Vagina, Penis und Vagina, Penis und Vagina. René Pollesch über Geschlechterzuschreibungen, das Normale als Konstruktion und die Theoriefähigkeit des Alltags«. In: Ders., Brecht frißt Brecht. Neues Episches Theater im 21. Jahrhundert, Berlin: Henschel, S. 195-213.

Roselt, Jens (2004): »In Ausnahmezuständen. Schauspieler im postdramatischen Theater«. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), Theater fürs 21. Jahrhundert. Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband, München: edition text + kritik, S. 166-176.

Schlingensief, Christoph/Hegemann, Carl (1998): Chance 2000. Wähle dich selbst, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Schößler, Franziska (2004): Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre, Tübingen: Narr.

Schumacher, Eckhard (2002): »Performativität und Performance«. In: Uwe Wirth (Hg.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 383-402.

Warstat, Matthias (2005): »Theatralität der Macht – Macht der Inszenierung. Bemerkungen zum Diskussionsverlauf im 20. Jahrhundert«. In: Erika Fischer-Lichte/Christian Horn/Sandra Umathum/Matthias Warstat (Hg.), Diskurse des Theatralen, Tübingen, Basel: Francke, S. 171-190.

Empire, Terror und bedrohte Leiblichkeit in Conan Doyles frühen Sherlock Holmes-Erzählungen *A Study in Scarlet* (1887) und *The Sign of the Four* (1889)

ANSGAR WARNER

Der Traum vom kollektiven Körper

Die wohl berühmteste Verkörperung der Macht stammt aus dem 17. Jahrhundert: es ist der Leviathan des Thomas Hobbes. Auf dem eindrucksvollen Titelkupfer der gleichnamigen Staatstheorie[1] wächst aus dem Meer ein Riese empor. Der allmächtige Weltherrscher erhebt sich über die Häuser einer Stadt, in den Händen hält er Zepter und Schwert. Über seinem Haupt schwebt ein Spruchband mit einem Motto aus dem Buch Hiob: »Es gibt keine Macht auf Erden, die mit ihm verglichen werden kann« (»Non est potestas super terram quae comparetur ei«). Auch wenn es sich bei Hobbes' Leviathan um eine Idealvorstellung staatlicher Allmacht handelt, fällt doch eins ins Auge: Der Riese hat ein menschliches Antlitz und einen menschlichen Körper, die Größe allein macht ihn zu jenem Ungeheuer, dessen langer Schatten bis in die Gegenwart reicht. Der Riese in menschlicher Gestalt zeigt, wie eng das abstrakte Prinzip der Macht doch an den Menschen gebunden bleibt. Macht wirkt nicht nur zwischen Körpern, sie muss verkörpert werden, um wirken zu können, und die Körperlichkeit bestimmt zugleich ihre Möglichkeiten und Grenzen.

Wenn der Schatten des Leviathan bis in unsere Zeit reicht, welche Macht kann heute mit ihm verglichen werden? Kurz nach dem 11. September 2001

1 Die Aspekte des vollständigen zeitgenössischen Titels (*Leviathan or the Matter, Forme and Power of A Commonwealth Ecclesiasticall and Civil*) werden durch die allegorischen Abbildungen auf dem Titelbild veranschaulicht, im Zentrum steht allerdings tatsächlich das »Ungeheuer« Leviathan.

hat der Kunsthistoriker Horst Bredekamp die brennenden Türme des World Trade Centers als Anti-Leviathan bezeichnet: die Globalisierung habe »in Form einer Ikone des internationalen Terrorismus ein Bildgesicht bekommen«.[2] (Bredekamp 2001: 26) Wenn es sich bei der Globalisierung um den negativen (Anti-)Leviathan unserer Tage handelt, dann ist dieser neue Leviathan zwar unsichtbar, doch zugleich allgegenwärtig: Immense Warenströme bewegen sich auf Containerschiffen über alle Weltmeere, Öl fließt barrelweise durch Pipelines, phantastische Geldbeträge rasen als Bits und Bytes mit Lichtgeschwindigkeit durch Datenleitungen. In den Metropolen der Industrieländer verkünden die spiegelnden Fassaden der Wolkenkratzer von der ökonomischen und politischen Macht transnationaler Unternehmen. Sie nennen sich »Corporations«, doch diese Körperschaft ist nur eine juristische Fiktion. Natürlich gibt es so etwas wie eine herrschende Klasse von Funktionären und Managern. Ein internationales Jet-Set, das sich zwischen den Business Lounges der Flughäfen und den Lobbys der Parlamente bewegt, doch auch das Jet-Set bleibt in der Masse merkwürdig körperlos.

Die Philosophen Michael Hardt und Antonio Negri bezeichnen dieses noch diffuse Wesen als »Herrschaftsapparat, der Schritt für Schritt den globalen Raum in seiner Gesamtheit aufnimmt, ihn seinem offenen und sich weitenden Horizont einverleibt«. (Hardt/Negri 2002: 10) Zunächst noch namenlos, scheint das Wesen der politischen und wirtschaftlichen Globalisierung aber zumindest einen Körper zu haben, denn es verleibt sich etwas ein, besser gesagt, er verleibt sich alles ein: wir sind selbst ein Teil von ihm. Hardt und Negris Globalisierungs-Theorie schließt sich damit an eine archetypische Körperphantasie an, die schon Michel Foucault als utopischen »Traum von einem riesigen, überdimensionalen Körper, der den Raum verschlingt und die Welt beherrscht«, bezeichnet hat. (Foucault 2005: 31) Der Name, den Hardt und Negri schließlich dem Kollektivkörper des 21. Jahrhunderts geben, klingt verblüffend bekannt: »Empire«. Ist das »Empire« wirklich ein »politische[s] Subjekt«, eine »souveräne Macht, welche die Welt regiert«? (Hardt/Negri 2002: 9) Und wenn ja, wie sieht es eigentlich aus!?

Die geistesabwesenden Imperialisten

Das Problem der Verkörperung ist mit der Begriffswahl metonymisch verschoben, ohne das eigentliche Problem zu lösen. Den Zeitgenossen des britischen Empires, das Hardt und Negri als Vorbild für ihr modernes »Empire« gewählt haben, war die längste Zeit nicht einmal bewusst, dass sie überhaupt

2 Die Antwort auf den weltweiten Terrorismus führe möglicherweise, so Bredekamp, zur »Reanimation« des alten Leviathan in transnationaler Form. (Bredekamp 2001: 26)

im Zentrum eines weltumspannenden imperialen Systems lebten. Eine aktuelle Studie des britischen Historikers Bernard Porter legt nahe, dass bis zum Ende des 19. Jahrhunderts das britische Empire als Idee kaum eine Rolle in der öffentlichen Kommunikation spielte. Porters funktionalistische Quintessenz lautet sogar: »It [das Empire, A.W.] did not need them [die britische Öffentlichkeit, A.W.], and they did not need it.« (Porter 2005: 164) Der Titel der Studie (*The absent minded imperialists*) bezieht sich auf eine Formulierung J.R. Seeleys von 1883. Der britische Historiker stellte in seinen populärwissenschaftlichen Vorlesungen über die »Expansion of England« fest, das koloniale Weltreich sei geradezu in einem Zustand der Geistesabwesenheit entstanden: »There is something very characteristic in the indifference which we show towards this mighty phenomenon of the diffusion of our race and the expansion of our state. We seem, as it were, to have conquered and peopled half the world in a fit of absence of mind.« (Seeley 1883: 2)

In den 1880er Jahren ändert sich diese Form imperialer »Bewusstlosigkeit« jedoch schlagartig, unter anderem deshalb, weil durch die Konfrontation mit anderen Kolonialmächten das Empire in eine Krise gerät. Insofern beginnt mit Seeleys populärwissenschaftlichen Vorlesungen über die »Expansion of England« eine Periode der Bewusstwerdung globaler Zusammenhänge, die durchaus mit unserer Gegenwart vergleichbar ist. Schon damals hatte eine Revolution von Verkehrs- und Kommunikationstechnik die Voraussetzung geschaffen, Orte auf der ganzen Welt in einen neuen Zusammenhang zu bringen, einen globalen imperialen Körper zu schaffen: »Science has given to the political organism a new circulation, which is steam, and a new nervous system, which is electricity«, konnte bereits Seeley mit Blick auf das globale britische *Commonwealth* feststellen (ein »Organismus«, dessen Territorium immerhin ein Viertel der Erdoberfläche umspannte). (Seeley 1883: 86)

Zur imperialen Bewusstwerdung dieser Zeit gehört offenbar eine besondere Sensibilisierung für die körperlichen Aspekte des Imperialismus, eine Sensibilisierung, die eigentlich auch nahe lag. Bereits Hobbes' berühmter Leviathan illustriert die direkte Verbindung zwischen (imperialem) Staatskörper und dem individuellen Körper. Zwar sind auf dem Titelkupfer die einzelnen Menschen, die im Schatten des Riesen stehen, winzig wie Ameisen. Doch schaut man genau hin, ist eben auch der Riese nur ein Artefakt, ein »künstlicher Mensch« (»artificial man«) bzw. »sterblicher Gott« (»mortal god«), der aus unzähligen (Männer-)Körpern gebildet wird.[3]

3 Im Leviathan heißt es dazu: »For by art is created that great LEVIATHAN called a COMMONWEALTH, or STATE (in Latin, CIVITAS), which is but an artificial man, though of greater stature and strength than the natural, for whose protection and defence it was intended« (Hobbes 1651: Introduction) bzw. »the multitude so united in one person is called a COMMONWEALTH; in Latin, CIVITAS. This is the generation of that great LEVIATHAN, or rather, to speak

Das Schicksal des modernen Staatskörpers war also an die körperliche Verfassung der einzelnen Körper geknüpft, und das bis hin zur Sterblichkeit des Gesamtkörpers. Es droht jedoch nicht nur die physische Zerstörung, sondern der Verfall von innen, ein für Imperien typisches Phänomen, das durch die Rückwirkungen der Peripherie auf das Zentrum verursacht wird. Ein historisches Beispiel für den Niedergang eines imperialen Staatskörpers durch den Verfall individueller Körperlichkeit hatte mehr als hundert Jahre nach Hobbes Edward Gibbons berühmte Studie *The History of The Decline and Fall of the Roman Empire* (1776ff.) geliefert. Die Gründe für den Untergang des antiken Weltreichs sah der britische Historiker unter anderem in der Dekadenz des römischen Bürgertums, genauer gesagt in einer Form kulturellen Wandels, die in direktem Zusammenhang mit der imperialen Einverleibung des Orients stand. Eine besondere Gefahr schien für Gibbon dabei in der Effeminisierung des Männerkörpers zu bestehen: »Rome was humbled beneath the effeminate luxury of Oriental despotism« lautet eine von Gibbons zentralen Diagnosen. (Gibbon 1776: I, 148)

Doch das britische Empire war einer zweifachen körperlichen Bedrohung ausgesetzt. Einerseits, ganz im Sinne des von Gibbon eingeführten Arguments, durch orientalische Dekadenz, die sowohl Psyche wie Physis angreift, andererseits aber bereits durch die schiere physische Überanstrengung. Der einzelne Körper ist, wie sich leicht einsehen lässt, nur begrenzt belastbar: Er mag einen Teil der Macht verkörpern, doch ist er bei der Ausübung von Herrschaft dem unmittelbaren Verschleiß ausgesetzt. Mit anderen Worten: räumlich ausgedehnte Herrschaft ist anstrengend, und oft so anstrengend, dass sie zum »imperial overstretch« führt.[4] Stellvertretend für die physischen Belastungen, denen der einzelne Körper exponiert sein konnte, sei hier aus der populären Lebens- und Leidensgeschichte eines britischen Militärarztes zitiert, der am Afghanistan-Krieg des Jahres 1878 teilnahm:

»The campaign brought honours and promotion to many, but for me it had nothing but misfortune and disaster. I [...] served at the fatal battle of Maiwand. There I was struck on the shoulder by a Jezail [bezieht sich auf den Namen eines traditionellen Gewehrs, A.W.] bullet, which shattered the bone and grazed the subclavian artery. [...] Worn with pain, and weak from the prolonged hardships which I had undergone,

more reverently, of that mortal god to which we owe, under the immortal God, our peace and defence.« (Hobbes 1651: Teil 2, Kap. XVII)

4 Mit diesem Begriff hat Paul Kennedy in seiner Studie *The Rise and Fall of the Great Powers* (1987) die ökonomische, geographische oder militärische Überdehnung bezeichnet, die letztlich zum Zusammenbruch großer Reiche führt. Roger Burbach und Jim Tarbell zufolge (Imperial Overstretch: George W. Bush and the Hubris of Empire, 2004) ist im Fall der USA dieser Überlastungspunkt nach dem September 2001 unter der Regierung von George W. Bush erreicht worden.

I was removed, with a great train of wounded sufferers, to the base hospital at Peshawar. Here I rallied, and had already improved [...] when I was struck down by enteric fever, that curse of our Indian possessions. For months my life was despaired of, and when at last I came to myself and became convalescent, I was so weak and emaciated that a medical board determined that not a day should be lost in sending me back to England.« (Doyle 1892: 8)

Körperlichkeit, Kokainsucht & Kriegsverletzungen

Der Autor der zuvor zitierten Erinnerungen ist kein x-beliebiger Arzt: Es handelt sich um die *Reminiscences of John H. Watson, M.D., Late of the Army Medical Department*. Und damit also um Dr. Watson, den ebenso berühmten wie fiktiven Begleiter von Arthur Conan Doyles Meisterdetektiv Sherlock Holmes.[5] Die ersten beiden Holmes-*Stories* – *A Study in Scarlet* sowie *The Sign of the Four* – sind 1887 bzw. 1889 erschienen, fallen also genau in den für die beginnende Selbstwahrnehmung des britischen Empires kritischen Zeitraum. Deutlich dezentral sind bereits die von Doyle verwendeten Handlungsorte: Neben Afghanistan und Indien spielt auch der »wilde« Westen der USA eine wichtige Rolle. Damit geht ein spezifisch imperiales Bedrohungsszenario einher: Die Gefahren aus der Peripherie dringen in das Zentrum – d.h. London – ein. Viele dieser Bedrohungen sind körperlicher Natur, und somit liegt es nahe, einen besonderen Blick auf die hier zu Tage tretenden Körperinszenierungen zu werfen, und nach ihrer Einbettung in die imperiale Kultur zu fragen.

Zudem sind die aus Dr. Watsons Perspektive erzählten Sherlock-Holmes-Abenteuer rein formal medizinische »Fall-Geschichten«, die als solche ein besonderes Augenmerk auf anatomische bzw. physiologische Zusammenhänge legen.[6] Wie schon zu sehen war, beginnt Watson die erste Fallgeschichte (*A Study in Scarlet*) mit einer Bilanz des eigenen körperlichen Verfalls im Dienste des Empires. Doch auch der Amateurkriminologe Holmes ist an der Diagnose körperlicher Zustände interessiert, sie sind sogar eine wichtige Grundlage seiner deduktiven Methodik. Dabei stützt sich Holmes auf eine Art experimentelle Forensik, die den heutigen Lesern nicht ganz unbekannt vorkommen dürfte, sind doch die Rechtsmediziner und Pathologen im Krimi-

5 In einem vergleichbaren Zustand physischer Erschöpfung kehrt übrigens auch der Abenteurer Carnehan in Rudyard Kiplings 1888 erschienener Satire *The Man who would be King* aus Pakistan zurück.

6 Arthur Conan Doyle selbst praktizierte bis in die 1890er Jahre als Arzt für Allgemeinmedizin, bis er diese Profession u.a. wegen der im *Strand-Magazine* veröffentlichten Sherlock-Holmes-Geschichten zugunsten einer schriftstellerischen Karriere aufgab. Ähnlich wie die Romanfigur Dr. Watson war auch Doyle für einige Zeit als Militärarzt tätig, allerdings ein Jahrzehnt später während des Burenkrieges.

Genre inzwischen zu Serienstars avanciert. (Vgl. Brittnacher 2004) Watson allerdings zeigt sich – stellvertretend für die zeitgenössischen Leser – überaus irritiert, als man ihm von merkwürdigen Experimenten berichtet, die Holmes im Seziersaal eines Krankenhauses anstellt:

»›When it comes to beating the subjects in the dissecting-rooms with a stick, it is certainly taking rather a bizarre shape.‹
›Beating the subjects!‹
›Yes, to verify how far bruises may be produced after death. I saw him at it with my own eyes.‹
›And yet you say he is not a medical student?‹
›No. Heaven knows what the objects of his studies are.‹« (Doyle 1892: 16)

Ebenso begabt ist Holmes jedoch bei der »Autopsie« lebender Körper. Beim ersten Zusammentreffen mit Watson, das im chemischen Labor eines Krankenhauses stattfindet, bezieht sich seine Eingangsbemerkung auf den körperlichen Zustand des Arztes: »You have been to Afghanistan, I perceive«. (Doyle 1892: 18) Was Watson verblüfft, ist für Holmes jedoch eine ganz selbstverständliche Schlussfolgerung anhand des »corpus delicti«:

»The train of reasoning ran, ›Here is a gentleman of a medical type, but with the air of a military man. Clearly an army doctor, then. He has just come from the tropics, for his face is dark, and that is not the natural tint of his skin, for his wrists are fair. He has undergone hardship and sickness, as his haggard face says clearly. His left arm has been injured. He holds it in a stiff and unnatural manner. Where in the tropics could an English army doctor have seen much hardship and got his arm wounded? Clearly in Afghanistan.‹« (Doyle 1892: 42)

Anspielungen auf Watsons Invalidenstatus und die Kolonialkriegserfahrungen in Afghanistan ziehen sich durch die weiteren Holmes-Erzählungen, denn oft führen die Ermittlungen in und um London den Mediziner an die Grenzen der körperlichen Belastbarkeit. Umgekehrt wird jedoch auch Holmes körperlicher Zustand von Watson aufmerksam beobachtet. Die zweite Erzählung (*The Sign of the Four*) beschreibt die Auswirkungen von Holmes' erheblichem Drogenkonsum. Gleich in der Exposition injiziert sich der Meisterdetektiv unter ärztlicher Aufsicht eine Kokainlösung in die Armvene. Zahlreiche Einstichwunden deuten zudem darauf hin, dass dies gewohnheitsmäßig passiert:

»Sherlock Holmes took his bottle from the corner of the mantel-piece, and his hypodermic syringe from its neat morocco case. With his long, white, nervous fingers he adjusted the delicate needle and rolled back his left shirtcuff. [...] his eyes rested thoughtfully upon the sinewy forearm and wrist, all dotted and scarred with innu-

merable puncture-marks. Finally, he thrust the sharp point home, pressed down the tiny piston, and sank back into the velvet-lined armchair [...]« (Doyle 1891: 8)

Watson weist seinen Freund deutlich auf die mit dem Drogenkonsum verbundenen Gefahren des körperlichen Verfalls hin: »increased tissue change«, »permanent weakness« sowie »constitutional crisis«. (Doyle 1891: 10) Dabei handelt es sich – im Gegensatz zu Watsons kriegsbedingter Invalidisierung – um eine Form des inneren Verfalls, der jedoch verursacht wird durch eine Droge, die wiederum auf koloniale Zusammenhänge verweist.

Bereits Watson und Holmes verkörpern also eine zweifache Bedrohung des Empires: die physische Überlastung durch Gewalteinwirkung von außen sowie den körperlichen Verfall, der durch die Einführung fremder Stoffe verursacht wird. Der Beginn von *The Sign of the Four* lässt sich insofern als Verweis auf imperiale Grenzverschiebungen lesen: »[T]he language reveals that the personal frontiers of Holmes's body have become charged with the same anxieties and pleasures as the frontiers of Britain's political body«. (McLaughlin 2000: 55) Watsons Warnungen verweisen zugleich darauf, dass die alltäglichen Kontakte mit kolonialen Konsumgütern immer auch als Gefahrenpotential empfunden wurden.

Im Körper des Feindes

Die zweifache Bedrohung des viktorianischen Körperkollektivs durch koloniale Gefahren zieht sich leitmotivisch durch die gesamte Handlungs- und Personenkonstellation der ersten beiden Holmes-Erzählungen. Getötet wird mit exotischen Giften aus Mittel- und Südamerika, und auch die Täter kommen aus abgelegenen Weltgegenden bzw. aus der Peripherie des Empires. Eine besonders auffällige Verbindung von Hybridisierung des Körpers und dessen physischer Überlastung charakterisiert Holmes' Gegenspieler in *A study in Scarlet*. Der Amerikaner Jefferson Hope, ein »Halbblut« und Fährtensucher aus dem damals noch »wilden« Westen der Vereinigten Staaten, tritt als einsamer Rächer auf, der aufgrund einer privaten Fehde zwei Mormonen aus Salt Lake City jahrzehntelang über den gesamten Globus verfolgt. Als er sie schließlich in London zur Strecke bringt, wird aus den grausamen Morden der erste von Watson dokumentierte Kriminalfall, eben die »Studie in Scharlachrot«. Doch die weltweite Jagd nach Gerechtigkeit hat auch den Körper des Jägers zersetzt, sein Kreislauf ist unwiederbringlich geschädigt, wie Watson nach einer kurzen Untersuchung des schließlich durch Holmes kriminologische Fähigkeiten dingfest gemachten Übeltäters feststellt. Ähnlich wie bei Watsons Kriegsverletzung ist auch hier ein zentrales Blutgefäß beschädigt worden:

»I [...] became at once conscious of an extraordinary throbbing and commotion which was going on inside. The walls of his chest seemed to thrill and quiver as a frail building would do inside when some powerful engine was at work. In the silence of the room I could hear a dull humming and buzzing noise which proceeded from the same source.
›Why,‹ I cried, ›you have an aortic aneurism!‹
›That's what they call it,‹ he said, placidly. ›I went to a doctor last week about it, and he told me that it is bound to burst before many days passed. It has been getting worse for years. I got it from overexposure and under-feeding among the Salt Lake Mountains.‹« (Doyle 1892: 243f.)

Tatsächlich stirbt Hope kurz nach der Festnahme an eben diesem Aneurysma, wodurch der Rächer aus dem amerikanischen Westen sich zugleich dem Zugriff der irdischen Justiz entzieht. Zuvor gibt er jedoch zu Protokoll, wie er seine Kontrahenten getötet hat. Jefferson Hope benutzte nach eigenen Angaben das Extrakt eines südamerikanischen Pfeilgiftes (Doyle 1892: 255), das in diesem Fall in Pastillenform aufbereitet wurde. Allerdings ist Hope kein herkömmlicher »Giftmischer«, denn er kombinierte die Giftkapsel mit einem Placebo: Die Opfer hatten also die Wahl zwischen Freiheit oder Tod, ebenso jedoch der Rächer, denn Hope schluckte die jeweils übriggebliebene Tablette. Es geht also letztlich um einen zivilisatorisch eingehegten Zweikampf, wobei die Entscheidung der 50/50-Chance einer höheren Gerechtigkeit überlassen bleibt.

Das Prinzip der binären Opposition diametraler Gegensätzen bestimmt zugleich den Textkörper. Die Fallgeschichte aus Watsons Feder wird unterbrochen durch eine Binnenhandlung, die von einem anonymen allwissenden Erzähler präsentiert wird. Ähnlich wie die Opfer von Hope, die den Unterschied zwischen den scheinbar identischen Kapseln nicht erkennen können, stehen die Leser vor dem Problem, mit zwei unabhängigen Erzählungen konfrontiert zu sein. Der Schauplatz wechselt vom London der 1880er Jahre in die Salzwüste von Utah im Jahr 1859, Zeit und Ort sind also weit entfernt von der Gegenwart der Leser. *A Study in Scarlet* kann insofern als eine hybride Mischung aus »urban murder mystery« und »Proto-Western« gelten.[7] (McLaughlin 2000: 31) Bis zum heutigen Tag stellt die Gleichrangigkeit beider Plots Arthur Conan Doyles Lesergemeinde vor ein Rezeptionsdilemma. Oft wird das Problem der Genre-Einordnung schlicht dadurch gelöst, den »Binnen-Western« als reine Abschweifung zu verstehen. Thomas W. Ross

7 Dies liegt aber offenbar auch daran, dass beide Genres zum Zeitpunkt der Niederschrift der *Study in Scarlet* Ende der 1880er Jahre noch im Entstehen begriffen waren: »In relation to romance writing, A Study in Scarlet marks a moment of transition, after which plots will typically be situated in either urban or frontier spaces, each of which will gain its own individual generic identity.« (McLaughlin 2000: 31)

zählt etwa die *Study in Scarlet* im Holmes-Handbuch *Good old index* unter dem Stichwort »worst stories« auf: »The plots of the novellas Sign of the Four, Study in Scarlet, Valley of Fear begin to limp when the author's point of view shifts from England to America or India, about both of which Conan Doyle had some odd preconceptions. These tedious inserted romances move creakily, but the first parts are among the best tales.« (Ross 1997)

Auffällig ist im Fall der *Study in Scarlet* zudem die Doppelung der zentralen Figuren in Gestalt von Hope und Holmes, die auf die in der frühen usamerikanischen Literatur liegenden Ursprünge des Meisterdetektivs verweisen. Doyle entwarf die Figur des Londoner Privatermittlers offenbar nach dem Vorbild der »tracker figure he admired in his boyhood reading of Cooper and others.« (Mclaughlin 2000: 28) Holmes ähnelt dem Grenzgänger zwischen den Kulturen, der sich an der Peripherie der abendländischen Zivilisation bewegt, er ist selbst eine hybride Figur, die Eigenschaften des »Wilden« (Fährtenlesen, Spurensuche, Jagdinstinkt) mit denen der Zivilisation (Vernunft, logische Schlussfolgerung, naturwissenschaftliche Kenntnisse) vereint.

In der zweiten Holmes-Geschichte *The Sign of the Four* sind die Gegensätze der imperialen Kultur nicht mehr so deutlich als Doppelungen des Textkörpers oder der Figurenkonstellation sichtbar. Die Bedrohungen verlagern sich von äußeren physischen Schädigungen zu Formen des körperlichen Verfalls von innen, und damit zu einer »invasion of foreign substances into the body politic« (McLaughlin 2000: 56). Auch in *The Sign of the Four* wird die Handlung durch eine Vorgeschichte motiviert, die sowohl zeitlich wie örtlich weit entfernt ist, zugleich jedoch einen zentralen Bereich der Kolonialgeschichte berührt. Es geht um eine Verschwörung aus der Zeit der *Indian Mutiny*, also des für das Selbstbewusstsein der britischen Nation schockierenden Kolonialaufstandes im Jahr 1857. Im Mittelpunkt der Verschwörung im »Zeichen der Vier« steht der »Agra Treasure«, ein exotischer Schatz von unermesslichem Wert, der während der Kolonialunruhen gewaltsam den Besitzer gewechselt hat. Ein geheimnisvolles Dokument nennt nicht nur das ursprüngliche Versteck, sondern auch die Namen der Verschwörer, unter denen drei muslimische Inder und ein Europäer sind: »In the left-hand corner is a curious hieroglyphic like four crosses in a line with their arms touching. Beside it is written, in very rough and coarse characters, ›The sign of the four,–Jonathan Small, Mahomet Singh, Abdullah Khan, Dost Akbar.‹« (Doyle 1891: 44)

Nach einigen Verwicklungen gelangte der Schatz jedoch in die Hände der Familie des Kolonialoffiziers Major John Sholto, der als wohlhabender Mann aus Übersee nach England zurückkam. Das Leben der Familie Sholto ist nicht allein im materiellen Sinne durch die Kolonien beeinflusst worden, sondern vor allen Dingen kulturell hybridisiert. Darauf weist bereits Watsons Beschreibung des dekadenten Lebenswandels hin:

»The richest and glossiest of curtains and tapestries draped the walls, loped back here and there to expose some richly mounted painting or Oriental vase. The carpet was of amber and black, so soft and thick that the foot sank pleasantly into it, as into a bed of moss. Two great tiger-skins thrown athwart it increased the suggestion of Eastern luxury, as did a huge hookah [eine Wasserpfeife, A.W.] which stood upon a mat in the corner. A lamp in the fashion of a silver dove was hung from an almost invisible golden wire in the centre of the room. As it burned it filled the air with a subtle and aromatic odour«. (Doyle 1892: 52f.)

Thaddeus Sholto, einer der Söhne von Major Sholto, wird in dieser Umgebung aus Tausendundeiner Nacht als ein körperlich missgestalteter, hypernervöser Charakter gezeichnet, was vor allem in Zusammenhang mit dem häufigen Gebrauch der Wasserpfeife zu stehen scheint:

»There stood a small man with a very high head, a bristle of red hair all around the fringe of it [...] He writhed his hands together as he stood, and his features were in perpetual jerk – now smiling, now scowling, but never for an instant in repose.« (Doyle 1892: 51)

Die sozial arrivierte Familie Sholto wird von ihrer kolonialen Vergangenheit eingeholt: nicht umsonst hatte Major Sholto zeit seines Lebens in Furcht vor einem Mann mit Holzbein gelebt und sich zwei Preisboxer als Bodyguards geleistet.[8] Diese Furcht ist offenbar nicht unbegründet, denn wie sich später herausstellen wird, ist Jonathan Small, einer der Verschwörer aus dem »Zeichen der Vier«, in England eingetroffen, um den Schatz zurückzufordern. Small ist Invalide der britischen Kolonialarmee, seitdem er bei einem Bad im Ganges seinen Unterschenkel durch die Attacke eines Krokodils verloren hat.[9] (Doyle 1891: 225f.) Noch deutlicher wird die koloniale Bedrohung freilich am Schicksal von Sholtos Bruder Bartholemew sichtbar: Dieser wird durch einen Dorn getötet, der mit Pfeilgift präpariert wurde. Begleitet wird der einbeinige Rückkehrer Jonathan Small nämlich von einem mit Blasrohr ausgerü-

8 Das Motiv des Ruheständlers mit bewegter überseeischer Vergangenheit, der sich vor einem Einbeinigen fürchtet, ist zugleich ein weiterer Beleg dafür, dass Conan Doyle Motive aus exotischen Abenteuergeschichten verwendet – in diesem Fall offenbar aus Robert Louis Stevensons 1883 veröffentlichtem Roman *Treasure Island*. Dort ist es der alte Pirat Billy Bones, der nach einem »seafaring man with one leg« Ausschau hält.

9 Die Krankengeschichte erinnert stark an Watsons Bericht zu Beginn von *A Study in Scarlet*: »A crocodile took me, just as I was half-way across [the Ganges, A.W.], and nipped of my right leg as clean as a surgeon could have done it, just above the knee. [...] I was five months in hospital over it, and when at last I was able to limp out of it with this timber toe strapped to my stump, I found myself invalided out of the army and unfitted for any active occupation.« (Doyle 1892: 225f.)

steten Eingeborenen, dessen Identität Holmes anhand eines Fußabdrucks entschlüsselt. Wiederum ist es der Körper, über dessen anatomischen Einzelheiten wichtige Erkenntnisse gewonnen werden. Es ist in diesem Fall allerdings der Zugriff der europäischen Rassenbiologie, die das »Menschenmaterial« der Kolonien systematisiert hat. Der Täter scheint zunächst einmal kein Inder zu sein, doziert der Meisterdetektiv:

»Some of the inhabitants of the Indian Peninsula are small men, but none could have left such marks as that. The Hindoo proper has long thin feet. The sandal-wearing Mohammedan has the long toe well separated from the others because the thong is commonly passed between them.« (Doyle 1891: 157)

Mit Hilfe eines Kolonial-Handbuches wird schließlich das in Frage kommende »Tätervolk« genauer eingekreist:

»The aborigines of the Andaman Islands may perhaps claim the distinction of being the smallest race upon this earth [...] They are a fierce, morose and intractable people [...] They are naturally hideous, having large misshaped heads, small fierce eyes, and distorted figures. [...] They have always been a terror to ship-wrecked crews, braining the survivors with their stone-headed clubs or shooting them with their poisoned arrows. These massacres are invariably concluded by a cannibal feast.« (Doyle 1891: 157f.)

Mit der Miene des Connaisseurs kann Holmes also feststellen, es handele sich um ein neuartiges Verbrechen, für das es Vorbilder bisher nur im kolonialen Umfeld gebe: »I fancy that this all breaks fresh ground in the annals of crime in this country – though parallel cases suggest themselves from India, and, if my memory serves me, from Senegambia.« (Doyle 1891: 94)

Geballt treten hier typische Formen der körperlichen Risiken auf, die das Empire zu bieten hat: Drogen und orientalische Dekadenz, das Trauma der *Indian Mutiny* (von der Small berichtet: »One month India lay as still and peaceful, to all appearance, as Surrey and Kent; the next there were two hundred thousand black devils let loose, and the country was a perfect hell.« Doyle 1891: 227), die im Kolonialdienst drohende Krankheit und Invalidisierung, und nicht zuletzt also auch Kannibalen. Die Lage scheint viel dramatischer, als es Holmes mit dem typisch britischen Understatement hier zugibt. Denn die Fußspur des »Wilden« weist eben vor allem darauf hin: Ein Menschenfresser ist los. Mitten im Zentrum des britischen Weltreichs, das sich nach und nach ein Viertel des Globus einverleibt hat, droht nun den Kolonisatoren die physische Einverleibung durch die Kolonisierten.

Nicht ganz zufällig findet der finale Showdown auf der Themse bei einer Verfolgungsjagd per Schiff statt. Die Themsemündung ist die zentrale Arterie

im kolonialen Kreislauf: von hier aus segeln die Schiffe des Empires in alle Himmelsrichtungen, doch zugleich ist die Themse auch das Einfallstor für die imperialen Bedrohungen. Der Eingeborene mit seinem Blasrohr hat im Zweikampf freilich kaum eine Chance. Von einer Kugel aus Watsons Revolver getroffen, versinkt er in den Fluten. Mit ihm versinkt allerdings auch der umkämpfte Schatz – auch das Bedrohungs- und Korruptionspotential des orientalischen Reichtums wird damit also unschädlich gemacht.

Die ersten beiden Holmes-Erzählungen verhandeln insofern nicht nur die zweifache Bedrohung des individuellen Körpers, der stellvertretend für den Staatskörper steht, sie verweisen auch auf wirksame Therapiemöglichkeiten. Die Krise des Staatskörpers kann durch medizinisch-naturwissenschaftliche Methodik erfolgreich bekämpft werden, und zur Not eben auch mit einer »Shoot-to-kill«-Strategie. Noch wichtiger ist es freilich, die Abgrenzungen zwischen Peripherie und Zentrum des Empires aufrecht zu erhalten. Watsons zitiert ganz in diesem Sinne am Ende von *A Study in Scarlet* aus einem Londoner Zeitungskommentar:

»If the case has had no other effect, it, at least, brings out in the most striking manner the efficiency of our detective police force, and will serve as a lesson to all foreigners that they will do wisely to settle their feuds at home, and not to carry them on to British soil.« (Doyle 1892: 277)

Bereits der Plot von *The Sign of the Four* unterwandert diesen Wunsch nach klaren Abgrenzungen noch weiter, denn zu den ursprünglichen Verschwörern wie auch den Schatzräubern gehören waschechte Briten, so dass die blutige Fehde um den Schatz von Agra zwangsläufig auch in London ausgetragen wird.

Das Bein des Mohren

Imperiale Kulturen sind also bestrebt, die von ihnen selbst erzeugten *Ent*grenzungen des Staatskörpers wie auch der individuellen Körperlichkeit zugunsten von künstlichen *Ab*grenzungen zu verdrängen. Dabei galt eben bereits zu Conan Doyles Zeiten, dass politische, ethnische oder geographische Zuordnungen gar nicht mehr eindeutig sein können. Das Empire unserer Tage hat diese Abgrenzungen noch weiter unterwandert, so dass es nun überhaupt kein klares Zentrum mehr gibt. Trotzdem verstärkt die globalisierte ›Erste Welt‹ nicht erst seit *Nine Eleven* den »Grenzschutz« gegen zwei »eindeutige« Bedrohungen: neben der direkten physischen Vernichtung fürchtet man sich vor der langsamen Unterwanderung und Zerstörung von innen, und zwar durch den Fremden, der sich nicht vollständig (und wenn doch, dann nur zum Schein) assimiliert hat. Während einerseits biometrische Zugriffe auf den

Körper zumindest den Anschein totaler Sicherheit vermitteln sollen, untergräbt die um sich greifende Furcht vor islamistischen Schläferzellen zugleich alle ernsthaften Bemühungen um Integration des »Fremden«. Wie die Anschläge des 11. Septembers 2001 gezeigt haben, geht jedoch mittlerweile nicht nur eine Gefahr von den kollektiven Selbstbildern aus, die die ›Erste Welt‹ von sich selbst und den anderen entwirft, sondern auch von den Bildern, die von den anderen aus der Peripherie zurück projiziert werden. Die Geschichte von *Nine Eleven* kann insofern als Geschichte der Begegnung prekärer Körperphantasien erzählt werden. Noch im Akt der Vernichtung kennzeichneten die heiligen Krieger der Al Quaida den Architekturkorpus des Handelszentrum am East River als Charaktermaske des globalen Kapitals, das den Rest der Welt unterdrückt.

Zugleich hat ausgerechnet das Medienereignis *Nine Eleven* ins Gedächtnis gerufen, dass auch eine alternative Lesart der Twin Towers existiert. Ende September 2001 erinnerte das Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* daran, dass 1974 Joseph Beuys die Symbolkraft der Zwillingstürme für eine wohl durchdachte künstlerische Inszenierung nutzte. Der bekennende Öko-Pazifist ergänzte eine Abbildung der Zwillingstürme mit den Namen eines Geschwisterpaars aus der christlichen Legende:

»Vertikal schrieb er als Widmung die Namen der arabischen Zwillingsbrüder Kosmas und Damian auf die beiden Türme. In amerikanischer Schreibweise wurde aus Kosmas das die Bedeutung der Globalisierung einschließende Cosmos. Eine besondere Pointe lag darin, dass die beiden antiken Heiligen die ›Geldlosen‹ genannt wurden, weil sie für ihre Taten keinen Lohn verlangten. Da sie der Legende nach einem kranken Weißen das Bein eines Mohren transplantierten, wurden die Märtyrer, deren Fest im September gefeiert wird, zu Patronen der Ärzte und Apotheker.« (Zaunschirm 2001)

Man könnte die Kosmas- und Damian-Episode als eine von vielen skurrilen »Arabesken« im *Nine Eleven*-Kontext abtun, wenn es nicht um den Versuch ginge, das neue globale »Empire« gerade im doppelten Sinne durch »Verkörperung« sichtbar zu machen und zugleich neu zu semantisieren. Beuys' Aktion rückt das Verhältnis zwischen imperialer Peripherie und Zentrum in das Blickfeld des Betrachters. Die US-amerikanischen Zwillingstürme werden mit den arabischen Zwillingen der Legende gleichgesetzt, doch sie stehen auch für zwei Beine des weißen Mannes, dem das Bein eines schwarzen Mannes transplantiert wird. In der mittelalterlichen *Legenda Aurea* wird ausführlich geschildert, wie man zwischen dem unlängst verstorbenen Mohren und dem siechen Weißen die Unterschenkel transplantiert, und zwar wunderbarerweise mit Erfolg, denn das schwarze Bein wächst an. Bildliche Darstellungen aus der christlichen Kunst des Mittelalters betonen in besonderer optischer Auf-

dringlichkeit das Außergewöhnliche an dieser Legende, in der das Fremde und das Eigene plötzlich untrennbar miteinander verbunden sind.

Das chirurgisch hergestellte Körperparadoxon verweist eindringlich auf die Konsequenzen der im (post-)kolonialen Zusammenhang paradigmatischen Kategorie der Hybridität. Die neuen Ordnungen von Körpern und Räumen, die zu Phänomenen vom »Halbblut« bis zur Glokalisierung führen, unterwandern jeden Versuch, binäre Unterscheidungen zu treffen. Damit führen sie aber auch jeden Versuch ad absurdum, den imperialen Körper vor den Einflüssen des Fremden zu bewahren. Es gibt kein Außen mehr, die Grenzen sind offen: wir sind als Kollektiv ebenso wie als Individuen längst zu den Cyborgs des Empires geworden.

Literatur

Burbach, Roger Joseph/Tarbell, Jim (2004): Imperial Overstretch : George W. Bush and the Hubris of Empire, London: Zed Books.

Bredekamp, Horst (2001): »Damit der Schrecken schrecke. Bilder der Grausamkeit und des Terrors in einer romanischen Kirche, in Thomas Hobbes' ›Leviathan‹ – und in Manhattan«. Literaturen 1 Heft 12, S. 24-26.

Brittnacher, Hans Richard (2004): »Die Engel der Morgue. Über den Trend zur Forensik im amerikanischen Kriminalroman«. In: Bruno Franceschini/Carsten Würmann (Hg.), Verbrechen als Passion. Neue Untersuchungen zum Kriminalgenre, Berlin: Weidler, S. 101-118.

Doyle, Arthur Conan (1891): The Sign of the Four, Leipzig: Edition Tauchnitz. (Erstausgabe: 1889)

Doyle, Arthur Conan (1892): A Study in Scarlet, Leipzig: Edition Tauchnitz. (Erstausgabe: 1887)

Foucault, Michel (2005): Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Zweisprachige Ausgabe. Mit 1 CD-ROM. Herausgegeben von Daniel Defert. Übersetzt aus dem Französischen von Michael Bischoff, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gibbon, Edward (1776ff.): The History of The Decline and Fall of the Roman Empire. Online unter: http://www.gutenberg.org/etext/731 (15.8. 2007).

Hardt, Michael/Negri, Antonio (2002): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt/M. u.a.: Campus.

Hobbes, Thomas (1651): Leviathan or the Matter, Forme and Power of a Commonwealth Ecclesiastical and Civil. Online unter: http://etext.library.adelaide.edu.au/h/hobbes/thomas/h68l/ (15.8. 2007).

Kennedy, Paul (1987): The Rise and Fall of the Great Powers: Economic Change and Military Conflict From 1500 to 2000, New York: Random House.

McLaughlin, Joseph (2000): Writing the Urban Jungle. Reading Empire in London from Doyle to Eliot, Charlottesville: University Press of Virginia.

Porter, Bernard (2004): The Absent-Minded Imperialists. Empire, Society, and Culture in Britain, Oxford: Oxford University Press.

Ross, Thomas W. (1997): Good Old Index: the Sherlock Holmes Handbook, Columbia: Camden House.

Seeley, J. R. (1931): The Expansion of England. Two Courses of Lectures, London: MacMillan. (Erstausgabe 1883)

Zaunschirm, Thomas: »Die arabischen Brüder von Joseph Beuys«. Neue Zürcher Zeitung vom 19. September 2001. Online unter: http://www.zaunschirm.de/beuys.html (7.8. 2007).

Adornos Urgeschichte der Subjektivität oder: Der Aufstieg und Fall des Individuums

HELMUT HEIT

»Bei vielen Menschen ist es bereits eine
Unverschämtheit, wenn sie Ich sagen.«
(Adorno 1951: 57)

»Aufklärung«, schrieb 1784 ein gelehrter Mann im preußischen Königsberg, »Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.« (Kant 1784: 53) Mit diesen bekannten Worten verortet Immanuel Kant den Kern der Aufklärung in der intellektuellen Anstrengung des Subjekts. Es sind die einzelnen Menschen, die sich ihres Verstandes ohne fremde Anleitung selbst bedienen und sich so über den Zustand der geistigen, womöglich sogar der praktischen Unfreiheit erheben. Aufklärung ist daher mit dem gesellschaftlichen Ziel der Aufhebung vermeidbarer Unmündigkeit ebenso verbunden wie mit der selbstständigen Nutzung des individuellen Verstandesvermögens. Der von Kant diagnostizierte Mangel an Aufklärung erklärt sich für ihn letztlich allein aus der Faulheit und der Feigheit der Menschen. Es fehlt ihnen an Mut und Entschlusskraft, selber zu denken und ihre Unmündigkeit hinter sich zu lassen.

Die Frage, warum es noch immer so viel Unmündigkeit und so wenig Aufklärung in der Welt gibt, hat seit Kant an Brisanz eher zugenommen. Auch die Frage, was man in diesem Zusammenhang von entschlusskräftigen und mutigen Subjekten erwarten oder erhoffen darf, erfreut sich ungebrochener Aktualität. Theodor W. Adorno hat sich beiden Problemen immer wieder gewidmet und den Aussichten der Individuen, sich aus selbst verschuldeter Unmündigkeit zu befreien, eine ernüchternde Diagnose gestellt. Dieser Diagnose, ihrer Begründung und ihren Konsequenzen soll auf den folgenden Seiten nachgegangen werden. Wie der im Titel angesprochene Aufstieg und Fall schon deutlich macht, ist der Gegenstand des Begriffes ›Individuum‹ trotz seiner vorgeblichen Unteilbarkeit historischen Veränderungen unterwor-

fen. Die zentralen Überlegungen Adornos zum historischen Wandel des Subjekts konzentrieren sich in einem vielschichtigen Zitat aus der *Dialektik der Aufklärung*:

»Selbst das Ich, die synthetische Einheit der Apperzeption, die Instanz, die Kant den höchsten Punkt nennt, an dem man die ganze Logik aufhängen müsse, ist in Wahrheit das Produkt sowohl wie die Bedingung der materiellen Existenz. Die Individuen, die selbst für sich zu sorgen haben, entwickeln das Ich als die Instanz des reflektierenden Vor- und Überblicks, es erweitert sich und schrumpft mit den Aussichten wirtschaftlicher Selbständigkeit und produktiven Eigentums durch die Reihe der Generationen hindurch. Schließlich geht es von den enteigneten Bürgern auf die totalitären Trustherrn über«. (Adorno/Horkheimer 1944: 109f.)

Adorno interessiert das Individuum nicht als biologische Entität und auch nicht als einzelne soziologische Größe. Insofern behandeln Adornos Überlegungen zwar auch die subjektiven Lebensentwürfe und Lebensformen unter sich verändernden sozialen und diskursiven Bedingungen. Sie tun dies jedoch aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive, die den *linguistic turn* noch nicht vollzogen hat und so ein spannungsvolles Licht auf die zeitgenössischen Diskussionen um Subjektivität, Welt, Raum und Körper werfen kann. Im Unterschied zu einzelnen anderen Beiträgen des vorliegenden Bandes stellt Adorno nicht die modernisierungstheoretische Frage nach der Konstruktion personaler Identität, sondern nach den Möglichkeiten eines vernunftbegabten und zur Kritik fähigen Subjekts im Sinne Kants. Dieses Subjekt leistet, erkenntnistheoretisch, die synthetische Vereinheitlichung der unbändigen Vielfalt sinnlicher und historischer Erfahrungen und begründet, moralphilosophisch, die Autonomie der persönlichen Selbstgesetzgebung. Dieses Subjekt, so Adorno, entsteht unter bestimmten Bedingungen und seine Existenz, also seine intellektuelle Selbständigkeit, bleibt von seiner gesellschaftlichen Bedeutung als ökonomisch relevanter Instanz abhängig. Dabei ist das Subjekt in sich so unvollständig, zersplittert und widersprüchlich wie die gesellschaftlichen und historischen Bedingungen, unter denen es erwächst und zu denen es gehört.

Gleichzeitig verbindet sich gerade mit der gebrochenen Subjektivität das Versprechen versöhnter Persönlichkeit und des gelingenden Ausgangs aus der theoretischen wie praktischen Unmündigkeit. Insofern gehört die Subjektivität in den Kernbestand der bürgerlichen Ideologie. Das Ideal des frei entfalteten, selbstbestimmten Individuums entsteht als notwendig falsches Bewusstsein unter den Bedingungen von Privateigentum und Marktwirtschaft und birgt doch zugleich eine Kritik des bestehenden und das Versprechen eines besseren Zustands in sich. Diese Subjektivität, und damit die Möglichkeit zur Kritik entsteht und verschwindet Adorno zufolge im Verlauf der abendländischen

Zivilisation. Zum Verständnis von Adornos Auffassung von den historischen Veränderungen, Chancen und Möglichkeiten eines solchen Individuums muss man sich zunächst vergegenwärtigen, worum es Adorno geht.

Ich werde also in einem ersten Abschnitt Adornos Erkenntnisinteresse kurz rekapitulieren. Den zweiten Teil widme ich seiner historischen und systematischen Rekonstruktion der Entstehung von Subjektivität, wobei ich mich vorzüglich auf den Odysseus-Exkurs aus der *Dialektik der Aufklärung* stütze. Der dritte Teil behandelt Adornos Thesen zum Ende des Individuums im 20. Jahrhundert, die mit dem Verschwinden der Zirkulationssphäre und dem Ende der Ideologie zusammenhängen. Einiges von dem, was Adorno zu diesen Problemfeldern zu sagen hat, scheint übertrieben. In einem abschließenden Resümee sollen die Konsequenzen meiner Deutung Adornos für eine etwas weniger messianische und zugleich doch aufklärende politische subjektive Praxis angedeutet werden.

Zum Anliegen der Arbeit Adornos

Das Ziel der theoretischen Bemühungen Adornos mit Blick auf die Entfaltungsmöglichkeiten und das Leben der individuellen Person findet sich nirgends treffender formuliert als im *Manifest der kommunistischen Partei*: »An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.« (Marx/Engels 1848: 482) Ausgangspunkt einer befreiten Gesellschaft ist also nicht die Gruppe, sondern sind die Einzelnen. Gegen die Kollektivierungsphantasien mancher Sozialisten, die darauf hoffen, den Unterschied zwischen individuellen und allgemeinen Bedürfnissen auflösen zu können, geht es hier um die im dreifachen Wortsinne aufgehobene Differenz zwischen Subjekt und Objekt. Philosophisch gesprochen akzeptieren Karl Marx und Friedrich Engels, dass das Allgemeine und das Besondere niemals identisch sein können; eine Einschätzung von unmittelbar politisch-praktischer Bedeutung. Auf welch fatale Weise dieser Satz unter dem Druck der Idee vollständiger Kollektivierung von nicht wenigen real-existierenden Sozialisten fehlgedeutet werden konnte, macht Stephan Hermlin in seiner autobiographischen Schrift *Abendlicht* deutlich. Hermlin berichtet, das *Kommunistische Manifest* bereits mit dreizehn Jahren gelesen zu haben, aber erst in seinem fünfzigsten Lebensjahr bemerkte er einen Lesefehler:

»Unter den Sätzen, die für mich seit langem selbstverständlich geworden waren, befand sich einer, der folgendermaßen lautete: ›An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung aller die Bedingung für die freie Entwicklung eines jeden ist.‹

Ich weiß nicht, wann ich begonnen hatte, den Satz so zu lesen, wie er hier steht. Ich las ihn so, er lautete für mich so, weil er meinem damaligen Weltverständnis auf diese Weise entsprach. Wie groß war mein Erstaunen, ja Entsetzen, als ich nach vielen Jahren fand, daß der Satz in Wirklichkeit gerade das Gegenteil besagt.« (Hermlin 1979: 22f.)

Für Marx, und umso mehr für Adorno, besteht die befreite Gesellschaft nicht in der falschen Unterordnung des Individuums unter das Kollektiv, die durch eine angebliche Übereinstimmung der individuellen Interessen mit den kollektiven nur fadenscheinig legitimiert wird. Sie besteht aber auch nicht in der gesellschaftstheoretisch blinden Ideologie, wonach Freiheit mit der individuellen Freizeitgestaltung des Geldbesitzers gleichzusetzen sei. (Vgl. Adorno 1969) Dadurch wird der Anspruch auf individuelle Autonomie nicht eingelöst, sondern in den seinerseits gesellschaftlich durchwirkten Bereich des Privaten bloß verdrängt. Demgegenüber zielt Adorno auf eine weitestgehende Versöhnung des Ideals subjektiver Autonomie mit den konstitutiven gesellschaftlichen Bedingungen individuellen Lebens. Diese wäre eine Gesellschaftsordnung in der tatsächlich die individuelle Autonomie die Bedingung für die allgemeine Freiheit darstellt. Ihre Verwirklichung bleibt von der bewussten geschichtlichen Tat der Menschen abhängig, sich selbst zum Subjekt einer vernünftig eingerichteten Gesellschaft zu machen. Nur eine Revolution, das heißt »[d]ie ihrer selbst mächtige, zur Gewalt werdende Aufklärung selbst vermöchte die Grenzen der Aufklärung zu durchbrechen.«[1] (Adorno/Horkheimer 1944: 238)

Das praktische Ziel einer befreiten und solidarischen Assoziation aller hat daher zum einen das Vorhandensein von kritischen Individuen zur Voraussetzung, die nämlich die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen durchschauen und kritisieren können. Zum anderen kann der Widerspruch zwischen der freien Entwicklung eines jeden und der freien Entwicklung aller erst in einer solchen Gesellschaft tatsächlich aufgehoben werden. Zur Verwirklichung einer Welt, in der die Menschen wirklich eine allseitige Entwicklung ihrer Möglichkeiten und Bedürfnisse realisieren können, ist demzufolge das Vorhandensein des kritischen und selbstreflexiven bürgerlichen Subjekts vorausgesetzt. Dieses bürgerliche Subjekt jedoch ist selbst widersprüchlich, es konstituiert sich in der Spannung von Freiheit und Herrschaft. Es kann seine Freiheit nur dadurch realisieren, dass es die äußere umgebende Natur technisch beherrscht und zugleich seine innere Natur erfolgreich kontrolliert. Gleichzeitig ist das autonom und eigennützig agierende Subjekt eine notwendige Funktion kapitalistisch produzierender Marktwirt-

1 Dieser Satz bildet den Schluss der *Dialektik der Aufklärung*. Zu seiner revolutionstheoretischen Bedeutung vgl. Jan Weyand (2001: 35); weitere Literaturhinweise dort.

schaft und als solche dem Zwangsgesetz dieser ökonomischen Gesellschaftsform unterworfen. Die Freiheit des bürgerlichen Subjekts beruht somit unmittelbar auf Herrschaft. Die Herrschaft über die Natur setzt sich in der Herrschaft unter den Menschen fort.

Marx und Engels waren davon ausgegangen, dass u.a. auch dieser innere Widerspruch zwischen Herrschaft und Freiheit schließlich so drückend würde, dass er in einem revolutionären Umbruch aufgehoben werden würde. Zwar mangelte es oftmals nicht an drückenden Verhältnissen, aber zu einer glücklichen Versöhnung der Widersprüche ist es bis auf weiteres nicht gekommen. Selbst in den Metropolen sind wir noch immer von einer freien Entwicklung aller weit genug entfernt, während in anderen Weltgegenden Millionen Menschen ums nackte Überleben kämpfen, und das oft erfolglos. Nichts deutet darauf hin, dass in absehbarer Zeit wenigstens der enorme gesellschaftliche Reichtum der kapitalistisch produzierenden Gesellschaften besser verteilt würde. Das ist der Analyse zufolge, die Marx von solchen Gesellschaften gegeben hat, auch kein Wunder, denn die umfassende Versorgung der Menschen mit Bedarfsgütern ist nicht der Zweck dieser ökonomischen Verkehrsform. Der Zweck kapitalistischer Warenzirkulation ist die unendliche Selbstvermehrung des Kapitals. »Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist [...] Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos.« (Marx 1867: 167)

Die Bedürfnisse der zahlungskräftigen Menschen befriedigt der kapitalistische Markt nur als Nebeneffekt oder auch nicht. »Der Gebrauchswert ist also nie als unmittelbarer Zweck des Kapitalisten zu behandeln. Auch nicht der einzelne Gewinn, sondern nur die rastlose Bewegung des Gewinnens.« (Marx 1867: 168) Diese negative Diagnose ist neben dem von Marx übernommenen Ideal einer befreiten Gesellschaft der zweite, wichtige Grundbaustein der theoretischen Arbeit Adornos. Hinzu kommen die erschütternden historischen Erfahrungen, die in die Lebensspanne Adornos fallen. Das 20. Jahrhundert erscheint als Bruch der Versprechen und als Widerlegung der Hoffnungen, mit denen die abendländische Zivilisation angetreten war. Das Scheitern der Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg, die Enthumanisierung der Marxschen Theorie in der stalinistischen Sowjetunion und schließlich der Triumph des Nationalsozialismus, unter dessen Herrschaft die europäischen Jüdinnen und Juden massenhaft ermordet und der Zweite Weltkrieg entfesselt wurde, erschütterten die Hoffnung auf die baldige Errichtung einer befreiten Gesellschaft.

Adorno und Max Horkheimer nehmen den Zivilisationsbruch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt einer umfassenden Revision der traditionellen europäischen Geschichtsschreibung. Dieser realhistorische Hintergrund ist sehr wichtig, denn man sieht daran, dass die Kritik Adornos

am Fortschrittsoptimismus der Aufklärung nicht aus einer blasierten Skepsis gegenüber der Vernunft entstanden ist.[2] Noch weniger ist sie ein *Linker Salonatavismus* (Tönnies 1996), wie aus durchsichtigem Ressentiment behauptet wurde. Vielmehr legt der Lauf der Geschichte Adorno und Horkheimer mit allem Nachdruck eine neue Frage vor, die sie in der Vorrede zur *Dialektik der Aufklärung* so formulieren: »Was wir uns vorgesetzt hatten, war tatsächlich nicht weniger als die Erkenntnis, warum die Menschheit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt.« (Adorno/Horkheimer 1944: 16) Diese massive Verrohung bezeugt zugleich die gescheiterte Hoffnung auf einen Ausgang des Menschen aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Wie es dazu kommen konnte, ist das wesentliche Problem der frühen Kritischen Theorie.

Indem Adorno und Horkheimer sich diesem Problem widmen, halten sie aber trotz eines zunehmenden Pessimismus an der Idee einer Rettung der emanzipatorischen Versprechen der Aufklärung fest. Dieser Aspekt ist insbesondere rezeptionsgeschichtlich wichtig, da man in der *Dialektik der Aufklärung* oftmals eine fatalistische oder inkonsistente Einstellung zu Aufklärung und Emanzipation gesehen hat. Einerseits diagnostizieren Adorno und Horkheimer wirklich totalisierend die »rastlose Selbstzerstörung der Aufklärung« (Adorno/Horkheimer 1944: 16) und den vollendeten »Sieg der technologischen Vernunft über die Wahrheit« (Adorno/Horkheimer 1944: 163). Andererseits hoffen sie auf eine Rettung und Fortsetzung der Aufklärung, weil sie wissen, »daß die Freiheit in der Gesellschaft vom aufklärenden Denken unabtrennbar ist.« (Adorno/Horkheimer 1944: 18)

Dieser Umstand deutet aber weniger auf eine »theoretische Inkonsequenz« (Schmid-Noerr 1990: 21), sondern vielmehr auf Adornos und Horkheimers Entschlossenheit, nichts von der Negativität ihrer Zustandsbeschreibung preiszugeben und doch an dem Ziel gelingender Aufklärung festzuhalten. Im Gegenteil befürchten sie: »Nimmt Aufklärung die Reflexion auf dieses rückläufige Moment nicht in sich auf, so besiegelt sie ihr eigenes Schicksal.« (Adorno/Horkheimer 1944: 18f.) Vor diesem Hintergrund ist es daher unangemessen, Adorno und Horkheimer »eine gewisse Unbekümmertheit mit den, sagen wir es ruhig plakativ: Errungenschaften des okzidentalen Rationalismus« (Habermas 1985: 146) vorzuwerfen, da sie gerade den tatsächlich un-

2 Die historische Erfahrung als Auslöser der *Dialektik der Aufklärung* ist von verschiedenen Autoren wie Habermas (1981: 490), Wegerich (1994: 64) oder Claussen (1995: 19) hervorgehoben worden. Türcke/Bolte (1994: 19) zufolge ging damit eine neomarxistische Wende »von der Ökonomiekritik zur Kulturkritik« einher. Diese war es wohl auch, die den Widerspruch traditioneller Marxisten hervorrief. (Vgl. Heiseler u.a. 1970) Dabei gibt es für eine Reflexion auf die Krise der geschichtsteleologischen Heilsversprechen des Marxismus gute Gründe.

bekümmerten Umgang mit den abendländischen Errungenschaften im Nationalsozialismus problematisieren. Zu diesem Zweck wird in der Tat das Augenmerk wie durch ein *Prisma des Faschismus* auf die »Nachtseite« gelenkt, auf das Dunkle im Spektrum des Lichts der abendländischen Aufklärungsgeschichte.[3]

»Unter der bekannten Geschichte Europas verläuft eine unterirdische. Sie besteht im Schicksal der durch Zivilisation verdrängten und entstellten menschlichen Instinkte und Leidenschaften. Von der faschistischen Gegenwart aus, in der das Verborgene ans Licht tritt, erscheint auch die manifeste Geschichte in ihrem Zusammenhang mit jener Nachtseite«. (Adorno/Horkheimer 1944: 263)

Nicht Humanismus, Demokratie und Freiheit erscheinen als Ende und Ergebnis des europäischen Sonderweges, sondern der Faschismus, wobei Faschismus hier auch als Synonym für die verschiedenen Elemente der kulturellen Katastrophe des 20. Jahrhunderts steht. Mit dieser Katastrophe ist der Aufstieg und Fall des Individuums unmittelbar verbunden. Schon der Aufstieg des Individuums ist durch seinen gewaltförmigen und naturnegatorischen Ausgang aus der archaischen Welt des Mythos von vornherein problematisch, während der Fall des Individuums ein grundlegender Teil der modernen Krise des Aufklärungsprozesses ist.

Zur Urgeschichte der Subjektivität

Von den verschiedenen Überlegungen zur Entstehung des Individuums, die sich im Werk Adornos finden, greife ich vor allem eine heraus, an der verschiedene ökonomische und psychologische Elemente der Subjektbildung besonders deutlich werden. Dabei handelt es sich um den *Exkurs I: Odysseus oder Mythos und Aufklärung* aus der gemeinsam mit Horkheimer verfassten *Dialektik der Aufklärung*.[4] In diesem Exkurs zu den Homerischen Epen deutet Adorno den Odysseus als »Urbild eben des bürgerlichen Individuums« (Adorno/Horkheimer 1944: 67) und insbesondere die Sirenenepisode als »Urgeschichte der Subjektivität« (Adorno/Horkheimer 1944: 78).[5] Bei dieser

3 Die Phrase »Prisma des Faschismus« ist eine Kapitelüberschrift von Schmid-Noerr (1990).

4 Wie dem editorischen Anhang zur philologisch zuverlässigsten Ausgabe der *Dialektik der Aufklärung* im Rahmen der *Gesammelten Schriften* Max Horkheimers zu entnehmen ist, geht der Odysseus-Exkurs fast vollständig auf Adorno zurück (vgl. Schmid-Noerr 1987: 427-430). Nichtsdestotrotz darf die *Dialektik der Aufklärung* als Gemeinschaftswerk der beiden Autoren betrachtet werden.

5 In der *Negativen Dialektik* spricht Adorno rückblickend von der hier umrissenen «Urgeschichte des Subjekts«. (Adorno 1966b: 186) Die terminologischen Differenzen zwischen Individuum, Subjekt und Subjektivität bleiben in der vorlie-

Herleitung legt Adorno auf eine historisch-ökonomische Erklärung geringeres Gewicht als auf die problematische psychologische Struktur des bürgerlichen Individuums. In ökonomischer Hinsicht beruht der Aufstieg des bürgerlichen Individuums auf seiner relativen Selbständigkeit als Privateigentümer und als Teilnehmer am Warentausch, ein ›Privileg‹, dass für lange Jahrhunderte vorzüglich Männern vorbehalten war. Aber die Stellung in der Ökonomie allein macht noch kein Subjekt, wenn ihr nicht eine bestimmte Psychologie beigestellt wird. Das Individuum realisiert die Möglichkeit zur Freiheit und damit zur rationalen Selbstbestimmung nur durch die ökonomisch vermittelte Gewaltherrschaft über andere und durch die weitreichende und schmerzhafte Herrschaft über seine innere Natur.

In dieser These vom »unentrinnbaren Zwang zur gesellschaftlichen Herrschaft über die Natur« (Adorno/Horkheimer 1944: 57), die in der Arbeit auf Beherrschung der Umwelt, in der Kultur auf Beherrschung der asozialen Triebenergien gerichtet ist, wird die Verknüpfung Marxscher und Freudscher Theorieelemente sichtbar. Auch Freud ging davon aus, die Kultur sei »unter dem Antrieb der Lebensnot auf Kosten der Triebbefriedigung geschaffen worden« (Freud 1917: 48) und aus diesem Grund sei auch ein gewisses *Unbehagen in der Kultur* unvermeidlich (vgl. Freud 1930: 243f.). Diese unbehagliche Kulturleistung am Boden der Ausbildung von Subjektivität beschreibt Adorno mit deutlichen Worten: »Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt.« (Adorno/Horkheimer 1944: 56)

Die erstmalige Entstehung dieses männlichen, bürgerlichen Charakters findet Adorno bei Odysseus. »Die Irrfahrt von Troja nach Ithaka ist der Weg des leibhaft gegenüber der Naturgewalt unendlich schwachen und im Selbstbewußtsein erst sich bildenden Selbst«. (Adorno/Horkheimer 1944: 70) Dabei deutet er die *Odyssee* als »ahnungsvolle Allegorie auf die Dialektik der Aufklärung« (Adorno/Horkheimer 1944: 58) und das Epos als Roman über die Selbstfindung des Odysseus (vgl. Adorno/Horkheimer 1944: 66, 72). Gegen diese Vorgehensweise wurde eingewandt, hier werde die *Odyssee* verfälscht »zur schwarzen Allegorie einer in instrumentelle Rationalität pervertierten ›Innerlichkeit‹«. (Geyer-Ryan/Lethen 1987: 46) Zudem sei die Verwendung des Epos als historische Quelle unangemessen, denn die vor- und außerhomerische Überlieferung müsse von der epischen Aufarbeitung und nachhomerischen Interpretationen stärker unterschieden werden, ohne in diesen Schichten evolutionistische Tendenz zu postulieren. (Vgl. Cochetti 1985: 78-81) Über-

genden Arbeit unberücksichtigt. Zu ihrer theoretischen Signifikanz vergleiche die für ein vertiefendes Verständnis von Adornos Kritischer Theorie des Subjekts ohnehin unverzichtbare Studie von Weyand (2001: hier 30f.).

haupt sei eine »generelle Unvertrautheit der Autoren mit der Homer-Philologie« (Busche 1997: 27) zu beklagen. Diese wohlfeilen Einwände sind sicher nicht unberechtigt, gehen aber an den Intentionen der *Dialektik der Aufklärung* vorbei. Ihr Ziel ist weniger eine historisch und philologisch angemessene Deutung der antiken Quellen, als vielmehr eine am Mythos gewonnene Deutung der Strukturmerkmale von Subjektbildung. Wie Adorno mit Hilfe einer Interpretation der Vorbeifahrt des Odysseus an den Sirenen verdeutlichen will, haftet dem leibhaft unendlich schwachen Individuum die Notwendigkeit zur Fremd- oder Selbstbeherrschung immer schon an.[6] Schon in der Entstehung des vernunftbeherrschten Subjekts seien daher Herrschaft und Vernunft untrennbar miteinander verbunden.

Auf der umwegigen Heimreise vom Trojanischen Krieg muss der listenreiche und vielduldende Odysseus die Insel der Sirenen passieren, deren verlockender Gesang bislang noch jedem Seemann die Selbstbeherrschung und infolgedessen auch das Leben gekostet hatte. Während die subalternen Begleiter des Odysseus von ihm beherrscht werden, indem er ihnen die Wahrnehmung des Sirenengesangs untersagt und ihre Ohren mit Wachs verschließen lässt, setzt er sich selbst in voller Absicht der Versuchung aus. Dabei unterstützt er allerdings seine schwache Selbstbeherrschung mit praktischen Mitteln, indem er sich an den Mast fesseln lässt. »[D]och bindet/ ihr mich fest, damit ich kein Glied zu regen vermöge,/ Aufrecht stehend am Maste, mit festumschlungenen Seilen.« (Homer Od.: XII, 160-162)

Diese Anstrengung deutet Adorno als Sinnbild der »Introversion des Opfers«. (Adorno/Horkheimer 1944: 79) Ursprünglich habe man die bedrohliche Natur, wie sie hier sicher nicht zufällig mit weiblichen Attributen durch den lockenden Gesang der mörderischen Sirenen symbolisiert wird, durch das Opfer von Menschen oder Tieren versöhnen wollen. Auf der Stufe des Odysseus behaupte sich das Subjekt nun gegenüber der äußeren Natur, indem es seine eigene, innere Natur opfert und so die Sirenen auf listige Weise betrügt. »Subjektivität entspringt, der These von der Introversion des Opfers zufolge, auf der von Odysseus verkörperten Stufe dem nach innen gewendeten Opferritual.« (Schmid-Noerr 1990: 48) Diese These ist da, wo sie nicht als psychologische Beschreibung, sondern als historische Rekonstruktion verstanden wird, sowohl hinsichtlich der Entstehung von Subjektivität als auch hinsichtlich der Deutung des Opfers problematisch.

Es steht außer Frage, dass die Ausbildung von vernunftbeherrschter Subjektivität auf dem schmerzhaften Verzicht auf unmittelbare Bedürfnisbefriedigung beruht, auch wenn Adorno die befähigenden Aspekte des Triebver-

6 Man hat in dieser Anthropologie nicht genannte Parallelen zu Arnold Gehlens kompensationsanthropologischem Konzept des Menschen als einem vernunftbegabten Mängelwesen gesehen. (Vgl. Jamme 1990: 101f.) Zu dem persönlichen Verhältnis zwischen Adorno und Gehlen vgl. Thies (1997: 45-53).

zichts marginalisiert. In der Tat entspringt »die Geschichte der Zivilisation [...] einem Akt der Gewalt, der Menschen und Natur gleichermaßen widerfährt.« (Habermas 1969: 186) Soweit die Philosophie der Aufklärung diesen Gewaltakt als bloßen Freiheitsgewinn postuliert, stellt Adorno ganz zu Recht, wie Jürgen Habermas verdeutlicht, »deren undialektische Selbstgewissheit [...] in Frage.« (Habermas 1969: 186) Unplausibel ist aber die Annahme, in der homerischen *Odyssee* lasse sich die historisch erstmalige *Entstehung* einer solchen, von der Vernunft geleiteten Subjektivität beobachten. Die auf Bruno Snell zurückgehende These, beim frühen homerischen Menschen habe es nicht nur ein anderes, sondern gar kein Bewusstsein personaler Identität gegeben, ist sicher falsch. (Vgl. Gill 1996) Auch die Fähigkeit zur rationalen »Selbstbindung« (Elster 1979: 68) gibt es zu allen Zeiten in allen Kulturen, wie man leicht durch kulturvergleichende Studien zeigen kann. Jon Elster deutet daher die Sirenen-Episode als Beispiel von *»unvollständiger Rationalität«* (Elster 1979: 67), die kein spezifisch europäisch-bürgerliches, sondern ein allgemeines Merkmal menschlicher Verhaltensweisen ist. Odysseus ist daher sicher nicht der erste puritanisch-arbeitsame Bürger, obwohl er sich in größerem Maße Gewalt antut als etwa Achilles. Auch ist die archaisch-griechische Opferpraxis nach Einschätzung der zuständigen Fachgelehrten wohl kaum Ausdruck von kollektivem Schuldbewusstsein, noch dient es der Versöhnung einer als bedrohlich empfundenen Natur. (Vgl. Bremmer 1996: 48-51) Wenig deutet darauf, dass die Verstrickung in Schuld und Angst vor einer bedrohlichen Natur zu den allgemeinen Bedingungen menschlicher Lebensformen außerhalb unserer Kultur gehört.

Wenn man Adornos Urgeschichte als historisch angemessene Rekonstruktion einer im Mythos dokumentierten erstmaligen Entstehung von Subjektivität um etwa 700 v. Chr. liest, dann kann sie nicht überzeugen. (Vgl. Heit 2007: 73-81) Obwohl eine solche historische Rekonstruktion auch nicht Adornos Anliegen war, so ist diese Kritik doch nicht äußerlich, denn sie verweist auf historisch reale Formen von Subjektivität und rationaler Selbstbindung, die nicht in der ökonomischen Funktion des Bürgers aufgehen und daher auch nicht mit dieser verschwinden müssten. Adornos These von der Entstehung der Subjektivität als Introversion des Opfers sollte daher präzisierend als Verschärfung des Triebverzichtes in der antiken Polis-Gesellschaft verstanden werden. Dazu wäre es jedoch nötig, die Veränderungen in den Formen der Subjektkonstitution entweder real-, und das heißt hier ökonomiehistorisch, zu erörtern oder sie systematisch zu bestimmen. Dadurch würde auch der zentrale Gedanke Adornos deutlich, dass nämlich das bürgerliche Individuum, welches zugleich auch das theoretische Subjekt und damit die Voraussetzung der Erkenntnis und Kritik bestehender Verhältnisse ist, von Anfang an selbstwidersprüchlich konstituiert ist. Dieser Zustand hat nicht nur Nachteile: Die Einzelnen realisieren zwar ihre Freiheit nur um den Preis der Herr-

schaft über sich selbst, aber in eben diesem Widerspruch zwischen Freiheit und Herrschaft liegt, so Adorno, auch eine Kraft, nämlich die leidenschaftliche Anstrengung zur Vermittlung und die Fähigkeit zur Kritik. Außerdem beruht auf dieser Spannung auch das wunderbare Potential des Menschen, sich dem Identitätsdruck zu entziehen und zugleich immer auch anders zu sein. Dieses Individuum, dessen Blüte Adorno um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert datiert,[7] ist seiner bekannten Diagnose nach heute zerfallen oder sogar abgeschafft worden.

Die Abschaffung des Individuums

Während die Urgeschichte der Subjektivität nur in Teilen anstößig ist, hat die Behauptung einer »Abschaffung des Individuums« (Adorno/Horkheimer 1944: 181) eine deutlich größere Resonanz gefunden.[8] Das ist nicht verwunderlich, denn »die These vom Zerfall der Individualität ist der unausgewiesene Brennpunkt von Adornos Zeitdiagnose« (Thies 1997: 110), die sich in vielfältigen Variationen immer wieder in seinem Werk findet. Wie Christian Thies in seiner Studie deutlich macht, sollte sie nicht mit vergleichbaren Überlegungen verwechselt werden, wie sie etwa von französischen Denkern, von Gehlen oder in der Tradition Martin Heideggers vorgetragen werden. (Vgl. Thies 1997: 111) Die Auflösung des Individuums zu einem Knotenpunkt intertextueller diskursiver Praktiken ist so wenig der Gegenstand des Marxisten Adorno wie die Frage nach den unterschiedlichen Formen von Biomacht und Körperpolitik. Was Adorno unter der Abschaffung des Individuums versteht und wodurch dieser Prozess in Gang gesetzt wurde, hängt mit einigen Grundgedanke seiner Urgeschichte zusammen und soll im Folgenden angedeutet werden. Dazu werde ich mich hauptsächlich auf zwei Argumente konzentrieren, die Adorno im Wesentlichen an zwei Veränderungen der gesellschaftlichen Realität festmacht. Zum einen ist dies die Beseitigung des zumindest in Ansätzen freien Tausches durch den Monopolkapitalismus und die Machenschaften der Rackets. Zum anderen ist es das Ende der Ideologie, wie es durch die Kulturindustrie ersichtlich werde.

Schon in den *Reflexionen zur Klassentheorie* schreibt Adorno lakonisch: »Der Gang der Handlung macht der liberalen Episode ein Ende.« (Adorno

7 »Wenn an die Kunst als dem treuesten historischen Seismographen erinnert werden darf, so scheint kein Zweifel an einer Schwächung, die zu den heroischen Zeiten der Moderne ums Jahr 1919 auf äußerste kontrastiert«. (Adorno/Horkheimer 1956: 175) Andernorts notiert Adorno, schon in den zwanziger Jahren begännen «diese heroischen Zeiten der modernen Kunst«(Adorno 1962: 59) zu verblassen. Damit scheint der Höhepunkt der bürgerlichen Entwicklung recht präzise datiert zu sein.

8 Vgl. neben den Genannten etwa Habermas (1973: 162-178), Thorsten Bonacker (1998) oder Daniel Kipfer (1999).

1942: 14) Das ist der Kern seiner ökonomischen Argumentation für das Ende des Individuums, die er auch später und andernorts, etwa in der *Negativen Dialektik* ausführt. »Frei war das Individuum als wirtschaftendes bürgerliches Subjekt, soweit vom ökonomischen System Autonomie gefordert wurde, damit es funktioniere.« (Adorno 1966b: 259) Diese ohnehin nur bedingte und widersprüchlich konstituierte Freiheit des Geldbesitzers verschwindet dort, wo seine Existenz als ökonomischer Funktionsträger außer Kraft gesetzt wird. »Der Prozess der Verselbständigung des Individuums, Funktion der Tauschgesellschaft, terminiert in dessen Abschaffung durch Integration.« (Adorno 1966b: 259) Die notwendige relative Freiheit des Einzelnen, ohne die eine warentauschende Marktökonomie nicht funktionieren kann, schrumpft dieser Diagnose zufolge über die Generationen hinweg zusammen und verschwindet schließlich ganz. Das Individuum als Subjekt der bürgerlichen Ökonomie verschwindet mit deren Auflösung. Besonders deutlich formuliert Adorno diese These noch einmal, wenn auch in etwas abgeschwächterer Form, in seinem Vortrag auf dem 16. deutschen Soziologentag: »Solche Rückbildung des liberalen Kapitalismus hat ihr Korrelat an der Rückbildung des Bewußtseins, einer Regression der Menschen hinter die objektive Möglichkeit, die ihnen heute offen wäre. Die Menschen büßen die Eigenschaften ein, die sie nicht mehr brauchen und die sie nur behindern; der Kern von Individualität beginnt zu zerfallen.« (Adorno 1968: 172)

Wie man sieht, ist der Hintergrund dieser Überlegungen nicht allein der auch von anderen Soziologen bemerkte Zug hin zu einer *formierten Gesellschaft*. Ausgangspunkt für Adornos These vom Ende des Individuums ist seine Depotenzierung als ökonomischer Größe. Darüber hinaus ist dies jedoch zugleich der Kontext, in den die in der Einleitung zitierten Überlegungen zum Ende des Kantischen ›Ich‹ gehören. Nicht nur das Individuum als ökonomische Funktion, sondern auch das selbstbewusste, kritische Subjekt verschwindet am »Ende des freien Tausches« (Adorno/Horkheimer 1944: 51) und aufgrund der »im Abbau befindlichen Zirkulationssphäre« (Adorno/Horkheimer 1944: 156). Diese Überlegung wird nachvollziehbarer, wenn man die Genealogie des Subjekts aus den Bedingungen der warentauschenden Gesellschaft im Auge behält. Zwar war, wie Adorno ganz richtig bemerkt, »schon unter den konkurrierenden Bürgern [...] das Individuum weithin Ideologie, und denen drunten wird Individualität versagt durch die Ordnung des Eigentums«. (Adorno 1942: 23) Aber zumindest hat die Konkurrenz zwischen den Marktteilnehmern den Anspruch auf wirkliche Freiheit aufrechterhalten. Anstatt jedoch dass, wie Adorno in der *Negativen Dialektik* sagt, »das Ideal freien und gerechten Tauschs, bis heute bloß Vorwand, verwirklicht werde« (Adorno 1966b: 150), gebe man mit dem Ende des Tausches auch gleich seinen ideologischen Überschuss auf. Insofern geht den Überlegungen Adornos zufolge der Zerfall des bürgerlich-ökonomischen Individuums mit dem Verlust des

kritischen, auf seiner theoretischen und praktischen Autonomie bestehenden Subjekts einher.

Vor diesem Hintergrund wird ersichtlich, warum Adorno wenig Hoffnung auf einen auch politischen Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit zurückbehält und die Möglichkeiten politischer Organisation vielleicht noch geringer schätzt als nötig. (Vgl. Adorno 1953: bes. 83-86) Gleichzeitig hatte Adorno jedoch in dieser Urgeschichte auf die psychologischen Elemente der Subjektkonstitution besonderes Augenmerk gerichtet, deren Verschwinden durch die Depotenzierung des Bürgers nicht ersichtlich ist. Sowenig die gewaltförmige Dialektik der Selbstbeherrschung mit Odysseus begann, sowenig endet sie mit dem Ende des freien Tausches. Hinzu kommt, dass diese von Adorno diagnostizierte Ursache, die im Abbau begriffene Zirkulationssphäre, selbst fragwürdig ist. Vor allem in den Überlegungen der 1940er Jahre geht Adorno davon aus, die Marktvergesellschaftung verschwinde nicht nur, sondern werde abgeschafft.[9] Die wirtschaftlich selbständigen Individuen werden aktiv ökonomisch depotenziert und verschwinden mitsamt der ökonomischen Bedingungen ihrer Existenz. Das bürgerliche und theoretische Subjekt wird ersetzt durch, wie es in der *Dialektik der Aufklärung* heißt, »eine Verschwörung der Machthaber gegen die Völker«. (Adorno/Horkheimer 1944: 110) Entsprechend heißt es im Rahmen des Kapitels zur Kulturindustrie: »Wenn die objektive gesellschaftliche Tendenz in diesem Weltalter sich in den subjektiven dunklen Absichten der Generaldirektoren inkarniert« müssen sich die Kulturmonopole sputen, »es den wahren Machthabern recht zu machen«. (Adorno/Horkheimer 1944: 147) Diese Einschätzung der gegenwärtigen ökonomischen Lage stützt sich auf Friedrich Pollocks Thesen zum Staatsmonopolkapitalismus: »Die Geschichte ist, nach dem Bilde der letzten ökonomischen Phase, die Geschichte von Monopolen. Nach dem Bilde der manifesten Usurpation, die von den einträchtigen Führern von Kapital und Arbeit heute verübt wird, ist sie die Geschichte von Bandenkämpfen, Gangs und Rackets.« (Adorno 1942: 15)

Diese Darstellung scheint angesichts der global expandierenden kapitalistischen Ökonomie, die gerade nicht auf einer manifesten Indienstnahme durch heimliche oder offizielle Eliten beruht, unplausibel. Darauf haben auch Christoph Türcke und Gerhard Bolte ganz zutreffend hingewiesen. In dieser Lesart Adornos wird in der Tat »die Geltung aller wesentlichen Konstituenten einer kapitalistischen Ökonomie: Wertgesetz, Markt, Konkurrenz, Akkumulationsgesetz, [bestritten] und das Profitmotiv der einzelnen Wirtschaftssubjekte [...] durch das Machtmotiv ersetzt«. (Türcke/Bolte 1994: 46) Ohne

9 Hierbei ist wichtig zu berücksichtigen, dass Adorno und Horkheimer mit dieser Diagnose nicht allein die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik im Sinn haben, sondern auch die Monopolisierungstendenzen in ihrem amerikanischen Exil.

Zweifel gibt es einträchtige Machenschaften zwischen Regierungsvertretern, Konzernchefs und Gewerkschaftsbossen, aber die alle gemeinsam verfügen nicht über das Potential, sich den überindividuellen Anforderungen der kapitalistischen Ökonomie zu entziehen. Die Spielregeln definiert noch stets die Selbstverwertung des Werts und nichts und schon gar niemand sonst. »Wie das Monopol im ökonomischen Sinne, so kann das Racket im soziologischen Sinne bei weitem nicht die ihm hier beigemessene Universalität beanspruchen.« (Türcke/Bolte 1994: 57)

Der zweite Grund für die Abschaffung des Individuums folgt aus dem ersten und hängt mit dem Ende der Ideologie zusammen. Ich erinnere kurz an die Bestimmung, die Adorno von Ideologie gegeben hat:

»Als objektiv notwendiges und zugleich falsches Bewußtsein, als Verschränkung des Wahren und Unwahren, die sich von der vollen Wahrheit ebenso scheidet wie von der bloßen Lüge, gehört Ideologie, wenn nicht bloß der modernen, so jedenfalls einer entfalteten städtischen Marktwirtschaft an.« (Adorno/Horkheimer 1956: 168)

Ideologie hat die Funktion, Formen gesellschaftlicher Praxis und Herrschaft zu legitimieren. Sie ist insofern ein Phänomen politischer Verhältnisse, die solcher Legitimation bedürfen, statt Herrschaft durch dreiste Lügen oder unverhohlene Gewalt zu vertreten. »Wo bloße unmittelbare Machtverhältnisse herrschen, gibt es eigentlich keine Ideologien.« (Adorno/Horkheimer 1956: 168) Dieser Umstand sei in erheblichem Maße heute gegeben. Die Bestandteile der heutigen Massenkultur seien »allesamt in Regie genommen« und würden gesteuert mit den »Errungenschaften pervertierter Sozialpsychologie oder, wie man es treffend genannt hat, einer umgekehrten Psychoanalyse.« (Adorno/Horkheimer 1956: 177) Daher sei Ideologie heute nichts weiter als die »überhöhende Verdopplung und Rechtfertigung des ohnehin bestehenden Zustandes, unter Einziehung aller Transzendenz und aller Kritik.« (Adorno/Horkheimer 1956: 178) Diese Überlegungen Adornos sind sehr grundlegend für seine Auffassung von der Abschaffung des Individuums, denn die Spannung, die das Subjekt seit seiner Entstehung bei Odysseus charakterisiert, wird unter den aktuellen ökonomischen und sozio-kulturellen Bedingungen verwischt. Mit dem Bewusstsein des Unterschiedes verschwindet aber auch der Anspruch auf Veränderung. Die Menschen hören Adorno zufolge auf, die Differenzen zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit der bürgerlichen Gesellschaft noch länger kritisch zu denken und zu empfinden. Sie werden durch die Leistungen der Unterhaltungs- und Kulturindustrie unterschiedslos in die bestehenden Verhältnisse integriert und klatschen amüsiert Beifall zu ihrer eigenen Auflösung als mündiger Instanz durch die Profitinteressen der Medienmagnaten. »Die ursprüngliche Affinität aber von Geschäft und Amüsement zeigt sich in dessen eigenem Sinn: der Apologie der Gesellschaft.

Vergnügtsein heißt Einverstandensein.« (Adorno/Horkheimer 1944, 170) Die traditionelle Form von Ideologie, wo mit der gesellschaftlich notwendigen und zugleich unzureichend realisierten personalen Autonomie auch das Ideal ihrer vollgültigen Verwirklichung verbunden ist, ist Adorno zufolge in Auflösung begriffen. Das werde auch an der gegenwärtigen Kritik am Persönlichkeitsideal deutlich. »Geopfert wird das Moment an Autonomie, Freiheit, Widerstand, das einmal, wie sehr auch ideologisch verdorben, im Persönlichkeitsideal mitschwang.« (Adorno 1966a: 55) Die fortschreitende Auflösung alles Nicht-Identischen in der allgemeinen Heiterkeit kulturindustrieller Integration führt zu einer Destruktion der elementaren Voraussetzungen kritischen Bewusstseins. Die totale Gesellschaft immunisiert sich so schon gegen die bloße gedankliche Möglichkeit einer Alternative. Diese Kritik ist übertrieben. Sie dient schon bei Adorno selbst eher der zugespitzten Warnung vor einem möglichen Zustand und weniger einer angemessenen Beschreibung des aktuellen Status quo.

Schluss

Für die im Motto dieser Arbeit zitierte Bemerkung aus der *Minima Moralia*, bei vielen Menschen sei es bereits eine Unverschämtheit, wenn sie ›Ich‹ sagen, hat sich Adorno den Vorwurf der Inhumanität und der elitären Verachtung der Massen eingehandelt. In einem offenen Brief an Rolf Hochhuth präzisiert Adorno, »daß damit nicht die zur Unmündigkeit Verhaltenen angeklagt sind, sondern jener Machthaber, der schrieb ›Ich beschloss, Politiker zu werden‹«. (Adorno 1967: 139) Die These vom Aufstieg und Fall des Individuums ist jedoch nicht allein Anklage eines selbstherrlichen Personenkults, in dem sich die Exekutoren einer menschenverachtenden Gewaltphantasie als Subjekte der Geschichte missverstehen, sondern bewahrt auch das Ideal theoretischer und praktischer Autonomie. Adorno verbindet mit dem Begriff des Individuums ein tatsächlich einzulösendes Versprechen von wirklicher Autonomie, tatsächlichem Ausgang aus der Unmündigkeit in Theorie und Praxis. Dieses Individuum als selbständige Instanz, aus dessen Diskrepanz zur Gesellschaft seine Tragik ebenso besteht wie das Versprechen der Versöhnung, droht in der ökonomischen Sphäre mit der Depotenzierung der Einzelnen als wirtschaftende Subjekte zu verschwinden. Mit der Abschaffung des Individuums würden die Gegensätze zwischen den Einzelnen und der Gesellschaft nivelliert. Folglich verschwände auch die entsprechende Ideologie, in der neben dem schmerzlichen Gegensatz ja auch das Versprechen der Versöhnung ausgedrückt worden war. Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen ist jedoch weder privat noch politisch verschwunden und auch der Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft nicht. Die falschen gesellschaftlichen Verhältnisse generieren nach wie vor vielfältiges vermeidbares Leiden mitsamt seiner

ideologischen Legitimation. Deshalb ist Ideologiekritik noch immer möglich und nötig. Adorno weiß selbst am besten, »daß eine Gesellschaft, deren tragende Widersprüche ungemindert fortbestehen, auch im Bewußtsein nicht total integriert werden kann.« (Adorno 1969: 67) In diesem Sinne ist die These von der Abschaffung des Individuums als Instanz kritischen Denkens weniger diagnostisch als vielmehr kritisch zu verstehen. Adornos Diagnose ist übertrieben, denn »nur die Übertreibung ist wahr.« (Adorno/Horkheimer 1944: 142) Diese Behauptung ist ja selbst eine Übertreibung, wie Adorno ganz sicher nicht entgangen ist. Die Bedingungen und Aussichten für eine freie Assoziation autonomer Subjekte, in der man »ohne Angst verschieden sein kann« (Adorno 1951: 131), sind so schlecht wie meistens. Das ist indes kein Grund, dieses Ziel preiszugeben.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1942): »Reflexionen zur Klassentheorie«. In: Ders. (Hg.), Gesellschaftstheorie und Kulturkritik, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1975, S. 7-25.

Adorno, Theodor W. (1953): »Individuum und Organisation. Einleitungsvortrag zum Darmstädter Gespräch 1953«. In: Ders. (Hg.), Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971, S. 67-68.

Adorno, Theodor W. (1951): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Adorno, Theodor W. (1962): »Jene zwanziger Jahre«. In: Ders. (Hg.), Eingriffe. Neun kritische Modelle, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1963, S. 59-68.

Adorno, Theodor W. (1966a): »Glosse über Persönlichkeit«. In: Ders. (Hg.), Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980, S. 51-56.

Adorno, Theodor W. (1966b): Negative Dialektik, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Adorno, Theodor W. (1967): »Offener Brief an Rolf Hochhuth«. In: Ders. (Hg.), Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971, S. 134-142.

Adorno, Theodor W. (1968): »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft«. In: Ders. (Hg.), Gesellschaftstheorie und Kulturkritik, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1975, S. 158-174.

Adorno, Theodor W. (1969): »Freizeit«. In: Ders. (Hg.), Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980, S. 57-67.

Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1944): »Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente«. In: Gunzelin Schmid-Noerr, (Hg.), Max Horkheimer. Gesammelte Schriften. Band 5, Frankfurt/M.: Fischer 1987, S. 10-290.

Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1956): »Ideologie«. In: Institut für Sozialforschung (Hg.), Soziologische Exkurse, Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt 1991, S. 162-181.

Bonacker, Thorsten (1998): »Ohne Angst verschieden sein können. Individualität in der integralen Gesellschaft«. In: Dirk Auer/Thorsten Bonacker/Stefan Müller-Dohm (Hg.), Die Gesellschaftstheorie Adornos. Themen und Grundbegriffe, Darmstadt: Primus, S. 117-144.

Bremmer, Jan (1996): Götter, Mythen und Heiligtümer im antiken Griechenland, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Busche, Jürgen (1997): »Die Zeit in Gedanken fassen«. Neue Rundschau 108 (1997) H. 1, S. 25-28.

Claussen, Detlev (1995): »Das Neue im Alten. Bürgerliche Tradition und kritische Gesellschaftstheorie«. Zeitschrift für kritische Theorie Vol. 1/1995, S. 7-23.

Cochetti, Stefano (1985): Mythos und ›Dialektik der Aufklärung‹, Königstein/Ts.: Hain.

Elster, Jon (1979): Subversion und Rationalität. Mit einer Einleitung von Helmut Wiesenthal, übers. v. Benedikt Burkard, Frankfurt/M.,New York: Campus, 1987.

Freud, Sigmund (1917): »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«. In: Alexander Mitscherlich/Angela Richards/James Strachey (Hg.), Sigmund Freud Studienausgabe, Frankfurt/M.: Fischer 2000, Vol. 1, S. 37-445.

Freud, Sigmund (1930): »Das Unbehagen in der Kultur«. In: Alexander Mitscherlich/Angela Richards/James Strachey (Hg.), Sigmund Freud Studienausgabe, Frankfurt/M.: Fischer 2000, Vol. 9, S. 197-270.

Geyer-Ryan, Helga/Lethen, Helmut (1987): »Von der Dialektik der Gewalt zur ›Dialektik der Aufklärung‹. Eine Re-Vision der ›Odyssee‹«. In: Willem v. Reijen/Gunzelin Schmid-Noerr (Hg.), Vierzig Jahre Flaschenpost. ›Dialektik der Aufklärung‹ 1947 bis 1987, Frankfurt/M.: Fischer, S. 41-72.

Gill, Christopher (1996): Personality in Greek Epic, Tragedy, and Philosophy. The Self in Dialogue, Oxford: Clarendon.

Habermas, Jürgen (1969): »Urgeschichte der Subjektivität und verwilderte Selbstbehauptung«. In: Ders. (Hg.), Philosophisch-politische Profile, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 167-180.

Habermas, Jürgen (1973): Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band I. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988.

Habermas, Jürgen (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. 12 Vorlesungen, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Heiseler, Johannes H. v./Steigerwald, Robert/Schleifstein, Josef (Hg.) (1970): Die ›Frankfurter Schule‹ im Lichte des Marxismus. Zur Kritik der Philosophie und Soziologie von Horkheimer, Adorno, Marcuse, Habermas, Frankfurt/M.,: Verlag Marxistische Blätter.

Heit, Helmut (2007): Der Ursprungsmythos der Vernunft. Zur philosophiehistorischen Genealogie des griechischen Wunders, Würzburg: Königshausen und Neumann.

Hermlin, Stephan (1979): Abendlicht, Leipzig: Reclam.

Homer: Ilias und Odyssee. In der Übertragung von Johann Heinrich Voss. Hg. von Peter Von der Mühll, Wiesbaden: Löwit [1972].

Jamme, Christoph (1990): ›Gott an hat ein Gewand‹. Grenzen und Perspektiven philosophischer Mythos-Theorien der Gegenwart, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.

Kant, Immanuel (1784): »Beantwortung der Frage: ›Was ist Aufklärung?‹«. In: Wilhelm Weischedel (Hg.), Immanuel Kant. Werke in zehn Bänden, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977, Vol. 9, S. 53-61.

Kipfer, Daniel (1999): Individualität nach Adorno, Tübingen: Francke.

Marx, Karl (1867): »Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band«. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.), Karl Marx – Friedrich Engels – Werke (MEW), Berlin: Dietz (nach d. 4., 1890 v. Engels durchges. u. ed. Aufl.) 1962, Vol. 23, S. 3-802.

Marx, Karl/Engels Friedrich (1848): »Das Manifest der Kommunistischen Partei«. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.), Karl Marx – Friedrich Engels – Werke (MEW). Berlin: Dietz 1962, Vol. 4, S. 461-493.

Schmid-Noerr, Gunzelin (1987): »Nachwort des Herausgebers«. In: Ders. (Hg.), Max Horkheimer. Gesammelte Schriften Band 5, Frankfurt/M.: Fischer, S. 423-452.

Schmid-Noerr, Gunzelin (1990): Das Eingedenken der Natur im Subjekt. Zur Dialektik von Vernunft und Natur in der Kritischen Theorie Horkheimers, Adornos und Marcuses, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Thies, Christian (1997): Die Krise des Individuums. Zur Kritik der Moderne bei Adorno und Gehlen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Tönnies, Sibylle (1996): Die Feier des Konkreten. Linker Salonatavismus, Göttingen: Steidl.

Türcke, Christoph/Bolte Gerhard (1994): Einführung in die Kritische Theorie, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Wegerich, Ullrich (1994): Dialektische Theorie und historische Erfahrung zur Geschichtsphilosophie in der frühen kritischen Theorie Max Horkheimers, Würzburg: Königshausen & Neumann.

Weyand, Jan (2001): Adornos kritische Theorie des Subjekts, Lüneburg: zu Klampen.

Autorinnen und Autoren

Bock v. Wülfingen, Bettina Dr., Wissenschaftstheoretikerin, Dipl. Biol., 2002 bis 2006 Promotion in Public Health an der Universität Bremen, zurzeit Postdoktorandin am DFG-Graduiertenkolleg *Geschlecht als Wissenskategorie* an der Humboldt Universität Berlin mit einem erkenntnistheoretischen Projekt zur Modellbildung in den Biowissenschaften. Forschungsaufenthalte in Science Studies u.a. mit einem Marie-Curie-Stipendium an der Science and Technology Studies Unit der University of York und zuletzt am BIOS Centre der London School of Economics. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die Analyse der molekularen Wissenschaften zu Geschlecht, Gesundheit und Reproduktion. Zuletzt u.a.: Genetisierung der Zeugung – Eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte (Bielefeld 2007); als Mithg.: Materialität denken – Studien zur technologischen Verkörperung (Bielefeld 2005).

Ernst, Thomas, Autor und Literaturwissenschaftler, studierte Philosophie und Germanistik in Duisburg, Berlin, Bochum und Leuven/Belgien. 2005 arbeitete er als Gastwissenschaftler an der Columbia University in New York, Lehraufträge an den Universitäten in Amsterdam, Leuven, Mannheim, Trier und Duisburg-Essen. Seine Dissertation mit dem Titel »Pop, Minoritäten, Untergrund. Subversive Konzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa« wurde von der Hans-Böckler-Stiftung und der Universität Trier unterstützt und 2007 abgeschlossen. Er veröffentlichte u.a. *Popliteratur* (Hamburg 2001/2005) sowie zahlreiche Buchbeiträge, Essays und Aufsätze zur Gegenwartsliteratur und -kultur, absolvierte zahlreiche Leseperformances in England, Wales, Belgien, Österreich, Deutschland und erhielt zwei Literaturstipendien. Zuletzt als Mithg.: SUBversionen. Zum Verhältnis von Politik und Ästhetik in der Gegenwart (Bielefeld 2007). Mehr Informationen unter www.thomasernst.net

Göltl, Michaela, Künstlerin, Fotografin, lebt in Wien und Berlin. 1986-1992 Studium an der Hochschule für angewandte Kunst, Wien, 1991 Internationale Sommerakademie Salzburg, Videoklasse Valie Export, 1990-93 Gasthörerin an der Hochschule der Künste, Berlin, diverse Stipendien, seit 1987 Organisation von Ausstellungen und Austauschprojekten, 1994-97 Organisation der Frauenfotogalerie SILBERBLICK, Berlin, 1993-2000 Internationaler Künstlerinnenverein »eigenart«, Wien – Berlin, diverse Ausstellungsbeteiligungen und Einzelausstellungen, u.a. »In Sight Out«, Galerie Pfefferberg, Berlin (1999), »cyborg.cycles«, ex(S)HiBiTiOn, Marg, Wien (1999), »Outward«, Kunstzimmer f 8, Berlin (2001), »unterm horizont«, Frauenhetz, Wien (2002), »mind the gap« und »transformationen«, Galerie Ariadne, Wien (2002), »Second Skin«, secondhandcity, Podium, Wien (2003), »loves rite«, Galerie Ariadne, Wien (2005). Weitere Informationen unter www.p-art.com

Heit, Helmut Dr., Dilthey-Fellow an der TU Berlin, studierte Philosophie und Politik in Hannover und Berlin. Von der Hans-Böckler-Stiftung mit einem Stipendium bedacht, promovierte er 2003 an der Universität Hannover mit einer Arbeit zu den Versuchen, die Entstehung westlicher Philosophie als Abgrenzung vom Mythos zu erklären. Forschungen zu Wissenschaftstheorie und zu Sozialphilosophie, u.a. in London (2000) und Melbourne (2002). Nach der Promotion wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Zentralen Einrichtung für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsethik der Universität Hannover (2003-2005), als DAAD-Postdoktorand in San Diego (2005-2006) und am Institut für Philosophie an der HU Berlin (2006-2007). Zuletzt u.a.: Der Ursprungsmythos der Vernunft. Zur philosophiehistorischen Genealogie des griechischen Wunders (Würzburg 2007).

Helmerdig, Silke, Künstlerin, Fotodesignerin, 1984-1990 Designstudium mit Schwerpunkt Fotografie an der Fachhochschule Dortmund, 1990 Diplom, 1991 Master of Art, Fine Art, Mixed Media am Chelsea College of Art and Design, London, seit 1991 freiberuflich in Düsseldorf als Künstlerin, seit 1995 in Berlin; verschiedene Lehraufträge an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig und der Universität Kassel, Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, mehrere DAAD Kurzzeitdozenturen (2000-2002) an Universitäten in Thailand, seit 2005 Gastprofessur für Fotografie am Studiengang Kommunikationsdesign der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig; diverse Festivalteilnahmen, Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen; zus. mit Martin Scholz: Ein Pixel, Zwei Korn – Grundlagen analoger und digitaler Fotografien und ihre Gestaltung (Frankfurt 2006). Weitere Informationen unter www.helmerdig.de

Hoppe, Marcus, M.A., studierte Politische Wissenschaft, Soziologie und Literaturwissenschaft in Hannover und Glasgow/Schottland. Während seines Studiums war er als Tutor tätig und engagierte sich in der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit und in der Arbeitsgemeinschaft Bergen-Belsen. 2000 bis 2003 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover und ist dort auch weiterhin als Lehrbeauftragter tätig. Seit Dezember 2003 ist er Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung und promoviert über den Zusammenhang von Nationalismus und europäischer Integration mit dem Fokus auf substaatlichen nationalistischen Parteien. Zu seinen Forschungsinteressen gehören neben Nationalismus und der Europäischen Union Themen der Friedens- und Konfliktforschung und Analysen von Terrorismus und politischer Gewalt. Zuletzt: »Nationale Grenzen des Verfassungspatriotismus in Europa«. In: Christiane Lemke u.a.: Konstitutionalisierung und Governance in der EU (Münster 2006).

Janzen, Anita, Grafikerin, Berlin. Designentwicklungen: Künstlerkatalog, Buch-, Plakat- und Postkartendesign sowie Webseitengestaltung.

Körte, Clemens Dr., Historiker, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Rechtswissenschaft und Politikwissenschaft an den Universitäten Freiburg und Tübingen, am Trinity College Dublin und an der Humboldt Universität Berlin. Zuletzt: Rechtsbewußtsein und Verrechtlichung in der irischen Agrargesellschaft 1760-1850 (Göttingen 2006).

Richter, Sebastian, M.A., Autor und Regisseur. Er studierte Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte in Frankfurt/M., seit 1997 eigene Arbeiten an verschiedenen Theatern. 2002 wirkte er in der Programmplanung der *eDIT / VES – the European Festival for Production and Visual Effects* mit. Im Wintersemester 2003/2004 Lehrauftrag an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt zum Thema Computerspiele und Spielfilme. Derzeit arbeitet er an einer Dissertation über die Auswirkungen des Zusammenwachsens von Spielfilm und Animationsfilm und ist seit 2003 Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung. Zuletzt als Mithg.: SUBversionen. Zum Verhältnis von Politik und Ästhetik in der Gegenwart (Bielefeld 2007). Mehr Informationen unter www.sebastianrichter.de

Schroer, Markus Dr. phil., Heisenberg-Stipendiat der DFG und Privatdozent für Soziologie an der TU Darmstadt, seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind: Soziologische Theorie, Kultursoziologie, Politische Soziologie, Soziologie des Raums. Zentrale Publikationen: Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven (Frankfurt/M. 2001), Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frank-

furt/M. 2006), als Hg.: Soziologie des Körpers (Frankfurt/M. 2005); mit G. Kneer u. E. Schüttpelz: Entgrenzung des Sozialen. Beiträge zu Bruno Latours Wissenschafts-, Technik-, Medien- und Sozialtheorie (Frankfurt/M. 2007).

Sennewald, Nadja Dr., freie Autorin, studierte in Hildesheim Kulturwissenschaften. Ihre Dissertation über das Geschlecht der Aliens in amerikanischen Science-Fiction-Fernsehserien wurde von 2003-2006 von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Feministische Theorie, Populäre Kultur und Medienwissenschaften. Ihre literarischen Veröffentlichungen: schöner_wohnen.doc (Köln 2000); RunRabbitRun (München 2004). Zuletzt: Alien Gender. Die Inszenierung von Geschlecht in Science-Ficrtion-Serien (Bielefeld 2007), als Mithg.: SUBversionen. Zum Verhältnis von Politik und Ästhetik in der Gegenwart (Bielefeld 2007).

Sing, Manfred Dr., wissenschaftlicher Angestellter an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Breisgau im DFG-Projekt »Die Neu-Orientierung arabischer Post-Kommunisten nach 1989 im Nahen Osten«, Lehrbeauftragter, Übersetzer und Arabischlehrer an der Freiburger Universität, Studien- und Forschungsaufenthalte in Syrien und Libanon, von 1987-1994 Volontariat und Tätigkeit als Redakteur bei einer regionalen Tageszeitung, von 1994-2000 Studium der Islamwissenschaft, Soziologie und Geschichte in Freiburg und Damaskus. 2005 Promotion im Fach Islamwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Breisgau. Zuletzt u.a.: Progressiver Islam in Theorie und Praxis (Würzburg 2007).

Steidten, Torsten, Diplom-Mathematiker, von 1989-1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Karl-Marx-Stadt/Chemnitz, 1994-2002 Mitarbeit an verschiedenen Projekten an der TU Chemnitz und an der TU Bergakademie Freiberg, von 2002 bis 2006 in der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung, Promotionsthema im Bereich der Anwendung der Mathematik in der Schweißtechnik, ehrenamtlich aktiv in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Mitglied des Gemeinderates in Gelenau.

Thomas, Stefan, Diplom-Psychologe, promoviert an der Freien Universität Berlin und ist Altstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, Lehrbeauftragter an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin und GEW-Mitglied. 2003/04 Gastwissenschaftler an der University of California, San Diego. Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie, Psychologie des Alltags, Identität, Armut, Exklusion, Wissenschaftstheorie und Forschungsmethoden. Zuletzt: Berliner Szenetreffpunkt ›Bahnhof Zoo‹. Alltag junger Menschen auf der Straße (Wiesbaden 2005).

Treiber, Magnus Dr., Lehrbeauftragter am Institut für Ethnologie und Afrikanistik und am Institut für Interkulturelle Kommunikation an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Studium der Neueren deutschen Literatur, Ethnologie und Politischen Wissenschaft, 2000-2005 Promotion am Institut für Ethnologie und Afrikanistik der Universität München, verschiedene Feldforschungaufenthalte in Asmara/Eritrea, Forschungsschwerpunkte: Urban Anthropology, Milieu-, Adoleszenz-, Armuts- und Migrationsforschung, Qualitative Sozialforschung (insbesondere Methodik der Feldforschung), Theorie der Sozialwissenschaften; regionaler Schwerpunkt: Horn von Afrika, insbesondere Eritrea und Äthiopien. Zuletzt u.a.: Der Traum vom guten Leben. Die eritreische *warsay*-Generation im Asmara der zweiten Nachkriegszeit (Münster 2005).

Warner, Ansgar Dr., Literaturwissenschaftler und Journalist, 2000 Staatsexamen in Deutsch/Geschichte an der FU Berlin, von 2002 bis 2005 Teilnahme am Internationalen Promotionsprogramm Literatur- und Kulturwissenschaft der JLU Gießen, von 2003 bis 2005 Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung, 2006 Promotion zum Dr. phil. an der HU Berlin, von 2005-2007 Postdoktorand im DFG-Graduiertenkolleg *Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* an der JLU Gießen. Zuletzt: »Kampf gegen Gespenster«. Die Radio-Essays Wolfgang Koeppens und Arno Schmidts im Nachtprogramm des Süddeutschen Rundfunks als kritisches Gedächtnismedium (Bielefeld 2007).

Zauner, Christa, Künstlerin, Fotografin, diverse Ausstellungen u.a. »fe/male« U-Bahnstation Braunschweiggasse, Wien (2001), »mind the gap«, Galerie Ariadne, Wien (2002), »seeing players«, Goethe Institut und CUNY, New York (2003), »Schweizer Art III«, Zeughaus, Tiroler Landesmuseum, Innsbruck (2003), »küchengeschichten«, Galerie Ariadne Wien (2005), »und +« Galerie Atrium ed Arte, Wien (2006), »und sie fuhr fort« Wienstation Gürtelbogen, Monat der Fotografie (2006), »küchengeschichten«, frauen museum Wiesbaden (2007); Teil des kleinen Expertenteams, das in den Jahren 2003 bis 2006 in Handarbeit Faksimiles von ausgewählten Francis-Bacon-Originalen für die Werkschau anfertigte (Francis Bacon Detritus, London 2006). Weitere Informationen unter www.p-art.com

Herausgeberinnen und Herausgeber

Poppitz, Angela Jenny, Dipl. Soziologin, studierte von 1994 bis 1999 in Leipzig, Chemnitz und Hatfield (GB) im Diplomstudiengang Soziologie, Öffentliches Recht und Betriebswirtschaftslehre, Schwerpunkte: Industrie- und Techniksoziologie sowie Regionalforschung und Sozialplanung. 1999 bis 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt *Dienstleistung als Interaktion* an der TU Chemnitz und Quartiersmanagerin im Bund-Länder-Programm *Die soziale Stadt* in Chemnitz. Seit August 2003, gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung, Doktorandin der TU Chemnitz im Bereich Industrie- und Techniksoziologie mit dem Thema »Bahnalltag im Arbeitsalltag. Über Organisation und (Er-)Leben des Bahnfahrens bei arbeitsbedingt Bahnreisenden«. Veröffentlichungen zum Themenbereich Bahn, zuletzt u.a.: Interaktionsarbeit im Zugabteil – Unsicherheiten bei Dienstleistungsinteraktionen. In: F. Böhle/J. Glaser (Hg.): Arbeit in der Interaktion – Interaktion in der Arbeit. Arbeitsorganisation und Interaktionsarbeit in der Dienstleistung (Wiesbaden 2006).

Schuegraf, Martina Dr. phil., Studium der Pädagogik und Musikwissenschaft, zurzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) »Konrad Wolf« im Fachbereich Medienwissenschaft: Analyse, Ästhetik, Publikum; Altstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und Mitglied des Promotionskollegs *Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen* der Universitäten Halle/Wittenberg und Magdeburg, promovierte an der Otto-von-Guericke Universität in Magdeburg am Lehrstuhl Allgemeine Pädagogik zum Thema »Medialität und Subjektkonstitution. Medienkonvergente Interaktionen am Beispiel von Musikfernsehen«, 2004 Forschungsaufenthalt an der University of Berkeley. Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Medien- und Sozialforschung, Medienkonvergenzforschung, Musik- und Popkultur, dekonstruktivistische Theorien, Cultural Studies.

Smykalla, Sandra, Pädagogin, M.A., zurzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin im GenderKompetenzZentrum an der Humboldt-Universität zu Berlin, Altstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und Doktorandin des Pädagogischen Seminars der Georg-August-Universität Göttingen, Dissertation zum Thema »Die Bildung der Differenz – Interventionsstrategien gender-orientierter Weiterbildung und Beratung im Kontext von Gender Mainstreaming« (Arbeitstitel). Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Erwachsenenbildung, Gleichstellungspolitik, Gender Mainstreaming, Feministische Theorien, Dekonstruktion. Zuletzt: Die Entgrenzung von Bildung. Ambivalenzen im Feld gender-orientierter Weiterbildung. In: Antje Schellack/Stefanie Große: Bildungswege. Aufgaben für die Wissenschaft – Herausforderungen für die Politik (Münster 2007).

Würmann, Carsten, Literaturwissenschaftler, freier Journalist für Zeitung und Rundfunk, Studium der Geschichte und Germanistik in Berlin und Lyon, Altstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, arbeitet an einer Dissertation zu Kriminalitätsdarstellungen im Nationalsozialismus, Publikationen u.a. zur Literatur- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, zuletzt als Mithg.: Deutsches Lied. Volume 1 & 2 (Bielefeld 2007); Verbrechen als Passion. Untersuchungen zum Kriminalgenre (Berlin 2004), demnächst als Mithg.: Im Pausenraum des ›Dritten Reiches‹. Zur Populärkultur im nationalsozialistischen Deutschland (Frankfurt/M. 2008).

KörperKulturen

Carsten Würmann,
Martina Schuegraf,
Sandra Smykalla,
Angela Poppitz (Hg.)
Welt.Raum.Körper
Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum

November 2007, 300 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-757-8

Bettina Bock von Wülfingen
Genetisierung der Zeugung
Eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte

Februar 2007, 374 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-579-6

Antje Stache (Hg.)
Das Harte und das Weiche
Körper – Erfahrung – Konstruktion

2006, 208 Seiten,
kart., 23,80 €,
ISBN: 978-3-89942-428-7

Stefanie Richter
Essstörung
Eine fallrekonstruktive Studie anhand erzählter Lebensgeschichten betroffener Frauen

2006, 496 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 978-3-89942-464-5

Claudia Franziska Bruner
KörperSpuren
Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen

2005, 314 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-298-6

Corinna Bath, Yvonne Bauer,
Bettina Bock von Wülfingen,
Angelika Saupe,
Jutta Weber (Hg.)
Materialität denken
Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper

2005, 222 Seiten,
kart., 23,80 €,
ISBN: 978-3-89942-336-5

Michael Cowan,
Kai Marcel Sicks (Hg.)
Leibhaftige Moderne
Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933

2005, 384 Seiten,
kart., ca. 50 Abb., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-288-7

Jan Weisser
Behinderung, Ungleichheit und Bildung
Eine Theorie der Behinderung

2005, 114 Seiten,
kart., 12,80 €,
ISBN: 978-3-89942-297-9

Mirjam Schaub,
Stefanie Wenner (Hg.)
Körper-Kräfte
Diskurse der Macht über den Körper

2004, 190 Seiten,
kart., 23,80 €,
ISBN: 978-3-89942-212-2

Monika Fikus,
Volker Schürmann (Hg.)
Die Sprache der Bewegung
Sportwissenschaft als Kulturwissenschaft

2004, 142 Seiten,
kart., 14,80 €,
ISBN: 978-3-89942-261-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de